Per 21, NF-3
~~Ser. 2.~~

Polütter

Digitized by Google

<36608226780011

<36608226780011

Bayer. Staatsbibliothek

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Friedr. Arn. Brockhaus.

Dritter Band,

enthält:

No. 1—40.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Leipzig und Altenburg,
1816.

Digitized by Google

Inhaltsanzeige.

No. 1. Gegen den geheimen Rath Schmalz zu Berlin wegen seiner jüngst herausgegebenen Worte: „über politische Vereine.“ — Anzeige, Simonde Sismondi's Literatur des südlichen Europa's betreffend.

No. 2. Erinnerungen, aus den Papieren eines weimarischen Staatsdieners genommen. — Gegen den geheimen Rath Schmalz zu Berlin wegen seiner jüngst herausgegebenen Worte: „über politische Vereine.“ (Beschluß.)

No. 3. Bruchstücke von Zeitbetrachtungen (fortgesetzt aus dem 23sten Stücke des vorigen Bandes.) — Oldenburg, Barel und Kniephausen. — Gedichte: Lied zur Andacht am eisernen Kreuze. Auf Alexanders Ankunft in Berlin am 24sten Oct. 1815.

No. 4. Literatur. (Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen deutschen Prinzen.) — Gedicht; der Feldmarschall und die Sphinx in St. Cloud.

No. 5. Ueber Gründe mit Zusammenhang unserer jetzigen politischen Crisis. — Ueber Frankreichs letztes Ministerium. — Literatur. (Schattenbild u. s. w. Beschluß.)

No. 6. Ueber eine ganz neue französische Weissagung. — Ueber Frankreichs Unglück. — Fragen. — Gedicht: der Freudenklang.

No. 7. Bruchstücke aus einer Rede an die deutschen Krieger vom Marsfelde am 3. März 1815. — Die Kunst-Adrastea. — Pariser Urtheile über Deutschland. — Die Feier des 18. Oct. in Merseburg.

No. 8. Literatur. (Einfaches Mittel der Beköstigung der vor dem Feinde stehenden Heere und die Stärkung der verwundeten und erkrankten Krieger zu erleichtern, von Prof. Hausmann.) — Frauenverein im Herzogthum Sachsen. — Noch ein Wort über die Aachner Säule. — Die neuen Diplomatiker. — Aus Pradts Geschichte der französischen Gesandtschaft in Warschau im J. 1812. — Anzeige, das Lied der Nibelungen von Büsching betreffend.

No. 9. Deutschlands Naturgrenze gegen Frankreich, wie sie uns der künftige dritte punische Krieg geben muß, von C. Müller.

No. 10. Die neuen Obscuranten im Jahre 1815. Dem geheimen Rath Schmalz gewidmet. — Deutschlands Naturgrenze gegen Frankreich. (Beschluß.)

No. 11. Ein deutsches Fürstenwort. — Literatur. (Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland, von Oken.) — Anzeige von Chateaubriand Essai historique, 2 Vol., und Souvenirs, 1 Vol.

No. 12 Die neuen Obscuranten im Jahr 1815. (Beschluß.) — Gedicht: in Wien angeschlagen im Sommer 1813. — Anzeige, die Blumenlese aus dem Stammbuche der Hendel-Schütz betreffend.

No. 13. Erklärung. — Paris in Deutschland. — Ueberrheinische deutsche Länder. — Anekdote.

No. 14. Klagen der Kirche. — Anekdote. — Anagramm.

No. 15. Das öffentliche Recht und die politische Geschichte. (Dohms Denkwürdigkeiten 1. Band.) — Anzeige.

No. 16. Ehre Würtemberg. — Das öffentliche Recht und die politische Geschichte. (Beschluß.)

No. 17. Fouché, Herzog von Otranto. — Anzeige, Sprengels Institutiones medicae Tom. V. betreffend.

No. 18. Nennt euch! An die Verunglimpfer der deutschen Sache. — Schmalz und Niebuhr. — Fouché, Herzog von Otranto. (Beschluß.)

No. 19. Politisch-historische Literatur. (Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate, von Niebuhr. Ueber des Herrn Niebuhrs Schrift wieder die meinige, politische Vereine betreffend. Vom geheimen Rath Schmalz.)

No. 20. An den Redacteur der deutschen Blätter. — Antwort der Redaction. — Politisch-historische Literatur. (Niebuhr gegen Schmalz, und dessen Antwort, Beschluß.) — Anzeige, die Bibliothek englischer Romane betreffend.

No. 21. Der neue Frieden. — Literarische Anzeigen von Saalfelds allgemeiner Geschichte und dem Lobgesang auf den heiligen Anno von Goldmann.

No. 22. Die Weltgeschichte seit 1789. — Merkwürdige Stellen aus Pradt's Wort über den Wiener Congreß.

No. 23. Politisch-historische Literatur. (Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Bonaparte in den Jahren 1812—1815, von Venturini.)

No. 24. Zu dem Aufsatze: „Ein deutsches Fürstenwort" im 11. Stücke dieses Bandes. — Rüge. — Der Nibelungen Hagen. — Frage.

No. 25. Die Jahre 1515, 1615 und 1715.

No. 26. Literatur. (F. Schleiermacher an den Herrn geheimen Rath Schmalz.) — Die Jahre 1515, 1615 und 1715. (Fortsetzung.) — Ueberrheinische deutsche Länder. (Fortsetzung.)

No. 27. Die Hamburger Bank. — Ueberrheinische deutsche Länder. (Fortsetzung.) — Anzeige, Venturini's Befreiungskriege betreffend.

No. 28. Literatur. (Krug über das Wesen und Wirken des s. g. Tugendbundes und andere angeblichen Bünde.)

No. 29. Deutschlands Friede. — Epigramm: An Herrn K.... über Schmalz.

Digitized by Google

No. 30. Deutschlands Frieden. (Beschluß.) — Nachschrift. — Mancherlei. — Epigramme: Kleine Gastgeschenke.

No. 31. Ansichten der hannöverischen Regierung über allgemeine Volksbewaffnungen oder den Landsturm. — Ueberrheinische deutsche Länder. (Fortsetzung.) — Anzeige, die Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale während der Jahre 1813 und 1814 betreffend.

No. 32. Ueber die Abtretung des bisher der Krone Schweden zuständig gewesenen Antheils von Pommern an Preußen. — Gedicht: dem deutschen Helden, dem Grafen von Gneisenau.

No. 33. Literatur. (Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit, vom Gouvernementsrath Koppe in Aachen.) — Ankündigung der Zeitgenossen. — Vorläufige Anzeige, das Aufhören der deutschen Blätter betreffend.

No. 34. Napoleon und Kosciuszko. — Zusatz. — Warnende Stimme aus der Schweiz an Deutschland. — Wunderbare Erscheinung.

No. 35. Die Jahre 1515, 1615 und 1715. (Beschluß.) — Literatur. (Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers u. s. w. Beschluß.)

No. 36. Noch immer Schmalziana. (Das Mährchen von den Verschwörungen, von Rühs.) — Gedicht von Geitel: Phantasie am Abend des 29. Januars 1816 bei der Rückkehr der Braunschweigischen Truppen. — Anzeige, das Conversations-Lexicon betreffend.

No. 37. Letzte Schmalziana. (Wielands Bemerkungen gegen die Schrift des geheimen Raths Schmalz über politische Vereine. Von der Begeisterung des preußischen Volks im Jahre 1813, als Vertheidigung unseres Glaubens, von F. Förster.) — Was hat Oesterreich gethan, was geopfert?

No. 38. Letzte Schmalziana. (Schluß. Letztes Wort über politische Vereine, vom geheimen Rath Schmalz.) — Was hat Oesterreich gethan, was geopfert. (Beschluß.) — Ueber die Wegführung und die Zurückkunft der Braunschweigischen Kunst- und Bücherschätze.

No. 39. Schluß dieser und Ankündigung der Encyclopädischen Blätter.

No. 40. Schluß dieser und Ankündigung der Encyclopädischen Blätter. (Beschluß.) — Ankündigung der Encyclopädischen Blätter. — Ankündigung einer Zeitschrift; Kriegsgeschichtliche Monographien aus der neueren Zeit.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 1s Stück.

Gegen den geheimen Rath Schmalz zu Berlin wegen seiner jüngst herausgegebenen Worte: „über politische Vereine."

Die Venturinische Chronik für das Jahr 1808 hatte vom Tugendverein eine kurze Nachricht gegeben, den Minister Stein als den Stifter, Schill und den jetzigen englischen General von Dörenberg als Mitglieder desselben genannt, und alsdann gesagt:

„ein Gerücht nannte auch den geheimen Rath „Schmalz (als Mitglied nämlich), welcher „aus Halle entwichen, jetzt in Berlin privatisirte, und auf bessere Zeiten hoffte."

Die Chronik erwähnt hierauf der Thätigkeit Schills zur Vorbereitung seines bekannten Unternehmens; gibt, unter unrichtiger Zeitbeziehung, Nachricht von des Herrn Schmalz Entwurf einer Addresse an die Preußen, seiner dadurch veranlaßten Verhaftung von den damaligen französischen Verwaltungsbehörden zu Berlin, ferner seiner Loslassung auf Davousts Befehl, und endlich wie sich darauf der (nach dem Ausdrucke der Chronik) verächtliche Berliner Telegraph bei Ge-

legenheit dieses Vorfalls habe vernehmen lassen. Der Herr geheime Rath Schmalz ist durch diese Stellen der Chronik veranlaßt worden, eine kleine Flugschrift unter dem Titel: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow Venturinischen Chronik u. s. w." herauszugeben, in welcher er noch über gar mancherlei andere Dinge spricht. Im Eingange dieser Schrift sagt Herr Schmalz, daß ihn die in der Chronik wiederfahrene Kränkung seiner Ehre nicht zum Schreiben bewogen haben würde, wenn in der Sache nicht selbst ein allgemeines Interesse läge. Was die erste, nämlich die Kränkung seiner Ehre, betrifft, so hätte es darüber, daß sie allein kein Bewegungsgrund zur Schrift des Herrn geheimen Raths würde gewesen seyn, keiner besondern Versicherung bedurft. Denn daß man denselben mit Männern, wie Stein und Dörenberg sind, und Schill war, in Verbindung gestellt hat, konnte doch wohl keine Ehrenkränkung seyn, und jener Namen wegen doch auch gewiß eben so wenig die ihm zugeschriebene Theilnahme am Tugendverein, wenn sie auch schon nicht Statt gefunden. Die übrigen, von der Chronik angegebenen geschichtlichen Umstände sind, wie wir durch Herrn Schmalz erfahren, fast überall unrichtig, aber nicht kränkend. Die angeführten Worte des Telegraphen werden durch das dem Letztern von der Chronik zugetheilte Beiwort „verächtlich" richtig gestempelt, und als ein zu beurtheilendes Urtheil ausgesondert. Der einzige Umstand also, den Herr Schmalz als beleidigend ansehen konnte, war demnach der, daß ihn die Chronik unrichtiger Weise von Halle ent-

weichen ließ. Herr Schmalz konnte aber vertrauen, daß die schon allgemein genug verbreitete Kenntniß von der Weise der fremden Unterdrücker hingereicht haben würde, sein Entweichen vor ihnen, selbst wenn es Thatsache gewesen wäre, in seiner richtigen Beziehung zu betrachten. Zudem hat die Chronik des Herrn Venturini wegen ihrer manteltragenden, zweideutigen Darstellung bei Wohlmeinenden nie in sonderlichem Ansehen gestanden.

Wir glauben also recht gern der Versicherung des Herrn geheimen Raths, daß er zur Rettung seiner Ehre allein nicht würde gesprochen haben, zumal da gekränkte Ehre so lange, wie er bisher gethan, nicht zu schweigen pflegt. Wir gehen aber dieses langen Stillschweigens halber noch weiter, indem wir vermuthen, daß auch das allgemeine Interesse, welches dem Herrn Schmalz in den geschichtlichen Umständen, die er mittheilt, zu liegen schien, denselben entweder früher, oder auch jetzt nicht würde sprechen gemacht haben, wenn es nicht die mancherlei andern Dinge gewesen wären, deren wir oben erwähnten, und die zum Theil auch der Titel seines Schriftchens anmeldet. Er hat die Erwähnung seiner in der Venturinischen Chronik benutzt, wie mancher Prediger vorgeschriebene Texte, an die gehängt wird, was sich nur eben mit einzelnen Worten derselben in Verbindung setzen läßt. So theilt uns Herr Schmalz seine richtige Kenntniß der Triebfedern mit, die das Volk der preußischen Länder gegen die Franzosen so kräftig und so heilbringend in Bewegung setzte; er gibt uns ein Bei-

spiel, daß man sagen könne: der Tugendbund (von welchem wir durch ihn zuerst erfahren, daß er sich den Ruhm des Volks zulüge) habe gar nichts gewirkt (S. 14); er benachrichtigt uns von dem Daseyn von Verbindungen, die aus den Trümmern des Tugendvereins entstanden seyn sollten, deren Mitglieder Volksaufwiegelung beabsichtigen, und Eidbruch, Mord, Plünderung und Nothzucht (S. 12 und 13) predigen, wofür er uns einen der Wichtigkeit der Sache angemessenen Zeugen, seine Versicherung, aufstellt. Eine unstreitig zu große Schonung hat ihn vielleicht abgehalten, uns Mitglieder solcher Greuelvereine namhaft zu machen, inzwischen fehlt es nicht an „halb angedeuteten Insinuationen," welche, nach des Herrn geheimen Raths Bemerkung (S. 12 Mitte), einen zwiefachen Vortheil mit sich führen sollen. Wir rechnen hierher vorzüglich die Abgabe allgemeiner Kennzeichen, nach welchen wir nun schon manche namentlich bekannte politische Schriftsteller dieser Zeit ganz unstreitig als Mitglieder solcher geheimen Vereine anzusehen haben: nämlich „es charakterisirt sie (S. 12) Verachtung der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten," Reden von Deutschheit und Einheit der Deutschen, die sie natürlich in ihren Flugblättern ausblasen, in welchen sie gern leidenschaftlich scheinen; aber Deutschland, unter dessen Bürgern, nach S. 11, das Daseyn von Verbindungen der eben geschilderten Art überall Furcht verbreitet hat, braucht, nach S. 13, nicht zu zittern; dieses Deutschland wird nicht durch Declamationen in Bewegung gesetzt, und die Ga-

be, ruhig Gründe aus einanderzusetzen, scheint jenen Schreibern gänzlich abzugehen. Endlich glaubt Herr Schmalz es noch dem Andenken des allerdings stets rühmlichst zu erwähnenden Scharnhorst, seines Schwagers so viel wir wissen, schuldig zu seyn, zu bezeugen, daß er nicht einmal dem Tugendvereine, viel weniger noch einem andern angehört habe.

Alles dieß führt der Herr geheime Rath in ziemlich runden Worten aus, wir fürchten in zu runden für die Wahrheit. In Manchem scheint er, in Einem wenigstens hat er deßhalb sich, gelinde gesagt, sehr stark übereilt.

Was zunächst das preußische Volk betrifft, von dem Herr Schmalz (S. 14) versichert, daß es ohne Begeisterung, nach seinem Ausdrucke, aus bloßem ruhigen Pflichtgefühl die größten Opfer gebracht, und alles Geleistete gethan habe, so wollen wir dem Herrn geheimen Rath bloß Glück wünschen zu seinem Glauben, in demselben lauter Abdrücke seines Schulweisen gefunden zu haben, der vielleicht selbst das Erhabene thäte ohne sonderliche Gemüthserhebung, das aus dem Geiste und des Geistes wegen zu leistende, ohne vom Geiste besessen zu seyn. Sollten die berufenen oder unberufenen öffentlichen Stimmführer des preußischen Volks der Meinung seyn, es habe die Lobsprüche des Herrn Schmalz nicht verdient, so mögen sie darüber sich mit ihm in Streit setzen. Wir wollen sie hier nur darauf aufmerksam machen, daß in unserer Schrift das Thor zum Wortstreit hierüber gewissermaßen schon offen stehe, indem Herr Schmalz nach denjenigen

Stellen, wo er das Volk in Preußen gegen den Vorwurf der Begeisterung zu retten sucht, doch von einem Eifer desselben spricht.

Anlangend hierauf den Tugendverein, (von welchem der Verfasser dieses, wie er aufs heiligste versichern kann, weder jemals Mitglied gewesen, noch Mitglied zu werden aufgefodert worden ist), so mögen die ehemaligen Mitglieder desselben, wenn ihnen daran gelegen seyn sollte, uns unterrichten, in wie fern Herr Schmalz Recht habe, von ihnen zu behaupten: sie hätten gar nichts gethan. Wir unserer Seits meinen, daß sie wohl nicht alles gethan, ja daß sie vielleicht von vielem, was geschehen mußte und geschehen ist, nur sehr wenig veranlaßt haben mögen, daß namentlich die allgemeine Erhebung der Preußen auch wohl ohne sie erfolgt seyn würde, unmöglich aber können wir glauben, daß Männer, wie Stein und Dörenberg, wenn sie anders jenem Vereine auf solche Art, wie man öffentlich behauptet, angehörten, sich mit lauter Windbeuteln zu bloßen Windbeuteleien sollten verbunden habe. Eine verständige Ansicht dessen, was das allgemeine Interesse foderte, auch allgemein zu verbreiten; den Haß gegen die fremden Unterdrücker zu wecken und zu schärfen, und mit allem diesen jeder künftigen Unternehmung zur Abschüttelung des Joches einen leicht in Bewegung zu setzenden Stoff vorzubereiten; dieß mochten würdige Zwecke eines geheimen Bundes zu einer Zeit scheinen, da freie Worte für unser Vaterland kaum durften gesprochen, geschweige denn gedruckt verbreitet werden. Ob der Tu-

gendverein jene Zwecke gehabt? ob er für sie etwas geleistet? können wir aus schon angeführten Gründen nicht bestimmen; Herr Schmalz, der, nachdem er die Theilnahme am Verein abgelehnt, sich mit uns in gleichem Falle befand, hätte deßhalb, scheint es, ebenfalls anstehen sollen, so bestimmt und unbedingt, wie er gethan, abzusprechen.

Ob ferner, wie Herr Schmalz behauptet, sich aus den Trümmern des Tugendvereins nach seiner Aufhebung sich andere Verbindungen gebildet, deren Hauptzweck Volksaufwiegelung seyn soll, angeblich zur strengsten Einheit des Vaterlandes, eigentlich aber zur Beförderung selbstsüchtiger Zwecke der Mitglieder? Darüber wissen wir nichts weiter zu sagen, als daß wir in unserm Kreise von solchen Vereinen keine Spur wahrgenommen. Herr Schmalz würde aber auf beinahe unbegreifliche Weise leichtsinnig im Behaupten gewesen seyn, wenn er nicht bestimmte Nachweisungen über das Daseyn solcher Vereine geben könnte. War aber dieß der Fall, kannte er Vereine, deren Mitglieder Mord, Plünderung und Nothzucht predigen, durch den Verein verpflichtet, so hätten solche Nachweisungen von ihm, bei einem ruhigen, kräftigen Pflichtgefühle (wir brauchen seine Worte) der Polizei und den betreffenden Staatsbehörden sollen angezeigt, keineswegs aber zu beliebigem Mißverstande und Mißbrauche so unbestimmt und öffentlich hingeredet werden. Uebrigens sind wir mit dem Herrn Schmalz der Meinung, daß jeder Gutgesinnte bei einer Theilnah-

me an geheimen, politischen oder unpolitischen Verbindungen sehr leicht in Gefahr gerathen könne, der kleinlichen Selbstsucht schlauer Menschen sich in die Hände zu liefern. Auf geheime Verbindungen können, ihrer Form wegen, gar leicht allerlei Zwecke so gepfropft werden, daß die Mitglieder selbst nicht immer im Stande sind, zu wissen, in wessen Dienste sie eben stehen. Wir könnten hiefür ganz neuerliche Beispiele anführen.

Um nun aber auf das Wichtigste zu kommen, auf denjenigen Punkt der Schrift des Herrn Schmalz, über welchen die Ruhigsten unwillig werden müssen, und der unstreitig mit dem Namen einer starken Uebereilung nur mild bezeichnet wird, nämlich auf diejenigen Stellen, in welchen die Kennzeichen angegeben werden, an welchen die Mitglieder der von dem Herrn Schmalz so verabscheuungswürdig geschilderten Vereine kenntlich seyn sollen, so fragen wir denselben, wie er, ein Lehrer des Rechts und Mitglied eines verehrten Gerichtshofes, er, ein Mann, der doch wohl die Schwere seiner Anklagen ihrem ganzen Umfange nach einsehen, und was zu einer Beweisführung überhaupt gehöre, wissen mußte, wie er, fragen wir, zu der, unter Voraussetzung alles eben genannten, für uns beinahe kaum begreiflichen Leichtsinnigkeit kommen konnte, durch Meinungen, deren einige in manchen Gegenden Deutschlands er fast in jeder Dorfschenke hören könnte, die Theilnahme an einem Vereine zu Volksaufwiegelung, Mord, Plünderung und Nothzucht bestimmt zu bezeichnen; durch Meinungen, die, gesetzt es wären jene Vereine auch außer dem

Gehirn des Herrn Schmalz vorhanden, doch einen ganz andern Ursprung haben können, ja zu deren Aeußerung und Aeußerungsweise in den Zeitumständen sehr nahe liegende Gründe sich fast von selbst darbieten; Meinungen endlich, die Herr Schmalz, um zu zeigen, daß er schöne Worte nicht mißbrauche, mit ruhiger Auseinandersetzung der Gründe hätte bestreiten mögen, gegen die er aber nichts Bedeutendes vorgebracht hat, es müßte denn die Bezeugung seines Mißfallens an ihnen seyn sollen. Wir leugnen es nicht, daß in unserer jetzigen politischen Schriftstellerei viel Uebereiltes, viel leidenschaftliche Partheilichkeit und Declamation zum Vorschein gekommen sey, (Herr Schmalz selbst hat uns ja mit einem Beispiele versorgt), und wir sind deßhalb schon manchmal besorgt gewesen, daß mißtrauische Gewalthaber, statt selbst in diesen Auswüchsen jener Schriftstellerei noch der Spur allgemeiner Wünsche nachzugehen, zu verkehrten, und wahrlich, wenn wir beachten wollen, daß Deutschland auch Nachbarn hat, nicht ganz ungefährlichen Maßregeln möchten verleitet werden; um so unwürdiger ist es, daß Herr Schmalz einem solchen Mißtrauen bestimmte Beziehungen, dem übeln Willen aber neue Vorwände an die Hand zu geben beflissen gewesen ist. Zwei Dinge machen übrigens fast jeden Auswuchs unsers politischen Schriftstellerwesens auf die einfachste Weise begreiflich, ohne dabei mit Herrn Schmalz von Vereinen zur Volksaufwiegelung und dergleichen, kurz von irgend einer Verabredung zu träumen; das eine ist die Wichtigkeit dieser Entscheidungs-

zeit, das andere: daß man in einem großen Theile unsers Vaterlandes zur Befriedigung unserer gerechtesten, zum Theil von den Regierungen selbst öffentlich angeregten Erwartungen noch so überaus wenig gethan hat. Was das erste betrifft, so fühlt jeder, wie bestimmend der gegenwärtige Augenblick für das Schicksal unsers Vaterlandes auf alle Zukunft werden könne und müsse; Aller Wünsche drängen sich zusammen für die Begründung eines Zustandes, der sich zu den neulichen Aufopferungen und Anstrengungen unsers wackern Volks, zu dieser schönen Blüthe seines Sinnes, verhalte, wie eine, wenn nicht vollkommene, wenigstens doch auch nicht verkrüppelte oder wurmstichige Frucht; Sicherung unserer äußern und innern Unabhängigkeit sollen Hauptbestandtheile dieses Zustandes seyn; alles regt sich nun in Entwurf und Meinung, wider und mit einander; jeder hat das beste Zutrauen zu seinen Urtheilen und Vorschlägen, jeder will sich Gehör verschaffen unter der Menge; da tritt denn freilich oft leidenschaftlicher Eifer an die Stelle lebendiger Mittheilung, statt wärmender Erleuchtung zeigt sich die dunkle Hitze der Declamation, Seltsamkeit und Systemsucht bringen das irrig Begründete und Unausführbare zum Vorschein, Eitelkeit, die sich so leicht zu allem gesellt, führt zur blinden Partheilichkeit, und die Personen der Widersprechenden werden oft anstatt des Widerspruchs bestritten. Wohl inzwischen den Staatsmännern und Regierungen, die Alle sprechen lassen; sie werden Aller Wünsche und die ganze Einsicht des Volks vernehmen, ohne die

jetzt kein Staatsmann wünschen sollte, zu arbeiten, mit denen er aber außerordentlich viel auszurichten vermag; ja sie dürfen endlich vertrauen, daß so selbst jedes Gift sein Gegengift finden werde.

Aber unsere Schriftstellerei treibt sich auch oft in bloß schmälenden, wir gestehen es, unserer besondern Art nicht zusagenden Verunglimpfungen unserer Regierungen herum; und hier kommen wir auf den zweiten Punkt zur Erklärung manches bittern und rauhen Ausbruchs, indem wir fragen: wer, dem es um Wahrheit, und nicht darum zu thun ist, den Fürsten und ihren Räthen auf eine höchst verderbliche Art zu schmeicheln, möchte wohl, Angesichts der sprechendsten Thatsachen, keck genug seyn, zu leugnen: daß für wenige allgemeine Erwartungen und Wünsche noch viel weniger geschehen sey, und daß, was noch schlimmer ist, die Art, wie man hier und da dieß Wenige that, oft bezweifeln ließ, ob man mit Allem nicht gar den bloßen Schein beabsichtige? Wir wollen nicht der Friedensschlüsse erwähnen, nicht der Anordnung der Begrenzungen in unserm Vaterlande; fremde Einwirkung war da nicht abzuweisen, auf ihre Schuld ist das Meiste von dem zu schreiben, was laut anders gewünscht worden; die fremden Helfer wollten uns lieber des Danks frei sprechen, als uns zu fernerem Danke verbinden. Wie aber steht es mit der Festsetzung eines, der Natur des Vorhandenen gemäßen Verbands aller Deutschen, das geschickt sey, Eintracht nach außen und Sicherung vor Willkür im Innern unserm Volke

gesetzlich zu gewähren, Zwietracht aber im Reiche selbst zu erschweren? Schwebt der Schattenriß zu allem diesen, der auf dem Congresse unter manchem Hader endlich entworfen, nicht noch im Widerspruche? Wie steht es ferner mit den versprochenen Ständeversammlungen, durch die man uns einen Ort hoffen ließ, wo jeder Wunsch des Volks unter dem Schirme der Gesetze und in dem Munde der durch dasselbe berufenen Sprecher laut, jede allgemeine Angelegenheit allgemein und frei sollte berathen werden können; einen Ort endlich, wo die Meinungen durch die bekannte Einsicht und den Charakter dessen, der sie äußert, ihr rechtes Ansehen, diese Aeußerungen selbst aber durch ähnliche Eigenschaften der Gegner und Oeffentlichkeit ihre rechten Schranken gewinnen konnten; wie steht es mit allem diesen? Ja man hat hier und da Ständeversammlungen berufen, aber wir wissen auch welche? Wo man es am redlichsten meinte, da begnügte man sich mit der alten Ständeverfassung, deren Glieder durch Geburt und Amt größtentheils berufen waren; die den Zustand von Abhängigkeit und, wir möchten sagen Nichtigkeit, der ihnen vor ihrer Wiedererweckung zu Theil geworden, längst durch ihre selbstsüchtige Aufopferung der Interessen des größten Theils der Unterthanen zur Rettung der eigenen als eine gerechte Strafe verwirkt hatten. In solchen Ständeversammlungen berathschlagte man bei verschlossenen Thüren bloß über Auflegung und Vertheilung von Steuern. Anderswo gesellte die Willkür durch Ernennung jenen Ständen auch

andere Mitglieder bei, aber das Geschäft und seine Art blieb dieselbe. Noch anderswo wollte man von den Ständen nichts, als die Erhebung bisheriger Willkür zur Gesetzmäßigkeit. Wäre man überall mit gutem Willen zu Werke gegangen, hätte da, wo der gute Wille bestand, sich zu ihm auch nur einige Rücksicht auf das gesellt, was schon beinahe Volkseinsicht geworden war, so hätte man zuerst die verhältnißmäßige Vertretung aller Interessen bestimmt, keinen Vertreter (als mehrere für die Regierungen selbst etwa) von oben ernannt, sondern jeden durch diejenigen wählen lassen, die er vertreten sollte; einer solchen Versammlung hätte man alsdann nicht eine schon fertige Verfassung bloß zur Gesetzlichmachung, sondern einen Entwurf zu erweiternden und berichtigenden Berathschlagungen vorlegen sollen; zu solchen Einrichtungen scheinen aber noch keine Anstalten gemacht zu seyn. Und da nun für unsere Hoffnungen bisher so wenig guter Wille, so wenig Berücksichtigung schon allgemein gewordener Einsicht sich gezeigt hat, ist nicht so durch die Sache, ohne den Traum von abscheulichen Vereinen zu Hülfe zu rufen, selbst das bittere und rauhe öffentliche Schmälen auf die Regierungen hinreichend erklärt? Daß von den Staatsmännern unsers Vaterlandes der herrliche, ihnen gewährte Stoff nicht, wie er konnte und sollte, zu einer Entwickelungsstufe im Leben unsers Volks benutzt worden, mußte das nicht jeden Vaterlandsfreund wehmüthig, konnte es nicht viele bitter machen? So können gerade die Besten oft zu bittern Aeußerungen verleitet wor-

den seyn, und diese Besten sind dann, nach des Herrn Schmalz unbedachtsam gegebener Bezeichnung, Mitglieder eines Vereins zu Volksaufwiegelung, zu Mord, zur Plünderung und Nothzucht.

Da die Sachen aber nun also stehen, was ist zu thun? Hören wir auf den Herrn Schmalz, so greifen wir jeden, der die von ihm angegebenen Aeußerungen macht, als Mitglied eines abscheulichen Vereins auf, wir verengen den Kampfplatz der Meinungen, und schneiden den Fürsten und ihren Räthen die einzige übrig gebliebene Möglichkeit ab, mit des Volks Wünschen und Einsichten in Verkehr zu treten. Fluchwürdig, sagt Herr Schmalz, ist das Unternehmen, innere Einrichtungen gegen den Willen des Regenten durchzusetzen, und wir sagen: noch fluchwürdiger ist das Unternehmen, den Regenten in die Gefahr zu bringen, gegen die in Einsicht gegründeten Wünsche des Volks zu handeln, denn das wird Fürsten und Volk in jedem Falle Nachtheil, es kann ihnen in manchem gar das Verderben bereiten. Was uns betrifft, so mag man Recht haben, daß bei der noch nicht überall erloschenen, größtentheils vielmehr (und glücklich, daß wir es sagen können!) bestehenden und wohlgegründeten Anhänglichkeit des Volks an die Mehrzahl unserer Fürsten gewaltsame Umwälzungen (die wir nächst der unbedingten Hingebung an die Willkür eines einzelnen oder mehrerer für das größte Uebel halten, das einem verständigen Volke begegnen kann) unter uns nicht leicht ihren Anfang nehmen werden; aber vergessen wir denn

ganz, daß in unserer Nähe jenseits des Rheins ein Vulkan brennt, der über kurz oder lang zum Ausbruch kommen kann? Vergessen wir denn, daß das Hereinbrechen des verderblichen Stroms von dort her sich nicht wollte beschwören lassen durch die von Jacobinerriechern und Fürstenschmeichlern empfohlenen Maßregeln? daß wir verschont geblieben wären, wenn wir dem Gifte ihrer Freiheitsreden ein des Kampfes werthes, lebendig gefühltes und verstandenes Interesse beim Volke, wenn wir ihnen hätten unbedingte Eintracht unter unsern Fürsten entgegensetzen können? Und der eroberungssüchtigen Unruhe des eitlen, zum Theil verwilderten Volks wollten wir einen Zunder sparen, von dem wir, weil er schon einmal gebrannt hat, wissen, wie leicht er Feuer fange? einem Volke, das keine Lockung zur Zwietracht unversucht lassen wird, um sich nach Zeit und Gelegenheit wieder im Besitz des ihm abgejagten Raubes zu setzen, wollten wir die Lockung der Wahrheit, die verführendste für unser Volk, selbst in die Hände spielen?

In alle diese Gefahren würden wir gerathen, wenn unsere Regierungen, auf die Einflüsterungen des Herrn Schmalz hörend, mit inquisitorischem Mißtrauen die Aeußerung der Meinungen bewachten; wenn sie sich verleiten ließen in denjenigen, die uns aufrufen zum Abthun des Fremden, zum Verdacht gegen die, die sich feindselig gegen uns bewiesen, (geschähe dieß auch mit Uebertreibung und Leidenschaft), Aufwiegler, in denjenigen, die (wenn auch wunderliche und fratzenhafte) Entwürfe machen für Einheit und Ver-

fassung, Mitglieder geheimer Vereine, in denjenigen, die die Maßregeln dieser und jener Regierungen tadeln, Feinde der Regierungen überhaupt zu wittern, und sich so in die Lage setzten, durch Schmeichler blind gemacht zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Anzeige.

Von Simonde Sismondi Literatur des südlichen Europa's, deutsch herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Ludwig Hain, ist so eben des ersten Bandes zweite Abtheilung erschienen, womit der erste Band, welcher die altfranzösische und italienische Literatur enthält, beendigt ist. Die Uebersetzung gibt das Original mit Treue wieder, und hat vor ihm den Vorzug, daß alle darin angeführten Poesien in ihrem jedesmaligen Versmaße übertragen sind. Der zweite Band, welcher die spanische und portugiesische Literatur umfaßt, wird, ebenfalls in zwei Abtheilungen, im nächsten Jahre erscheinen. Dem Ganzen werden von dem Uebersetzer Berichtigungen und Ergänzungen angehängt werden. Des ersten Bandes erste Abtheilung kostet 1 Thlr. 8 Gr., die zweite 1 Thlr. 16 Gr.; mithin der ganze erste Band 3 Thlr. Gleichen Preis wird auch der zweite Band haben.

Leipzig und Altenburg, den 15ten October 1815.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 28 Stück.

Erinnerungen,

aus den Papieren eines Weimarischen Staatsdieners genommen. *)

Als im Jahre 1805 ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich begann, verletzte Frankreich die Neutralität des preußischen Staats, indem das Corps des Marschalls Bernadotte durch das Anspachische zog. Der König von Preußen befahl die Vereinigung einer Armee zwischen der Saale und dem Thüringer Walde. Dem zu Folge wurde das Herzogthum Weimar mit Cantonirungen belegt, zuerst von dem Fürsten Hohenlohe dann von dem Herzog von Braunschweig. Diese Cantonirungen dauerten

*) Dieser Aufsatz kann theils als Ergänzung, theils als Bestätigung der Berichte in Falks Kriegsbüchlein (Weimar 1815), S. 1, 79, 120 141, 193, angesehen werden. Der würdige Verfasser desselben wollte nur eine Urkunde in seinem Archive niederlegen. Er erlaube aber die Abgabe in ein allgemeines deutsches Archiv: denn solche Urkunden sind gemeinsame, documenta communia, auf welche jeder Deutsche ein Recht hat. Und vielleicht ist es gerade jetzt an der Zeit, daran zu erinnern, was die kleinern deutschen Staaten unter der, am wenigsten von ihnen verschuldeten, fremden Herrschaft gelitten, und was sie für Deutschlands Befreiung gethan, geopfert haben. Noch einmal stehen die Deutschen und die mit den Deutschen verbündeten Heere mitten in Frankreich, noch einmal ist die Gelegenheit gegeben, strenge Gerechtigkeit zu üben!

drei Monate, vom December 1805 bis in Februar 1806. Zur Verpflegung der Truppen waren bedeutende Lieferungen ausgeschrieben, 417 Berliner Wispel Korn, 2252 Berliner Wispel Haser, 6790 Centner Heu, 829 Schock Stroh. Außerdem mußten Vorräthe von Weißenfels und Heldrungen herbeigeführt werden, mit großer Anstrengung der Gemeinden, welche die Fuhren zu thun, oder die Anspänner zu bezahlen hatten. Die hierüber aufgestellten Rechnungen betrugen in Weimar und Eisenach 81,186 Thlr. 22 Gr. unmittelbar für die königlich preußischen, und 1786 Thlr. für die churſächsischen Truppen, welche zu der preußischen Armee gestoßen waren. Die letztere Summe ist bezahlt worden.

Auf das Vorspiel eines Kriegs folgte der wirkliche Ausbruch im Jahre 1806.

Im September sammelte sich die ganze preußische Armee, mit Ausschluß der vom Prinz Eugen von Würtemberg befehligten Nachhülfe, bei Erfurt. Die Abtheilung des Fürsten Hohenlohe dehnte sich von Jena bis Schleiz und Saalfeld aus. Der Herzog von Braunschweig rückte langsam von Naumburg bis Erfurt, und von da zurück zur Schlacht von Auerstädt. General Rüchel kam aus Niedersachsen über Eisenach bis Kapellendorf. Eine über die Anstrengungen des Weimarischen Landes gefertigte Rechnung, worin aber nur die förmlich quittirten Leistungen berücksichtigt, alle andern übergangen sind, steigt auf 50,941 Thlr. 9 Pf.

Die Schlachten bei Jena und Auerstädt zertrümmerten damals Deutschlands Hoffnungen. Napoleons Heere unter den Marschällen Augereau, Davouſt, Lannes, Ney und Soult, die Reuterei unter dem Großherzog von Berg überschwemmten das Land plündernd, sengend und verwüstend. Die Städte Jena und Weimar waren einer dreitägigen Plünderung ausgesetzt; ein Theil der erstern ging in Flammen auf. Die amtlich aufgenommenen Tabellen des erlittenen Schadens ergeben für das Weimarische Land einen Verlust von 1,740,590 Thlr. 18 Gr. Eine Menge

Verwundeter in den Lazarethen zu Jena, Weimar, Apolda und Buttelstädt foderten Pflege; denn nach einer Entscheidung Napoleons fielen sämmtliche Lazarethkosten demjenigen Orte zu, wo die Kranken und Verwundeten sich befanden. In Jena allein zählte man Anfangs mehr als 5000 Verwundete, in Weimar gegen 1000. Der Lazarethaufwand, außer dem Aufwande, welchen einzelne Haushaltungen für Kranke, besonders für kranke Offiziere, machen mußten, betrug in eilf Monaten 50,000 Thlr., nur die Naturallieferungen zu Gelde angeschlagen, und abgesehen von den Verwüstungen an Kirchen und andern eingeräumten Gebäuden. Ueberdieß zog der Antheil, welchen der Herzog in deutsch-fürstlichem Sinne an dem Kampfe gegen Frankreich genommen hatte, die Einsetzung zweier französischen Intendanturen nach sich, bis der Friedensschluß zu Posen die sogenannte Administration wieder aufhob. Auch wurde dem Lande eine Contribution von 2,200,000 Fr. oder 569,633 Thlr. aufgelegt, welche sich bei der nach und nach erfolgten Zahlung noch um 11,888 Thlr. 19 Gr. durch aufgelaufene Zinsen und um 8250 Thlr. durch Nebenkosten vermehrte.

Eine Etapenstraße war über Eisenach und Buttelstädt eingerichtet, Anfangs unter Leitung und Aufsicht französischer Commandanten, französischer Commissäre und Gensdarmerie-Brigaden. Die kaum beschreibbare Last durch die nachziehenden Truppen, die zurückgehenden Gefangenen, die unaufhörlichen Transporte von Munition und Kriegsbedürfnissen aller Art dauerten selbst nach dem Tilsiter Frieden geraume Zeit fort, weil die preußischen Provinzen nur langsam geräumt wurden, und die von Franzosen besetzten Oder- und Weichsel-Festungen eine beständige Bewegung auf der Etapenstraße unterhielten. Daneben wurden andere Gegenden des Landes hart getroffen, z. B. Jena durch die Division Boudet, welche im März 1807, aus Italien kommend, nach Pommern eilte. Und neue Anstrengungen veranlaßte der Durchzug französischer Truppen nach Spanien, z. B. der

dritten Division des ersten Armeecorps unter Anführung des Generals Pacthod. Sie mußte im August 1808 zum Theil auf Wagen fortgebracht werden, wofür die Vergütung nach sehr geringen Ansätzen zwar zugesichert, aber nur halb mit 1020 Thlr. wirklich geleistet wurde.

Bei der merkwürdigen Zusammenkunft der Kaiser zu Erfurt im October 1808 trafen die dazu berufenen Truppen größtentheils über Weimar ein. Und wenn bei dieser Gelegenheit Napoleon der Stadt Jena, besonders den Eigenthümern der dort in Asche gelegten Häuser, ein Geschenk von 75,000 Thlrn. widmete; so wurde diese Freigebigkeit durch Anfoderungen bald wieder aufgehoben. Während des Winters $\frac{1808}{1809}$ nahm Marschall Davoust sein Hauptquartier in Erfurt; er sammelte ein Armeecorps, welches zum Theil in das Weimarische verlegt wurde, bis zu dem neuen Kriege mit Oesterreich im Jahre 1809. Nach dem Abzuge dieser Truppen folgte Prinz Pontecorvo an der Spitze der königlich sächsischen Armee von 16 bis 18,000 Mann von Altenburg über Jena, Weimar, Berka, nach Franken eilend. Und schon glaubte man das Kriegsungewitter fern, als die Besetzung von Sachsen durch die Oesterreicher und den Herzog von Braunschweig den König von Westphalen zu einem Feldzuge berief, der mit einem schnellen Rückzuge über Jena und Weimar nach Erfurt endete.

Der baare Kriegsaufwand jener Jahre beträgt für Weimar und Jena 171,809 Thlr. 2 Gr. aus den öffentlichen Cassen, abgesehen ganz von den Opfern, welche von den Unterthanen unmittelbar gebracht wurden.

Ruhiger vergingen die Jahre 1810 und 1811, wiewohl die Etapenstraße nicht unbelebt blieb. Kleine Truppenabtheilungen zogen nach den Oder-Festungen, polnische Truppen eilten nach Spanien, auch fällt in das Jahr 1810 der Durchmarsch der Division Molitor und der Division Morand. Unaufhörlich mußte Spannung zu Transporten geleistet, ja es mußten vom 10ten April bis zum 8ten November 1810 alle

fünf Tage 160 Pferde nach Buttelstädt gestellt werden.

Im Jahre 1812 begannen die Märsche gegen Rußland. Das Corps des Marschalls Ney eröffnete den Zug, worauf Sebastiani, das Hauptquartier und viele einzelne Truppenabtheilungen folgten. Ausgehend von frühern Erfahrungen hatte Weimar es für ein Glück zu achten, daß dieses Mal mehrere Kriegsstraßen angelegt wurden, und viele Truppen theils durch Niedersachsen über Magdeburg, theils durch das Voigtland über Hof und Plauen, oder über Schleiz vorrückten.

Nach den Unfällen an der Berecina bedeckten elende Kranke die Militärstraßen, und machten neue Lazaretheinrichtungen nothwendig. Einzelne Ersatzbataillone zogen daneben nach den Festungen Wittenberg und Torgau. General Dürütte hingegen hatte Dresden verlassen, und ging mit 5000 Mann ungefähr über Jena nach Eckartsberga und Magdeburg, in banger Furcht vor den Kosaken, die auf dem Fuße folgten. So begann für Weimar das merkwürdige Jahr 1813.

Die Preußen gingen bald darauf vor bis an die Thore von Erfurt, aber noch nicht stark genug, um den Streitkräften Napoleons zu widerstehen.

Die neu geschaffene französische Armee vereinigt sich auf Weimarischem Boden. Es rücken Ney von Würzburg, Marmont und Bessieres mit den kaiserlichen Garden von Mainz, Bertrand aus Italien, Oudinot von Straßburg kommend, heran. Weimar, Jena und die ganze umliegende Gegend sind zum Lager umgeschaffen, bis die Verbindung mit dem Vicekönig von Italien hergestellt ist, und die Schlacht bei Großgörschen, welche von den Verbündeten weislich abgebrochen wird, das Vordringen bis Dresden, und dann nach der blutigen Schlacht bei Bauzen bis an die Oder möglich macht.

Viele tausend Verwundete füllen die Krankenhäuser, unaufhörliche Transporte von Munition, Lebensmitteln und Kriegsgeräthschaften erschöpfen die

Vorspannmittel, Requisitionen für das Bedürfniß der Armee, dann zur Befestigung, *) endlich zur Verproviantirung **) der Stadt und Citadelle Erfurt folgen auf einander. Ersatzmannschaften ziehen der Armee nach, Anfangs in kleinen Abtheilungen, später, als kühne Streifpartheien in dem Rücken der Armee Schrecken verbreitet haben, in Colonnen.

Der zu Pirschwitz unterzeichnete Waffenstillstand gab dem Lande nur Besorgnisse, keine Ruhe; und als der Waffenstillstand geendigt hatte, folgten der schrecklichen Nachricht von Napoleons letztem Siege bei Dresden neue Lasten durch die Gefangenen, welche eiligst nach dem Rheine getrieben wurden. Auch traf noch im October Marschall Augereau, mit 12 bis 14,000 Mann aus Franken kommend, in Jena ein, wo er vier Tage verweilte, immer schlagfertig und alles Unglück verbreitend, was, unter solchen Umständen besonders, das französische Requisitions-System mit sich führt. In diese Zeit fallen die Gefechte des Generals Thielmann bei Dornburg und Wedau, und früher bei Kösen, wo eine französische Colonne unter dem General Moireau zerstreut, und auf die Straße nach Jena und Weimar hingetrieben wurde.

---

*) An Holzstämmen mußte Weimar geben: 13,419 Stämme von 40 bis 60 Fuß Länge und 10 Zoll im Durchmesser, 2012 Stämme von 50 bis 60 Fuß Länge und 12 bis 16 Zoll im Durchmesser.

**) Bei dieser Erfoderung, welche, zu Mittelpreisen angeschlagen, 220,524 Thlr. betrug, wurde Weimar, nach dem sonst den Franzosen zur Regel dienenden Verhältnisse der Volkszahl, härter angesehen, als alle andere benachbarten Lande, namentlich um 100,524 Thlr. härter, als Gotha mit Altenburg. So züchtigte Napoleon für die Gesinnungen, welche sich ihm in den Regungen auf der Universität Jena, in dem Uebergange eines herzoglich sächsischen Bataillons unter einem Weimarischen Anführer, in dem Uebertritte mehrerer Weimarischen Staatsdiener zu den preußischen Fahnen, und in dem männlichen Betragen anderer gegen die französischen Schergen deutlich genug aussprachen.

Endlich entscheidet die Völkerschlacht bei Leipzig. Napoleon zieht sich auf Erfurt und Buttelstädt zurück. Nermsdorf, Buttelstädt, Ballstädt und Niederreisen — alles Weimarische Ortschaften — werden in den Gefechten mit der nachrückenden Armeeabtheilung des Generals Witgenstein in Brand gesetzt. Ein Angriff der Franzosen auf Weimar selbst (am 22sten October) wird noch glücklich durch Platow und Thielmann, besonders aber durch den Muth und die Einsicht des russischen Obersten Geismar, abgeschlagen.

Deutschland war befreit, aber auf dem Weimarischen Boden verweilten mehrere Tage die großen Heere der Verbündeten unter Schwarzenberg und Barklai de Tolly neben dem Hauptquartier der erhabenen Souveräne.

Tröbsdorf, Grunstädt und Gaberndorf liefern den Bedwachten ihre Häuser zur Feuerung, viele Orte verlieren ihre Vorräthe und alles bewegliche Eigenthum, bei der gänzlichen Unmöglichkeit einer regelmäßigen Verpflegung.

Der Verlust in diesen Tagen ist von einer ernannten Landes-Commission aufgenommen, und auf 1,018,140 Thlr., eher zu niedrig, als zu hoch, geschätzt worden.

Nach Entfernung der großen Massen dauerten die Anstrengungen fort durch die zurückgebliebenen Fuhren, und noch empfindlicher durch die Verpflegung der die Festung Erfurt einschließenden Truppen. In den ausgeplünderten, mit Truppen überlegten Dörfern, deren Bewohner, bei dem besten Willen für Deutschlands Krieger, nichts mehr leisten konnten, erkrankten die Soldaten. In acht großen Spitälern zu Weimar und Jena wurden in den Wintermonaten (nach der gewöhnlichen Berechnung) 3590 Offiziere und 137,453 Gemeine verpflegt, mit einem Aufwande von 83,191 Thlrn., außer den Unterstützungen, welche die Einwohner freiwillig darbrachten. Nicht aus den Spitälern, wohl aber aus den verpesteten Dörfern und durch die Nachzüge aus den zurückliegenden Landen verbreitete sich das Nervenfieber

für welches die Leiden des Kriegs, der öftere Wechsel zwischen Niedergeschlagenheit und Hoffnung, zwischen Kummer und Freude, Alle so empfänglich gemacht hatte. Ganze Familien starben aus, wenige nur gab es, welche nicht Einen oder Einige aus ihrer Mitte zu betrauern hatten. Die Zahl der Verstorbenen in dem Weimarischen und Jenaischen Kreise ließ sich sonst zwischen 1750 und 1850 jährlich annehmen. Im Jahre 1813 stieg sie bis auf 3948, und im Jahre 1814 bis auf 3363, also noch höher, als im Jahre 1806, wo sie nur 2603 betragen hatte. Hierzu kommen die Schlachtopfer, welche im Dienste des französischen Kaisers gefallen waren, eben so beklagenswerth, wie die tapfern Preußen, die vor Riga dem Vaterlande entrissen wurden. Weimar und Eisenach stellten, außer einem Bataillon, das 1806 mit den Preußen focht, und außer einer Schaar Freiwilliger und zwei Bataillonen, welche 1814 freudig Theil nahmen an dem Kampfe für Deutschlands Sache, *) 1807 achthundert Mann nach Colberg, 1809 achthundert Mann nach Tyrol, und eben so viel nach Spanien, 1812 achthundert Mann nach Hamburg, Wilna und Danzig, 1813 dreihundert Mann, welche in der Ruhl gefangen wurden, **) und dreihundert

---

*) In einem, mit Recht viel gelesenen, historischen Taschenbuche wird auch den kleinern sächsischen Fürsten ein Vorwurf darüber gemacht, daß sie an dem Bunde gegen Napoleon erst dann Theil genommen haben, als Sachsen von den Franzosen befreit, und die Gefahr vorüber gewesen. Aber handelte denn Preußen anders? Duldete es nicht alle Schmach bis zu dem Augenblicke, wo es sich frei regen konnte? Sehr wahr sagt ein anderer Schriftsteller: „Die Zeitfolge des Beitritts zu dem großen Bunde ist allein kein Barometer vaterländischen deutschen Sinnes, sondern dem billigen, gutdenkenden Richter der Maßstab zur richtigen Würdigung jener Hemmketten, welche früheres Unglück, Gang des Kriegs, geographische Lage u. s. w. dem aufrichtigsten und bestimmtesten Willen mehr oder weniger anlegten."

**) Diese Gefangenschaft war nur der Mantel des Uebergangs. Wie überall in Norddeutschland, so auch

Mann nach Magdeburg. Von 75 471 Einwohnern, die sonst im Herzogthume Weimar, mit Ausschluß Eisenachs, gezählt wurden, hatte sich in jenen Jahren die Bevölkerung bis auf 71,352 vermindert, von den Lebenden war Vielen nichts übrig geblieben, als das Leben. Und doch hatte das Volk noch Kraft genug zu lauten Freudensäußerungen, als die Nachricht durch das Land ging, die Verbündeten seyen in Paris, doch gab es sich den schönsten Hoffnungen mit Zuversicht hin, als der Friede verkündet wurde! Aber Hartes stand bevor. Die russischen Heere wurden auf ihrem Rückmarsche abermals in das Weimarische Land gedrängt. Von fünf Colonnen gehen im Julius und August 1814 vier über den Thüringer Wald, theils durch Eisenach, theils durch Ilmenau, und dann weiter theils durch Buttelstädt, theils durch Jena. Uebermäßig waren die Lasten, welche Weimar getragen hatte, und nun wieder tragen mußte, weil man das Gerechte auf eine andere Weise herzustellen hoffte. Schon früher war aus den herzoglich sächsischen Landen und aus denen der Häuser Schwarzburg und Reuß ein eigener Bezirk gebildet worden, in welchem unmittelbar unter Leitung des Herrn von Riedesel *) auf Neuhof, und mittelbar unter der Centralverwaltung für ganz Deutschland, die Kriegslasten aller Art gleichmäßig vertheilt, oder ausgeglichen werden sollten, ganz entsprechend den Grundsätzen, welche in den bekannten Frankfurter Verträgen von den verbündeten Mächten aufgestellt, und von den dem Bunde beigetretenen deutschen Fürsten aner-

---

hier. Das Volk ging in lauten, thätigen Aeußerungen seiner Wünsche den Regierungen voran. Das gefangene Bataillon nahm preußische Dienste, und focht unter seinem tapfern Anführer, dem Major von Linker, an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Leipzig für Deutschlands Sache.

*) Dieser ächt deutsch gesinnte Mann hat wacker gearbeitet auf seinem Posten. Möchte es ihm gefallen, die Geschichte seiner Thätigkeit uns zum Geschenk zu geben!

kannt worden waren. Die Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen kamen jetzt zu Arnstadt zusammen, genau wurde Kraft und Last berechnet, günstig war für Weimar das Ergebniß. Coburg, Hildburghausen, Meinungen und Schwarzburg-Sondershausen sollen eine Zahlung von 80,000 Thlr. ungefähr an Weimar machen, um ein richtiges Verhältniß herzustellen; aber nach allen Bemühungen und Beschlüssen erfolgen Widersprüche, und die Stimme der Gerechtigkeit ist an sich nicht mächtig genug, um das Gerechte zu erzwingen.

Das Herzogthum Weimar, mit Ausschluß des Fürstenthums Eisenach, auf welches im gegenwärtigen Aufsatze nur beiläufig Rücksicht genommen worden ist, zählte vor den Kriegsjahren 75,471 Einwohner in 17 Städten und Flecken und 211 Dörfern, auf einem Flächenraume von 24 Quadratmeilen, wovon 16 als urbare, im Durchschnitt das vierte Korn tragende Fläche anzunehmen sind.

Es ist kaum erklärbar, wie dieses Ländchen, welches, einem Schlauche gleich, an den betretensten Militärstraßen hinliegt, so viele Anstrengungen ertragen konnte. Außer den Soldaten, welche sich gelagert, Beiwachten bezogen, Häuser in Städten und Dörfern eigenmächtig in Besitz genommen, außer denen, welche in den Krankenhäusern Pflege erhalten haben, sind von 1806 bis 1814 auf Billets einquartirt worden: 162,045 Offiziere, 4.154,539 Gemeine. Die Zahl der im Wege der Ordnung gestellten Spannstücke beträgt 218,122, die der abgegebenen Rationen 1,414,086. Durch außerordentliche Steuern und durch Darlehen sind zur Bestreitung des Kriegsaufwandes in dem Lande aufgebracht worden: 1,429,161 Thlr. 2 Gr. $6\frac{11}{12}$ Pf., und außerdem hat das Land noch auf Erfodern der Regierung, ganz abgesehen von den Leistungen an die Soldaten unmittelbar, von den mancherlei Erpressungen und von den Plünderungen, liefern müssen:

3290 Scheffel $4\frac{1}{20}$ Metze Waizen.
13,335 " " $9\frac{7}{15}$ " Korn.

139,144	Scheffel — Metze		Haser und Gerste.
71,661	Centner	35⅞	Pfund Heu.
2784	Schock		Stroh.
11,651	Centner	99	Pfund Mehl.
249	"	73¾	" Brodt.
1628	"	12½	" Fleisch.
636	"	6⅛	" Gemüse.
334	Eymer	42	Maß Branntwein.

Zusätze.

1) Bei der in Frankfurt am Main gebildeten Liquidations-Commission, deren Bestimmung es war, die in den wichtigen Frankfurter Verträgen aufgestellten und angenommenen Grundsätze über die gleiche Vertheilung der Kriegslasten in Deutschland zur Anwendung zu bringen, *) sind für Weimar mit Eisenach auf 14 Monate, vom 1sten November 1813 bis zum 31sten December 1814, über drei Millionen Thaler berechnet worden. Bekanntlich ist aber für alle, bei jenem Geschäft benachtheiligte deutsche Staaten noch nichts zu erlangen gewesen, als Zurücklegung der Obligationen, wodurch sie sich zur Einzahlung ihrer einjährigen Brutto-Revenüen (Weimar mit Eisenach zur Einzahlung von 792,000 Gulden im Zwanzigguldenfuße) in die allgemeine Kriegskostencasse verbindlich gemacht hatten. **) Das ganze Liquidations-Geschäft scheint zur Ruhe gekommen zu seyn, da die Widersprüche, welche die Bevollmächtigten einiger deutschen Regierungen zwischen den Frankfurter Verträgen und der Anweisung für die Liquidations-Commission, d. d. Troyes den 17ten März 1814, finden wollen, noch nicht gehoben sind, und man, nach einem nur flüchtigen Ueberblicke, die Gewißheit

*) Man sehe die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein, S. 85.

**) Hiernach ist Falks Angabe in dem Kriegsbüchlein, S. 28, zu berichtigen.

erhalten hat, daß der gebildete Cassenbestand nicht ausreichen werde, um den hinlänglich belegten Foderungen Genüge zu leisten. *) Möchten die neuesten Zeitereignisse auch hier neues Leben in die deutsche Sache bringen! Möchten die Arbeiten der Liquidations-Commission nicht mehr als zwecklos angesehen werden dürfen! Von der Gerechtigkeitsliebe der hohen Verbündeten ist das Beste zu erwarten, und von der Mitwirkung des Mannes, der den Gedanken einer verhältnißmäßigen Ausschlagung der Kriegskosten auf alle deutschen Staaten geboren, dessen Charakter pudor et justitiae soror, incorrupta fides, nudaque veritas, ſ. in den Herzen aller Deutschen ein unvergängliches Gedächtniß gestiftet hat.

2) Der jetzige Krieg, veranlaßt durch die Treulosigkeit eines Volks, dessen Volksthümlichkeit sich in den Gegensätzen aller Haupttugenden ausspricht, hat auch über Sachsens und Thüringens sonst so glückliche Bewohner neue Lasten herbeigeführt. Seit dem April schon dauern auf den Hauptstraßen, welche Süddeutschland mit Norddeutschland verbinden, die Durchmärsche ununterbrochen fort. Das Weimarische Land ist durch 15 bis 16,000 Mann Preußen in Jena und Weimar, durch 27,000 Mann Preußen in Weimar, durch 21,000 Mann Russen in Ilmenau und durch 13,600 Mann Russen in Buttstädt getroffen worden, nicht gerechnet die kleinern Abtheilungen, welche jenen großen Zügen vorausgingen oder folgten. Dazu kommt der Aufwand, welchen die eigenen Angriffs- und Vertheidigungsanstalten nothwendig machten. Ein Weimarisches Linienbataillon von 800 Mann steht seit dem Mai in preußischen Reihen, ein zweites ist im Junius nachgefolgt. An der Nachhülfe wird mit

*) Von vieler Sachkenntniß zeigen zwei hierüber erschienene Schriften: a) „über die Liquidation und Vergütung der von den verbündeten deutschen Staaten seit dem November 1813 getragenen Kriegslasten, von einem deutschen Patrioten." b) „Wer bezahlt die seit dem 1sten November 1813 in Deutschland entstandenen Kriegslasten?" Deutschland 1815.

Thätigkeit gearbeitet, und der Landsturm ist einer Aufmerksamkeit gewürdigt worden, welche ihn überall der Vollkommenheit entgegenführen wird, wo es nicht fehlt an den beiden Bedingungen, an der Liebe des Volks zu der Regierung und an dem Vertrauen der Regierung zu dem Volke. Uebrigens läßt sich erwarten, daß die sächsischen Regierungen, so weit es nach den glücklichen Kriegsereignissen noch nothwendig war, auch denjenigen Verbindlichkeiten Genüge geleistet haben, welche die zu Wien abgeschlossenen Verträge, besonders in Hinsicht der Magazin-Füllung, eingegangen worden sind. Nach der Volkszahl, welche in jenen Verträgen als Maßstab der Vertheilung angenommen wurde, wiewohl sie die Kraft eines Landes oft sehr unrichtig darstellen mag, hatten auf den ersten Monat schon nach Schweinfurt zu liefern: *)

	Mehl-Port.	Gemüse-Port.	Fleisch-Port.	Brantwein-Port.	Hafer-Rationen	Heu-Rationen
Sachsen-Weimar	213300	213300	213300	213300	91560	66600
S. Gotha u. Altenburg	339300	339300	339300	339300	145590	105900
S. Meinungen	101700	104700	104700	140700	44940	32700
S. Hildburghausen	58200	58200	58200	58200	24750	18000
S. Coburg	108600	108600	108600	108600	46590	33900
Fürstenthum Reuß	139500	139500	139500	139500	59790	43500
F. Schwarzburg	220800	220800	220800	220800	94860	69000

3) Auf die Frage: wie war es möglich, daß das kleine Weimarische Ländchen solche Anstrengungen er-

*) Die Mehl-Portion zu $1\frac{1}{3}$ Pfund,
die Gemüse-Portion zu $\frac{1}{2}$ Pfund,
die Fleisch-Portion zu $\frac{1}{2}$ Pfund,
die Branntwein-Portion zu $\frac{1}{10}$ Dresdner Kanne,
die Hafer-Ration zu $\frac{1}{13}$ Dresdner Scheffel,
die Heu-Ration zu 10 Pfund
gerechnet.

tragen konnte? antwortete jüngst ein wohlunterrichteter Mann: Vier Dinge haben es möglich gemacht, a) die Wohlhabenheit der Unterthanen, welche in der Zeit des Friedens unter einer guten Regierung allgemein geworden war, b) eine von dem Herzog geachtete ständische Verfassung, welche für die größte Ordnung in den öffentlichen Cassen Bürgschaft leistet, und Leuten von Kopf und Herz die Gelegenheit gibt, ihre Kenntnisse und ihre Erfahrungen zum Besten des Landes zu verarbeiten, c) das Glück, viele Staatsdiener und andere wackere Männer zu besitzen, welche in den Tagen des Trübsals, frei von allen Arten der Selbstsucht, der öffentlichen Sache dienten, und, jeder in seinem Wirkungskreise, die Lasten möglichst zu erleichtern, die Liebe einer vaterländischen Regierung zu erhalten, den Glauben an zukünftige bessere Jahre zu befestigen suchten, d) der deutsche Sinn, wodurch das Fürstenhaus und die Mehrzahl der Unterthanen sich auszeichnet. Noch in diesem Jahre (1815) sind der gemeinsamen Sache freiwillige Opfer gebracht worden, welche selbst diejenigen preisen mußten, die entweder aus Ueberzeugung, oder weil es Mode ist, und nicht wissend, was sie eigentlich thun, in dem deutschen Vaterlande des Schlechten ungleich mehr bemerken und bemerken lassen wollen, als des Guten.

Geschrieben zu M—n. im Julius 1815.

W. H.

Gegen den geheimen Rath Schmalz zu Berlin wegen seiner jüngst herausgegebenen Worte: „über politische Vereine."

(Beschluß.)

Aber wir leben des guten Zutrauens zu vielen unserer Fürsten, daß sie vielmehr das rechte Mittel, selbst auch die bloßen Schreier zum Schweigen zu bringen, zu ergreifen geneigt seyn werden, nämlich den redlichen Willen für die rechte That unzwei-

deutig an den Tag zu legen, und daß bei dieser Neigung die leeren declamatorischen Anklägereien des Herrn Schmalz eben so wenig Eindruck auf sie machen werden, als gewiß, wenn die That spricht, leere Declamationen gegen sie bei unserm wackern Volke des Eindrucks verfehlen.

Was übrigens hierbei noch den Herrn Schmalz betrifft, so scheint der menschlichste Erklärungsgrund seiner gehässigen Anklägerei, wenn wir einige Stellen seines Schriftchens anders recht verstehen, in persönlichen Anzapfungen zu liegen, die er entweder von ehemaligen Tugendbündnern, oder von solchen erlitten, deren Meinungen sich mit den seinigen kreuzen. Dahin wäre denn zu deuten, daß er Verachtung ausgezeichneter Gelehrten (S. 12) zu einem Kennzeichen der deutschen Jakobiner stempelte.

Was aber erklärt, entschuldigt darum nicht immer, und Herr Schmalz erwäge selbst, ob eine unedle Rache (wie seine Schrift im angegebenen Falle seyn würde) nicht eine noch unedlere nach sich ziehen müßte. Ja wir vermuthen, daß eine solche schon gegen ihn ausgebrochen sey, indem wir in einem öffentlichen Blatte (das hierzu seinen Feinden offen stehen konnte) lesen, er habe wegen des von uns in Anspruch genommenen Theils seiner Schrift von einem deutschen Fürsten, dem er sie überschickt, einen Orden erhalten. Herr Schmalz wird selbst wohl fühlen, was es heiße: er habe diese Schrift einem Fürsten übersandt, der bekanntlich mit seinem Volke in Zwiespalt steht, und welche Deutungen seine Gegner dem erhaltenen Orden zu geben nicht unterlassen würden.

Um schließlich noch der Angaben des Herrn Schmalz über die Nichttheilnahme des verewigten Scharnhorst zu erwähnen, so hat leider Herr Schmalz keine Thatsache beigebracht, die seine, dem allgemeinen Gerücht zuwiderlaufenden Versicherungen bestätigte. Scharnhorst war allerdings, so viel wir von ihm wissen, das, was Herr Schmalz von ihm rühmt: ein besonnener Mann, ein Mann von kühlem Kopfe und war-

mem Herzen. So konnte es geschehen, daß er dem Herrn Schmalz, den er als den etwas übereilt Zufahrenden, als den wir ihn eben kennen gelernt, unstreitig kannte, nicht alles mittheilte. Inzwischen kann Herr Schmalz auch Recht haben, und es bleibt darüber noch das Weitere zu erwarten.

Und hiermit trennen wir uns von dem Herrn Schmalz, von dem wir gewünscht hätten, eine bessere Meinung behalten zu können, als seine Schrift verstattet. Was uns noch zuletzt betrifft, so versichern wir ihm, daß er sich einem groben Irrthume bloßstellen würde, wenn er den Glauben faßte, wir hätten mit dem Obigen auf irgend eine Weise unsere eigene Sache führen wollen; Herr Schmalz hat uns weder durch seine Schrift, noch sonst jemals persönlich reizen können, wie wir zu beweisen im Stande sind.

Dch.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 3s Stück.

Bruchstücke von Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung des in Nr. 23 des vorigen Bandes befindlichen Aufsatzes.)

— Welch eine bunte, vielgestaltige Welt bewegt sich seltsam und fast unbegreiflich vor unsern Augen! Frieden hofften wir, und herrlichen Frieden verhießen uns die neuen, glorreichen Siege; aber allenthalben scheint sich nur endloser Kampf wieder zu gebären, und Tausende fürchten nun selbst den Frieden, den äußern, an dessen Herstellung die Staatsweisen ihre Kunst in Paris verschwenden! Dahin ist es gekommen, daß uns das köstlichste Gut verbittert worden, und daß wir kein Vertrauen mehr zu demselben gewinnen können, wenn es uns dargeboten wird! Der erste Pariser Friede hatte Alle unbefriedigt gelassen; die langen Unterhandlungen über den zweiten haben nicht nur die geduldigste Geduld ermüdet, sondern auch Theilnahme, Hoffnung, Freudigkeit fast vernichtet. Es wird überall schwer seyn, den Verdruß und Unmuth, den man in der Fremde so unbedachtsam genährt hat, in der Heimath zu bezwingen.

Allenthalben gehen, wie finstere Geister, ängst-

liche Besorgnisse, auch bei den Besten, um, und wie Gewitterluft scheint es Vielen auf der Brust zu liegen. — Das also wäre die Frucht ungeheuerer Anstrengungen und Opfer, und einer Zeit, in der des Höchsten starker Arm sich so wundersam offenbart hat?

— Nicht also! Blickt nur von der Menschen thörichtem Treiben zu der Hand empor, die aus den Wolken ihren Segen darbeut, und erhaltet Euch frei die eigene Brust und das freudige Streben und den lebendigen Glauben, so haben die Mächte der Hölle keinen Theil an Euch, und Ihr seyd stark auch gegen die zagenden Besorgnisse, welche den reinen Anblick der Zeit Euch trüben wollen! Nebel sind es und graue Wolken, die den Gesichtskreis verdunkeln, und den bangen Seelen den heitern Himmel nicht ahnden lassen, der hinter ihnen verborgen, nur vorübergehend verhüllt ist! Zwar ist es eine schwere, schwarze Decke, die der Friedens- und der Freiheitssonne lichten, warmen Strahl überzogen hat; aber sie vermag ihn nicht ganz zu verdunkeln, noch zu erkalten, und die Freunde des Lichts sollen an seiner Nähe nicht zweifeln, sollen empfinden seine geheime, tröstende Gegenwart.

Laßt Euch nicht hineinziehen in die mattherzige Gleichgültigkeit und Unfertigkeit, in das dumpfe, schwermüthige Befürchten, in das trübsinnige Zeichendeuten und Hinweisen auf kommende schwerere Zeiten, in das falsche Prophetenthum und den grauen Theorienkram, der die Seele befangen macht. Der Geist des Herrn ist mitten

unter uns, und wer die Wahrheit rein und redlich sucht, der wird die Wahrheit finden, und die Wahrheit wird ihn frei machen auch von eitler Besorgniß und thörichter Furcht und unglückschwangerem Wahn!

Es ist der Geist der Finsterniß, mit dem wir den Kampf zu bestehen haben, nicht einen äußern nur. Geendet ist er nicht, der alte Streit des Lichts und der Finsterniß; den sollen wir ferner wacker fortstreiten, und nicht wähnen, er sey geendet, seit Babel bezwungen ist. Das ist Euch zum Zeichen, selbst nach zweifacher Besiegung, noch stehen geblieben, daß es Euch mahne, wie kein Friede des Guten mit dem Bösen, des Tags mit der Nacht zu schließen ist, wie sie sich immer fliehen und immer begegnen, und endlos mit einander kämpfen müssen. Wer mochte sich überreden, das Böse und die Finsterniß sey für immer, oder sey gänzlich unterworfen, wenn Frankreich geschlagen ist? Hat im glorreichen Kampfe obgesiegt das Gute, das Licht; so soll der Sieg nur zur Stärkung werden und zur Erweckung, daß die verjüngte und von oben herab gesegnete Kraft freudiger und beständiger gegen das Reich des Bösen, der Finsterniß, ankämpfe. Es frommt uns mehr, daß selbst der theuer erkaufte Sieg uns keine völlige Ruhe gewähre, als wenn wir, mit unsern Lorbeern umkränzt, uns einwiegten in gefährliche Sicherheit.

Die Zeit ist so böse nicht, als sie scheint; aber des Bösen ist noch viel vorhanden. Dagegen sollen wir in guter Wehr und Rüstung uns

halten, und wachen, daß der Feind nicht komme über Nacht, und uns berücke.

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
„Das übet in Einfalt ein frommes Gemüth."

„Nach so großen Anstrengungen, so unermeßlichen Opfern, so wenig Früchte!" So sagen Viele! — Wie? verkennet Ihr schon die großen Erfolge, die aus schwerem Kampfe hervorgegangen, die goldenen Früchte, deren wir uns billig freuen dürfen? Was Ihr vor kaum zwei Jahren noch kaum zu hoffen wagtet, das steht in hoher Wirklichkeit Euch da; und Ihr klagt? Daß die freche Rotte mit ihrem Tyrannenhaupte über den Rhein zurückgewiesen wäre, und nicht länger Freiheit und Freudigkeit, Ehre und vaterländischen Sinn Euch kränken dürfe, das war fast Euer kühnster Wunsch. Hat der Herr Euch nicht noch viel mehr gethan? Ist es so gering, daß selbst der alte Rhein mit seinen verbrüderten Bewohnern größtentheils wieder unser Eigenthum, daß die Macht des Erbfeindes auf lange gebrochen, und, nachdem unsere Banner zweimal in seiner stolzen Hauptstadt gewehet haben, auch sein Uebermuth tief gedemüthigt; daß Deutschland frei ist von fremder Gewalt, und in alter Würde und Kraft sein Haupt wieder erhebt? Ist es nichts, daß unser inneres, geselliges Leben sich wieder freier und frischer gestalten kann, daß des Volks Rechte wieder anerkannt sind, und die öffentliche Meinung sich wieder ungehemmter aussprechen darf? — Wie leicht

vergessen wir des Elends und der Noth der Vergangenheit, um uns in Klagen über die Gegenwart zu ergießen; selbst des gegenwärtigen Glücks und Genusses, um unsere Unzufriedenheit, unsern Unmuth zu beschönigen, und zu zeigen, daß wir nicht befriedigt sind.

Aber, sagt man, steht denn der Erfolg mit unsern Anstrengungen und Hoffnungen in billigem Verhältnisse? — So groß waren die Erfolge, daß unsere anfänglich sehr gemäßigten Hoffnungen Schritt vor Schritt sich mehrten und erhöhten, und ihre Kühnheit selbst ist Zeugniß des großen Erfolgs. Und wer kann fragen, ob unsere Anstrengungen auch hinlänglich belohnt sind durch den Erfolg? Was du auch gethan, gelitten, geopfert haben magst; das, daß du wieder ein freier Bürger im freien Vaterlande geworden bist, das ist ein so hoher Gewinn, daß deine Anstrengung einen höhern nicht erwarten durfte. Und wäre dir das gewonnene köstliche Gut für deine Mühe zu geringer Lohn, so wärest du auch dessen nicht werth! Kann der Mensch auch einen höhern Kampfpreis fodern, als die Freiheit?

Doch die Freiheit soll auch sicher seyn, und man klagt, daß sie nicht gesichert sey. — Laßt Euch den Teufel doch nicht unnöthig an die Wand mahlen! Nicht von außen nur wird die Freiheit bewahrt und beschirmt; haltet Euch nur als Freie, die ihr Kleinod zu schützen und zu vertheidigen stets bereit sind und wohlgerüstet; lasset nur nicht verrosten Eure Waffen, und wachet, ob der Feind etwa komme, und mit List und Gewalt von neuem Euch fesseln wolle! In Euch, durch Euch muß

Deutschlands Freiheit gesichert seyn! Deutscher Bürger Vaterlandsliebe und freier Muth ist der Freiheit Schirm, mehr als eine eherne Mauer! Eine Sicherheit, die alle Wachsamkeit unnütz machte, sollt ihr nicht wollen; und die ist auch nirgends zu finden! — Zwar größere äußere Sicherheit war wünschenswerth und möglich; und wir haben die mögliche nicht erreicht. Darum klagen wir wohl mit Recht die an, die unsere Gerechtsame Preis geben. Aber so wollen wir uns nicht selber Preis geben, wollen in uns uns befestigen, und je ärger sie es mit uns meinen, um so kräftiger uns zusammenhalten, und unerschütterlicher stehen, daß zu Schanden werden die Anschläge unserer Feinde und Widersacher. — Wer unbefriedigt, in nichtigen Klagen seine Geneigtheit, Entschlossenheit und Thatkraft lähmt, der verläßt sich selbst, und arbeitet recht dem Feinde in die Hände. Erwünschter könnte unsern Gegnern und Uebelwollenden nichts seyn, als daß die von ihnen beförderte Unzufriedenheit uns verdrossen und unlustig machte, und in der Verkleinerung der errungenen Früchte uns den freudigen Entschluß, diese zu beschützen, uns verbitterte.

Zwar manche schöne Frucht, die wir nach dem, was abermals der Herr durch unsere tapfern Streiter gethan, wohl hoffen durften, ist uns entrissen worden. — Wie thöricht aber wären wir, wenn dieser Verlust uns gleichgültiger machte gegen den wirklichen Gewinn, verdrossener zu seiner Vertheidigung! Laßt es Euch nicht irren, daß der Teufel mit seinen Gesellen Euch

um gerechte Ansprüche betrogen, und Euer altes gutes Recht zum Theil Euch böslich aus der Hand gespielt hat. Dieß böse Spiel will Euch lehren, um so fester zu halten, was Ihr habt, damit Euch nicht auch dieses geraubt werde. Ihr sollt nicht wähnen, der Böse sey auf St. Helena gebannt, oder in Frankreichs Grenzen verschlossen! Der gehet umher in vielen wechselnden Gestalten, auf Ränke sinnend und auf eine unbewahrte Stunde lauernd, und möchte Eure Geduld ermüden und Eure Unzufriedenheit nähren, damit er Euch leichter berücke! Darum seyd wacker und bereit!

Die Zeitgeschichte ist ein verworrenes Räthsel, dessen Lösung erst der Nachwelt möglich seyn wird. Wir, die wir mitten in der ungeheuern Bewegung stehen, und tief ergriffen sind von den Wehen der neuen Gestaltung, wir durchdringen nicht das geheimnißvolle Dunkel, das uns noch ringsum umgibt. Seufzend unter den Wunden und Schmerzen, welche der blutige Kampf zurückgelassen hat, fortkämpfend mit vielen Uebeln, die nicht auf einmal vernichtet werden konnten, haben wir keinen ganz ungetrübten Blick uns bewahren können. Selbst das Bewußtseyn des freiesten und edelsten Strebens kann uns, weil uns noch überall so viel Schlaffheit, Gleichgültigkeit, träge Gemächlichkeit, ja selbst so viel abgeneigter und böser Wille begegnet, an der Zeit irre machen. Und nur zu sehr vergessen wir, daß Alles nur noch Werden ist, daß

wir das vollendete Seyn jetzt noch nicht schauen können; daß Alles nur eine reiche Aussaat ist, die langsam, zum Theil unter heißem Sonnenbrande, einer großen Erndte, wohl erst für die nächsten Geschlechter, entgegenreift. Nichts ist verzeihlicher, als die Ungeduld des begeisterten Wirkens, die rüstig auf ihr hohes Ziel hinarbeitet, und nicht ruhen, nicht rasten, nicht befriedigt sich fühlen kann, bis sie demselben näher gerückt ist, die eben darum die tausend Hemmnisse und Hindernisse verwünscht, die sich allenthalben entgegendrängen! Aber alles Wahre, Gute, Große muß sich durchschlagen durch zahllose Beschränkungen, triumphiren über viele Feinde. Der Augenblick zeitigt ein hohes Werk nur im Gedanken und Willen; die Zeit bringt die Wirklichkeit nur allmählig zur Reife. Eben dieß allmählige Gedeihen und Werden — das die Schwachen ermüdet und abwendig macht — regt noch stärker alle Kräfte der Starken auf, das Werden zu fördern, und selbst den bedächtigen Schritt der Zeit zu beflügeln. So soll es seyn; nicht gerade nur schleunig abgethan das große Unternehmen zu sehen, sondern nicht abzulassen von seiner Gestaltung, das sollen wir wünschen!

Aber die Verdrossenen, die Schlaffsten und Unthätigsten schreien am lautesten, daß noch so wenig geschehen sey, und es sind ihrer viele, die über den Schneckengang der Zeit sich beklagen, während sie gemächlich die Hände in den Schooß legen, und nichts thun, jenen Gang zu fördern. Und wer in der Zeit steht, wer dem Leben derselben angehört, jeder, wie er ein Glied ist in

ihrer großen Kette, hat Eine Macht über sie, die nämlich, in seinem Kreise das zu beschleunigen und zu fördern, was das Werk der Zeit ist. Nicht in der Hand der Mächtigen der Erde nur liegt der Völker Bedürfniß und Glück, und der Zeit Entscheidung. Der freie Mensch muß sich selbst höher empfinden, denn als Werkzeug und Schöpfung der Wenigen, oder Eines. Nur Einem höchsten, unsichtbaren Herrn und seinem ewig wundervollen und segensreichen Walten ordnet sich unbedingt unter der freie Geist. Und im Geiste jener Freiheit, die die höchste Gesetzmäßigkeit ist, huldigt er den Hirten der Völker, nicht ohne das Bewußtseyn, daß auch sein Leben gezählt sey, und eine Bedeutung habe in der Masse des Allgemeinen, daß jeder wahre und große Gedanke auch durch ihn in das allgemeine Leben eingeführt werden solle, und wenn er treulich ihm dient, eingeführt werden könne. Das wahrhaft Große, das in unserer Zeit mit Begeisterung ergriffen worden, und in ihr vollendet werden sollte, kann dann auch nicht ertödtet werden durch thörichten oder frevelhaften Widerstand, kaltsinnige Verkennung und gewaltsame Unterdrückung irgend einer Macht! Sorge jeder, daß es fortlebe, daß es fort sich gestalte, und sich immer herrlicher vollende, so wird es fortleben, fortwachsen und sich vollenden, ob auch alle Mächte der Hölle dagegen im Bunde wären. Denn das wahrhaft Gute steht unter höherer Hut, und kann gehemmt und gekränkt, und gedrückt, nie völlig unterdrückt werden, wenn wir nicht selbst es Preis geben. Einer Zeit gehören wir an, welche die

erhabensten menschlichen Bestrebungen neu erweckt, mächtig aufgeregt hat; Riesenschritte hat unsere Zeit gemacht, und ihr erhöhtes Leben ist in einem wunderreichen Werden begriffen! Meint nicht, daß das Gedeihen dieses Lebens nur gebunden sey an einen mehr oder minder günstigen Friedensschluß, an diesen oder jenen äußern Erfolg. In Euch ist dieses Leben, in Euch soll seine Herrlichkeit seyn! — Vertrauet dem Gott, der Euch im Ungewitter und milden Sonnenschein erschienen ist; fühlt Euch als Berufene in seinem heiligen Dienst; erkennet als sein Werk das große Werk der Zeit; dem dienet mit Freudigkeit und beharrlichem Muthe! Als die Freien, als die Söhne des Hauses, nicht als die Knechte, lebet dem Vaterlande, und wie wir für Wahrheit und Recht den heiligen Kampf begonnen haben, trachtet nach Wahrheit und Recht, und übt sie in jedem Verhältnisse!

Se.

Oldenburg, Varel und Kniphausen.

Es wurde unlängst in diesen Blättern eine Frage über die scheinbaren Eingriffe der oldenburgischen Regierung in den Besitz des Grafen von Bentink zu Varel aufgeworfen.

Nun ist uns ein Schriftchen darüber zugekommen, welches offenbar von der Oldenburgischen Regierung ausgeht. In so fern die Sache eine streitige Rechtssache ist, überlassen wir die Antwort dem Grafen; da sie aber anfing, ein schlimmes Licht auf die Handlungsweise des so verehr-

ten Herzogs von Oldenburg zu werfen, auch das deutsche Volk stutzig zu machen, und wir in dieser Hinsicht glaubten, sie zur Sprache bringen zu müssen; so halten wir uns auch verbunden, von derselben dann öffentlich zu reden, wenn das Licht klar und gut scheint.

Es ist immer erfreulich und ein gutes Zeichen, wenn eine Regierung öffentlich Rechnung ablegt. Da wir in Deutschland leider keine Verfassung haben, welche diese Rechnung zum Gesetz macht, oder wo durch besonders eingesetzte Männer die Regierungsglieder dazu können aufgefodert und gezwungen werden; so bleibt nichts anders übrig, als die Kundthuung der Volksstimme durch öffentliche Blätter. Wenn eine Regierung sich bewußt ist, daß sie recht und gerecht gehandelt hat, so wird sie immer Rechenschaft geben; welche schweigt, steht in dem gerechten Verdacht der Ungerechtigkeit: denn keine Regierung steht über der öffentlichen Meinung, die sie durch Stillschweigen verachten könnte! Es gibt zwar Regierungen, wo dieß der Fall ist; dann ist es aber immer der Dünkel eines aufgeblasenen Ministers oder eines Despoten. Wer die Liebe des Volks gewinnt, hat alles gewonnen; wer das Volk zurückstößt, wird von ihm zurückgestoßen — kommt die Zeit.

Das Schriftchen ist in einem ruhigen Tone geschrieben, führt bloß Thatsachen an, ohne Urtheile; dennoch erscheint, daß wir das Wenigste sagen, der Graf als eine Art Bramarbas, dessen man sich nicht annehmen kann, wenn auch seine Sache eben nicht ganz unrecht liegt. Der

Graf hat zwei Besitzungen, Knyphausen, frei, ledig und eigen, die Schulden abgerechnet, die 600,000 Thaler betragen, und Varel, worüber Oldenburg die Landeshoheit ausübt, auch der Graf in bester Form den Huldigungseid 1809 abgelegt hat; dennoch aber 1814 dem Herzog französisch schreibt: „er sey so gut Souverän, als er."

Während der Rheinbundeszeit stand nämlich Varel noch immer, wie zuvor, unter Oldenburg; 1810 machte aber Napoleon den großen Strich, und der Herzog von Oldenburg, wie der Graf von Bentink, verloren ihre Unabhängigkeit: jener entwich, dieser wurde in Varel Maire. 1813 war bekanntlich der Aufstand der Deutschen in Oldenburg gegen die Franzosen, und die französischen Behörden entflohen. Der Graf machte daher durch einen Aufruf bekannt, daß er die Regierung wieder übernehme, ordnete Verwaltungsgeschäfte an, setzte einen Stadtrath und dergleichen ein. Als die Franzosen zurückkamen, erklärten sie ihn für einen Empörer, verwiesen ihn des Landes, schleppten ihn nach Paris, und zogen sein ganzes Vermögen ein, luden aber die Schuldner binnen zehn Tagen vor.

Ob dieses Urtheil gerecht war, müssen wir denen zu entscheiden überlassen, welche an Ort und Stelle waren. Uns scheint aber, daß das, was der Graf gethan, nicht mit dem Titel der Empörung gestempelt werden könne. Hatte er, da die französischen Behörden entflohen waren, unrecht, eine Regierung anzuordnen? Und wenn

auch dieses der Fall ist, hat er dadurch gegen die vormalige Landeshoheit Oldenburgs verstoßen können? Zudem kommt es hierbei darauf an, wie weit sich die Oldenburgische Landeshoheit bisher in praxi erstreckt hat, worüber sich der Graf erklären mag.

Als nach der Schlacht von Leipzig die Oldenburgische Regierung wieder eingerichtet wurde, fand sie des Grafen Güter, wie natürlich, noch unter dem Beschlage, den die Franzosen angelegt hatten. Sie trat in diesen Beschlag ein, und setzte also das fort, was die Franzosen angefangen hatten. Das wird kein Deutscher loben. Ein Urthel, das nach französischen Gesetzen entworfen, die nota bene Oldenburg nie anerkannt hat, kann nicht gültig seyn, wenn man nicht aus besondern Gründen will die Gelegenheit benutzen, jemand zu Leibe zu gehen. Auf jeden Fall hätte des Grafen Verfahren, ohne seinen Antrag, aufs neue vorgenommen und untersucht werden müssen, ob er als Empörer gegen den Herzog von Oldenburg könne angesehen werden, und zwar dieses alles durch förmliche Urthel. Ohne dieses mußte billig vernichtet seyn, was die Franzosen in Empörungssachen verhängt hatten. Ueberdieß kann das, was der Graf gegen die Franzosen gethan hat, wenn man deutsch gesinnt ist, nicht wohl als gegen Deutsche, die ohnehin damals nicht regierten, gedeutet werden. Denn es war ja damals nicht entschieden, wer Oldenburg bekommen werde. Daß mithin die Oldenburgische Regierung

sich zum Nachfolger der französischen erklärt, und deßhalb den Beschlag hat liegen lassen, will uns nicht gefallen.

Dagegen sind auch des Grafen Schuldner eingekommen, und dieses möchte auch der rechtlichere Grund zu solchen Handlungen gewesen seyn. Doch hat dieses der Graf bekanntlich geleugnet.

In so fern nun die Oldenburger ohne eigene Untersuchung und rechtliche Entscheidung sich in die Güterverwaltung gesetzt haben, mag der Graf sich wohl als im Zustande des Kriegs gegen Oldenburg befindlich denken, und so ein Recht zu haben glauben, diesem Herzogthum auch das zu verweigern, was es mit Recht besessen.

Dazu kommt noch ein höchst unangenehmes Verhältniß, das wir nicht ohne Schamröthe für Deutschlands Unabhängigkeit von fremden Fürsten anführen können. Knyphausen gehörte nämlich dem Grafen unabhängig, und dieses wurde vom Kaiser von Rußland in Besitz genommen, und Oldenburg zur Verwaltung übergeben, über welchen Vorgang man ein tiefes Stillschweigen beobachtet, und Alexander in den Verdacht bringt, als fürchtete man sich in Deutschland mehr vor ihm, als vor Napoleon. Daß also dem Grafen zu viel geschehen ist, wird wohl die Oldenburger Regierung nicht leugnen, wie auch nicht, daß sie den zärtlichen Punkt mit Knyphausen hätte ablehnen können — ja sollen, wofern wir ein gemeinsames Vaterland achten.

Wir machen aus allem den Schluß, daß dem Grafen von Bentink eine Güterverwal-

tung mehr als nöthig, auch gerecht, wohl auch verdient ist, daß aber dabei aus dem den Deutschen anerzogenen Bestreben, den Schein der Ungerechtigkeit oder des raschen Verfahrens von sich zu wenden, nicht ganz recht verfahren worden sey, und daß man Oldenburg nicht ganz von Absichten frei sprechen könne. Das werden also nur die Folgen lehren.

Lied zur Andacht am eisernen Kreuze.

Zum 18ten und 19ten October 1815.

Du Kreuz der Ehren! Kleinod des Vaterlands!
Erhöhet schwebe über das freie Volk,
Festlich umkränzt von Eichenblättern,
Herrlich verklärt von des Opfers Glanze!

Tausende starben, Tausende bluteten,
Daß sie gewinnen halfen die heil'ge Schlacht:
Schlaft ihr Gefall'nen! ruht ihr Wunden!
Sanft auf den Lorbeern des großen Kampfes!

Du Kreuz der Rettung! du Hort des deutschen Ruhms!
Erhöhet schwebe über der stillen Flur,
Wo Recht und Licht herrscht — neu gewonnen
Durch den erhobenen Sturm des Volkes.

Du Kranz des Sieges! rausch' in der freien Luft!
Es rauschen um dich Geister der alten Zeit,
Herrmanns und Luthers, jedes Helden,
Welcher des Vaterlands Ketten sprengte.

Du Kreuz von Eisen! schirme das deutsche Land!
Erhalte Frieden unter dem freien Volk!
Daß du nicht wankest, opfern gern wir
Leben und Blut am bedrohten Stamme.

Sanft, wie die Brüder, ruhn wir dann in der Gruft,
Bewahrend unsern Kindern das theure Gut:
Auch sie dereinst steh'n stark und eisern
Vor unsern Gräbern auf freier Erde.

Auf Sr. kaiserlichen Majestät, Alexander, Kaisers aller Reussen, Ankunft in Berlin, am 24sten October 1815.

Nicht durch das Thor, wo Dir Victoria
Mit ihren Kränzen winket, ziehst Du ein
In unsere Mauern; nein, durch jenes Thor.
Das Dich bereits zum schönen Bund empfing.

In Deinem Glanze sahn bewundernd Dich
Der Königsstädte viel; denn Dir voraus
Erscholl des großen Alexanders Ruhm. —
Berlin begrüßt Dich als des Freundes Freund.

Hier sehnst Du Dich, in Deines Bruders Arm,
Von Deiner Kronen goldnen Last auf ein
Paar Stunden auszuruhn, und einen Tag
Dir zu gewinnen in dem theuern Kreis.

Wer gönnte Dem die Ruhe nicht, der sie
Europen, der aufs neu Gebornen, gab,
Den blutigen, den ew'gen Streit, mit Macht
Und Größe, weltbeglückend beigelegt?

Denn Friede wird die Welt beglücken, Löw
Und Tyger spielen mit dem Lamm, das Kind
Mit Schlangen kosen, weil im festen Bund
Mit Alexander, Friedrich Wilhelm steht.

C.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 4s Stück.

Literatur.

Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen deutschen Prinzen, aus einigen seiner Briefe entworfen, und seinen Vettern, den deutschen Prinzen, Grafen und Herren, als Spiegel aufgestellt. (Für die Waisen der in dem heiligen Kampfe 1813 und 1814 Gebliebenen und Verstümmelten.) Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner. 1815. XII. und 342 S. 8.

Wir können nicht von der Bewunderung und Rührung zurückkommen, welche dieses Buch in uns hervorgebracht hat. Ein deutscher, jugendlicher Prinz schildert hier in kurzen Zügen die Vaterlandswürde und die Vaterlandsunterjochung, sein Auffodern zum Widerstand, sein Wirken gegen den Völkerfeind, und endlich sein Ringen nach dem Erlösungstode, der das Vaterland rette durch sich sowohl, als auch durch das Beispiel. Seit 1801, als er 18 Jahre alt war, in österreichischen Diensten, stritt er in den großen Versuchen des Kaisers, Deutsch-

land vom Franzosenjoche zu befreien, in den Jahren 1805 und 1809. Als diese Anstrengungen durch die Blindheit und Verworfenheit der andern Deutschen, welche selbst auf Oesterreich, das Rettende, zuschlugen, oder müssig zusahen, vergeblich wurden, ging er nach Spanien, um dort für deutsche Erlösung zu kämpfen. Da fand er siegend den Tod im Januar 1812. Den Untergang der Franzosen hat der Prinzenheld erlebt, aber nicht erfahren. Sein höchstes Streben sah nicht er, aber der Himmel erreicht, der ihn deßhalb ohne Zaudern zu sich aufnahm.

Des Fürstenjünglings Briefe sind an seine Mutter und Brüder geschrieben. Sie sind ein neues, erhebendes Bild des ganzen erhabenen Geschlechts. Warum soll man es nicht nennen? Warum nicht dem deutschen Volke zur Verehrung das Fürstengeschlecht weisen, das es mit seinen Fürsten überhaupt auszusöhnen so vorzüglich geeignet ist, besonders in einer Zeit, wo das Volk abzulassen anfing, auf seine Fürsten zu vertrauen, nachdem so viele es aus kleinlicher Furcht vor Thron- und Stuhlverlust von dem Kaiser losgerissen, und an den Fremden verhandelt hatten. Das deutsche Fürstengeschlecht, das Muster unserer Fürsten, ist das von Neuwied am Rhein, wo noch mehrere edle Fürsten- und Rittergeschlechter namhaft gemacht werden könnten, was alles zu seiner Zeit geschehen wird. Ein Prinz von Neuwied war es, der in seinem 29sten Jahre das Leben für unser Vaterland dahingab, noch ehe ein deutscher Arm im Vaterlande selbst sich für unsere Befreiung erhoben hatte. Glücklich

eine solche Fürstenmutter, die einen solchen Sohn dort, und solche hier hat.

Die Briefe des Prinzen sind aus reinem Herzen geschrieben, ohne jede Absicht, als dem Drange seiner Vaterlandsliebe Luft zu machen, und sich, seine Mutter und Brüder (von denen bekanntlich einer eifriger Naturforscher ist, aber dennoch die Waffen ergriffen hat, als es Zeit war,) mit seinen schönen Hoffnungen von der Erlösung Deutschlands zu trösten. Man glaubt kaum, daß jemand schon seit 1805 so klar und ernst gefühlt und ausgesprochen hat, was jetzt zum allgemeinen Bewußtseyn gekommen ist. Alle die Mittel, deren wir uns jetzt, nämlich zur Vernichtung der Franzosen, bedient, sind in diesen Briefen schon lange vorgeschlagen gewesen, das Gefühl, daß nur Deutschlands Einheit uns retten, und nur bleibende Einheit uns erhalten könne, der Heldeneifer, der jetzt in jeder Ader quillt, ist hier mit einer Kühnheit, Klarheit und Frömmigkeit in einem reinen, herzlichen Styl schon vor 9 Jahren von einem Fürstenjünglinge niedergeschrieben. Zugleich ist das Leben und Weben der Soldaten, der herrliche Geist des österreichischen Heeres, der emsige Sinn der Spanier, die Hundsfötterei der Franzosen, ohne Absicht und nur gelegentlich, aber desto wahrer gezeichnet, und den deutschen Fürsten, welche sich von ihrem Volke trennen und im Kampfe mit ihm leben, oder es gar wohl verächtlich weit unter sich dünken, als wäre ihm das blinde Gehorchen angeboren, diesen deutschen Fürsten ist von ihrem Bruder manch scharfes Wort in die Ohren ge-

sprochen. Nur als das Volk mit ihnen war, konnten sie siegen; als sie dieses wie Waare behandelten, verloren sie es.

Mit 1805 fangen die Briefe an. Einiges, was ermuntern kann unsere Fürsten und das deutsche Volk, heben wir aus, um zu zeigen, wie werth das Buch ist, von jedem deutschen Manne, von jeder deutschen Mutter, von jedem Bruder, von jeder Schwester gelesen zu werden.

Anfangs 1805. (Der Prinz war 21 Jahr alt und Lieutenant.) Auch für Sie, beste Mutter, könnte ein österreichischer Krieg nicht anders als erwünscht seyn; entweder werde ich mich schnell zeigen, oder Sie werden stolz, wie jene römische Mutter, Ihre Söhne für das Vaterland sterben sehen, die früh oder spät doch dahin kommen müssen. — Die Franzosen sind hier (in Wien) so gehaßt, daß der Gesandte, von Rochefoucault, (der eine Wäscherin zur Frau hat, die rasend tolle Streiche macht, und hier allgemein ausgelacht wird), als er zum ersten Male bei R — ky auf dem Balle war, außer dem Gesandten der italienischen und ligurischen Republik, nebst seinem Legationssecretär, niemand anders zu seiner Unterhaltung hatte. Von allen vermieden standen diese verspottet in der Mitte des Saales allein.

Den 29sten März. Vielleicht tritt der Fall in diesem Jahre noch ein, daß ich, statt allein zu kommen, in Gesellschaft von 70,000 Mann nach den heimischen Gestaden ziehe. — Dieser Krieg wird einzig um die Erhaltung des deutschen Reichs geführt, und deßwegen müßte je-

der junge Germane die Waffen ergreifen, vor allen jene aus reichsständischen Familien. Dürfen diese die Unterjochung überleben? Man sagt, im Falle eines Kriegs habe der Kaiser den Vorsatz gefaßt, in Person zu einer von den Armeen zu gehen.

Den 8ten August. Beste, theuerste Mutter! Sie können nicht glauben, welche Freude mir Ihr herrlicher Brief gemacht hat! Mich drückte nichts mehr, als daß ich ihn nicht nehmen konnte, um ihn manchen feigen Gesichtern vorzulesen, die man ängstlich herumlaufen sieht, um diesen begreiflich zu machen, daß das die Energie einer Frau wäre. — Wo würden die Franzosen seyn, wenn jeder so dächte, wenn alle Mütter zu ihren Kindern von Jugend auf in diesem kräftigen Tone sprächen! — Wir hoffen und harren mit Schmerzen auf den Befehl zu marschiren! — Ein herrlicher Geist herrscht jetzt in unserer Armee — alles schreit nach Krieg, und die erstaunliche Menge junger Leute, aus welchen unser Offizierscorps jetzt besteht, wünscht nichts sehnlicher, als gegen den Feind geführt zu werden. Wenn ich jemals Hoffnung hatte, von uns einen Krieg mit Erfolg führen zu sehen, so ist es dieser. Bei uns ist der kriegerische Geist gehoben, bei den Franzosen sinkt er. Unser Haß gegen die Preußen hört täglich mehr auf, und jeder schickt fromme Wünsche zum Himmel, eine aufrichtige Vereinigung zwischen allen, die deutsch sprechen, zu sehen, um den Erbfeind zu demüthigen. — (Im September bekam er eine Grenadier-Compagnie, mit der er ins Feld rückte.) — Aber — bei

uns allein wird man behaupten können, daß man für das gemeinsame Vaterland streitet, und welche Ehre würde es uns bringen, zur Unterjochung des eigenen Vaterlandes beizutragen? — Man hat bei uns erzählt, es würde ein Reichskrieg werden. Dann würde es unverzeihlich seyn, wenn Preußen noch immer ruhig zusehen wollte. Was wird noch aus unserm Vaterlande werden! Rings herum Disharmonie unter uns! Wenn doch ein Bernhard von Weimar aufstände, der alle Tapfere vereinigte, um den uralten Namen zu erhalten! — Denken Sie sich unser schreckliches Loos, wenn es zu einer Theilung käme, und wir sollten den Schimpf erleben, unter französische Herrschaft zu gerathen! — Oesterreichische, oder preußische Oberherrschaft wäre viel leichter zu ertragen, und eine Theilung unter diesen beiden Mächten eher zu wünschen. Sie würde auch vor der Nachwelt keinen Schandfleck auf die Nationalehre werfen, da wir von den eigenen Landsleuten beherrscht würden. Wir wären doch vor den schimpflichen Behandlungen unserer Nachbarn sicher. Die Zukunft geht mit großen Dingen schwanger; allein ich glaube, daß sich auf keinen Fall die Lage des Reichs verbessern werde. Wenn man Grundsätze hat, und diesen treu bleiben will, so kann man in dieser Lage nichts anders thun, als sich an das Reichsoberhaupt und an seine kriegerischen Fahnen anschließen, für sein Land zu streiten, und, wenn es das Schicksal will, dafür zu sterben, um sein trauriges Ende nicht zu überleben.

Nun erfolgten die bekannten unglücklichen

Schlachten bei Ulm, wo der Prinz gefangen, aber bis zur Auswechselung zurückgeschickt wurde, daher er wieder bei Austerlitz war. Er beschreibt alle Vorgänge; nach der letzten Schlacht sagt er:) Wir werden die Ehre haben, für Buonaparte zu fechten, wenn sich in irgend einem Winkel von Europa noch ein Funke von Widerstand gegen seine Herrschaft zeigen wird. Lieber will ich aber nach St. Domingo gehen, und mit den Schwarzen gegen diese abscheuliche Nation fechten, als mich ihrer übermüthigen Herrschaft schmiegen. Welche unwürdige Rolle spielen die andern deutschen Regierungen. Sie tragen eben so viel, als die Franzosen, zur Unterdrückung von Europa bei!

Krems, den 6ten Julius 1806. Wir beschäftigen uns hier beständig mit dem lieben Dienste. — Es ist unglaublich, wie schnell sich unsere Regimenter wieder herstellen. Das unsrige, welches kaum noch existirte, ist beinahe vollzählig. Was die großen Angelegenheiten betrifft, so darf ich hier nicht alles niederschreiben, was aus dem Herzen gern durch die Feder fließen möchte. So viel aber können Sie glauben, daß wir in einigen Jahren wieder einen neuen Tanz haben werden. Der Erzherzog Carl ist äußerst aufgebracht, und hat geschworen, den Schimpf von Ulm zu rächen. — Offenbar ist niemand unglücklicher, als das Reich. Ich habe mich letzthin höchlich gefreut, die schöne Antwort der Fürsten von R., L. und W. auf die — sche Aufforderung zu lesen. Das sind muthlose Wichte! Vielleicht war dieses das letzte Wort, was für deutsche Constitution gesprochen wurde! — Die

feige Antwort der kleinern Stände wird jeden Versuch zu ihrer Rettung für die Zukunft verhindern. Was kann denn diesen Memmen Schlimmeres begegnen, als der Verlust ihrer Selbstständigkeit, die sie ohnehin nicht mehr haben, und die sie nicht verdienen zu haben. Macht es ihnen vielleicht mehr Vergnügen, die bunte Cocarde zu tragen, zu den Nationalgarden eingeschrieben zu werden, und in Paris um Gnade zu betteln?

Den 12ten August. Was sind das für traurige Nachrichten, die Sie mir von den erreichten Planen der Franzosen geben! Wenn wird denn endlich der Hermann erscheinen, der diese Höllenbrut zernichtet!

Den 14ten August. Wie ein Wetterstrahl hat uns alle die Nachricht von der Niederlegung der Kaiserwürde getroffen. Das ist mehr als zu viel. (Warum hat denn der Herausgeber das Ach, und Wehgeschrei über den Sturz des deutschen Reichs, dem der Kopf abgeschlagen wäre, unterdrückt?) — Ist denn unser Schicksal noch nicht entschieden? Unser Name steht ja schon in den Zeitungen unter den Schlachtopfern! Wir sollten alles, Stück vor Stück, verkaufen, unsere Siebensachen suchen gut anzubringen, und in einem entfernten Winkel der Erde, wo wir ruhig und zufrieden leben könnten, einen Wohnsitz suchen! — Zwar kann man nicht leugnen, daß die Liebe zu dir, o Vaterland! mächtig ist; allein die Liebe zu dir, o Freiheit! ist allmächtig! — Immer besser, das Unglück mit den Stolzen und Würdigen zu tragen, als mit den-

Niederträchtigen eine precäre Existenz theilen, und unter die Vaterlandsverräther von Zeitgenossen und Nachkommen gezählt zu werden. — Retten wir uns für unsere Person aus der Sclaverei, und warten wir in einem freien Lande bessere Zeiten ab. Vielleicht kommt der günstige Augenblick, wo wir für unsere Freiheit fechten und handeln können. — — O! wenn wir so glücklich wären, am Ende aller dieser Stürme das Reich frei und selbstständig herausgehen zu sehen, auch ohne Fremde; wenn wir an der Spitze von wirklichen Landsleuten, ohne fremde Hülfe dazu zu gebrauchen, unsere Freiheit behaupten könnten! Das ist aber nicht das Werk eines Einzigen, sondern des Gesammtwillens. Dieses muß immer das letzte Ziel jedes Deutschen seyn. Wenn doch endlich ein hoher, vielvermögender, folglich unabhängiger, deutscher Mann aufstünde, der den Kopf und den eisernen Willen hätte, der dazu gehört! Er allein wäre Napoleon furchtbarer, als eine ganze Armee.

Den 7ten November, nach der Schlacht von Jena. Welche schreckliche, unerwartete Wendung haben die Sachen genommen! So ist denn unsere letzte Hoffnung vernichtet, und Deutschland unwiederbringlich verloren! — In die Gewalt dieser Verruchten sind wir jetzt ohne Vertheidigung hingegeben, und nichts kann uns retten, als eigene Kraft. Vielleicht ist diese traurige Epoch ein Mittel, die ganze deutsche Nation zu vereinige., und den Provinzialgeist in ächten Patriotismus umzuschaffen. Auf keinen Fall kann ich es mir a. möglich denken, daß diese große,

kraftvolle und kriegerische Nation auf lange Zeit unter dem Joche des verdorbensten Volks von Europa schmachten wird. Die Geschichte hat kein Beispiel einer ähnlichen Erscheinung.

Januar 1807. Tiefer können wir nun nicht mehr sinken. — Welche schreckliche Dinge gehen bei uns vor! So wird wirklich bei uns ausgehoben, und unsere Leute sollen für die Franzosen fechten! Das ist mehr, als man zu ertragen vermag! — Nicht die Russen werden uns retten, wenn sie auch glücklich sind, sondern wir selbst müssen unsere Ketten zerbrechen, wenn wir frei seyn wollen. Europa fiel, weil die deutsche Constitution aufgelöst war. Es kann sich nur dann wieder aufrichten, wenn Deutschland sich wieder fest verbindet, (wozu leider keine Aussichten sind) — Du kannst Dir nicht vorstellen, in welche Ausdrücke von Freude das patriotische Volk zu Wien ausbrach, als im Theater die Nachricht von einem Siege der Russen und Preussen ankam. Das Stück hätte beinahe aufhören müssen, obgleich der Hof und die wichtigsten Gesandten der auswärtigen Höfe anwesend waren. Man bemerkte in diesem Augenblicke eine patriotische Sympathie unter den Deutschen, die ich mir nicht eingebildet hätte. Obgleich hier ausgestreut und geglaubt worden war, daß der König von Preußen vor der Schlacht von Austerlitz entschlossen gewesen wäre, die Franzosen zu unterstützen, so vermochte dieser tolle Gedanke doch nicht, die öffentliche Stimmung zu ändern. Alles hofft mit Ungeduld auf gute Nachrichten aus Preußen. — (O brave Wiener!

September 1807. Ich spreche nichts von Politik; denn niemand weiß etwas. Die Tour ist übrigens an uns, und wir werden wahrscheinlich im Frieden nicht grau werden. Was wird L. und M. (seine Brüder, die in preußischem Dienste gewesen,) machen? Wenn sie doch zu uns kämen! Hier auf dieser Insel müssen sich jetzt alle Schiffsbrüchigen retten! Denn rings umher ist die Fluth schon ausgetreten. In dem unglücklichen Lande, wo sie vorher waren, können sie jetzt nur unter der Bedingung bleiben, daß sie sich auch an den großen Wagen spannen lassen. Entsetzliche Veränderung! Mir ist es unbegreiflich, woher wir das zähe Leben nehmen, und daß die deutsche Nation nicht schon vor Aerger ausgestorben ist.

Sommer 1808. Es ist tröstlich, zu sehen, wie das allgemeine Unglück in allen Gegenden von Deutschland den kleinlichen Provinzialgeist, den elenden Haß der Religionspartheien, sogar, wie es scheint, die große Spaltung, die das nördliche vom südlichen Deutschlande trennte, aufhebt. Oesterreich und Preußen lernen sich endlich als Brüder des alten Deutschlands kennen; sie fangen an einzusehen, daß ihre bisherige Eifersucht die Ursache unsers Untergangs wird. Die gemeinschaftliche Schmach tilgt jedes andere Gefühl, und ich glaube, daß große Resultate entstehen werden, wenn der aufgeblasene Uebermuth unserer Unterdrücker diese glückliche Stimmung erst völlig wird zur Reife gebracht haben. — Sie scheinen zu vermuthen, daß die kleinen (deutschen) Tyrannen auch nicht ganz fest auf ihren neuerhöhten Thronen sitzen. — Ueber unsere An-

stalten werden Sie schon genau unterrichtet seyn. Die Gouverneurs der Provinzen sind hier versammelt, und halten mit dem Kaiser Conferenzen über die Landesbewaffnung. Wenn dieses Land fallen sollte, so wird es rühmlich fallen. Viel transrhenarisches Blut muß vorher unsere Felder düngen, und es ist nicht unmöglich, daß die alte Germania siegreich mit ihren treulosen Kindern hervorgehe. — (Folgt viele Freude über die wackern Spanier.)

Wien, im Februar 1809. Wahrscheinlich werde ich Ihnen vor dem Anfange der Feindseligkeiten nicht mehr schreiben können; denn mir scheint der Anfang des entscheidenden Kampfes sehr nahe zu seyn. Unser Hof, der einen billigen, ehrenvollen Frieden immer einem verheerenden Kriege vorzieht, würde gewiß keinen Krieg anfangen, wenn er nicht dazu genöthigt würde, und das wird er durch die schrecklichen Anmassungen, Beschimpfungen und Bedrohungen der französischen Regierung. Wenn sie es denn durchaus haben will, so wird sie sehen, was es heißt, ein Volk auf das Aeußerste treiben, das ihren abgematteten, überdrüssigen Armeen eine verzweifelte Gegenwehr entgegensetzen, das im Gefühl seiner gerechten Sache und am Rande des Abgrundes mit unüberwindlichem Muthe streiten wird.

Endlich also ist der ersehnte Augenblick gekommen! Meine Freude darüber, so wie die der ganzen Armee, ist unbeschreiblich; denn jeder brennt vor Begierde, den wohlverdienten alten Ruhm der Waffen wieder herzustellen, den uns nur schlechte Anführung und Unglück rauben konn-

ten. Die letzte Karte ſetzen wir aufs Spiel; entweder ſehr hoch, oder nichts mehr. Die öffentliche Meinung iſt hier vortrefflich. Alles ſieht die Nothwendigkeit ein, die äußerſten Kräfte aufzubieten, und nichts ſcheint dem Volke lächerlicher, als wenn die Franzoſen, um Uneinigkeiten anzurichten, die Sache des Kaiſers von der des Volks trennen wollen. Dieſer Kunſtgriff verfehlt bei unſerm treuen Volke ſeine Wirkung ganz. Der Kaiſer iſt nicht mit einem Tyrannen zu vergleichen, dem man aus Furcht gehorcht. Nein, er iſt der Vater ſeines Volks, und jedermann, bis zum letzten Bauer, weiß, daß alle Handlungen, alle Bemühungen, ſogar alle Gedanken dieſes geliebten Monarchen, das Wohl der Unterthanen zum Zwecke haben. Dankbarkeit, eigenes Intereſſe und angeerbte Treue feſſeln den Oeſterreicher an ſeinen Monarchen. Wohin hat alſo der weiſe Napoleon gedacht, als er die Unterthanen gegen ihren Vater in Schutz zu nehmen verſprach. Man lacht und ſchimpft hier über dieſen elenden Kunſtgriff. Die Gemüther ſind erhitzt, und nur ein ſchwerer Kampf kann eine ſolche Spannung endigen. Vielleicht iſt das Maß der franzöſiſchen Schandthaten durch die ſpaniſche Geſchichte voll geworden, vielleicht iſt Europa genug geſtraft, und Deutſchland aus ſeiner ſchmählichen Lethargie geweckt, vielleicht ſind die Augen nun hinlänglich geöffnet, der Himmel hat vielleicht ſeine Abſicht erreicht, und iſt nun im Begriffe, das Werkzeug ſeiner Correction ſelbſt zu zerſtören! In Frankreich folgte der Cäſar ſchnell auf den Brutus, vielleicht folgt auch der letzte

Imperator eben so schnell auf den ersten. Die kleinen Epochen in der französischen Revolutionsgeschichte verhalten sich zu den großen in der römischen, wie der kleine französische Volkscharakter zu dem Riesengeiste der Römer.

Unglaublich traurig ist mir bei diesem Kriege der Gedanke, gegen meine eigenen Landsleute streiten zu müssen. Doch hoffe ich, daß der Eifer dieser gezwungenen Truppen nicht sehr groß seyn werde. (Leider hat es sich gezeigt, daß der deutsche Provinzialgeist, wenn er souverän wird, zu aller Wuth gegen seine Brüder gebraucht werden kann.) Unsere Armee gleicht jetzt dem Phönix, der verjüngt aus der Asche hervorgeht; denn so alt unsere Häupter bisher waren, so jung und thätig sind sie jetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Feldmarschall und die Sphinx in St. Cloud.

„Was funkelt dort im Abendstrahl,
„Und jagt so laut über Berg und Thal?"
Der Marschall ist's, er reitet schnell,
Sein Degen ist's, der blitzet hell,
Im Sturmschritt, sonder Rast und Weile,
Geht's vorwärts, wie mit Windeseile.

Und bei dem nächsten Morgenroth
Liegt's über Berg und Thal so todt,
Der Marschall kommt mit seinem Heer,
Ringsum wird es gewitterschwer,
Und in der Stadt befällt sie Grausen
Vor denen, die da halten draußen.

Und vor der Stadt liegt stolz ein Schloß,
Da hält er an mit Mann und Roß,
Hier laßt uns halten erst und ruhn,
Ein jeder mag sich gütlich thun.
So, wie gesagt, nach seinen Worten
Zerspringen Riegel, Thür' und Pforten.

Voran der tapfre Führer tritt
Mit festem Muth und festem Schritt;
„Herr Marschall steht und haltet hier,
„Und gebet Red' und Antwort mir,
„Denn könnt ihr meinen Spruch nicht deuten,
„Fürwahr, so müßt ihr weiter reiten."

Von wannen kommt mir solches Wort,
Wer spricht zu mir an diesem Ort?
„Weit, weither aus Egyptenland
„Ward ich geführt von Räuberhand,
„Doch mit geheimnißvollen Zeichen,
„Herrsch' ich noch in den Geisterreichen."

Wohlan so sprich, auf Schwerdt und Wort
Bin ich geschliffen hier und dort.
Geschlagen ist der schwere Bruch,
Da hilft kein Zauber und kein Spruch,
Gedenkt ihr damit uns zu fangen,
Vor solchen wird uns niemals bangen.

„Sagt an zuerst, was soll dieß seyn:
„Bei Sonnen-, wie bei Mondesschein,
„Zieht eine Wolke, schwarz und schwer,
„Tief überm niedern Land daher,
„Doch auch bei Blitz und Donnerschlägen,
„Ihr Feuer ist zu Heil, zum Segen."

Vom freien, deutschen Rheinstrom her
Zieht diese Wolke schwarz und schwer!
Wir fahren aus bei Tag und Nacht,
Vertrauen Gott und unsrer Macht,

So ziehn die guten deutschen Mannen,
Mit denen wir den Teufel bannen.

„Zum Zweiten gebt mir auch Bescheid:
„Wo herrscht ein Drache weit und breit,
„Vielköpfig ist er, schlau und glatt,
„Frißt um sich her, ein Nimmersatt,
„Doch nur Ein Herz und Einen Magen
„Trägt er, wie ist er zu erschlagen?"

Der Drache hauf't' in eurem Land,
Ich faßt' ihn fest mit meiner Hand,
Zu Boden hab' ich ihn gelegt,
Daß er nur lahme Glieder regt;
Fortan wird er nicht weiter wüthen,
Das werden Schwerdt und Feuer hüten.

„Das Schwerste frag' ich Euch nun ab:
„Wo ist die Elle, wo der Stab,
„Mit dem Ihr von der Stelle hier
„Wohl Alle schätzet nach Gebühr.
„Doch müßt Ihr Recht und Wahrheit sagen,
„Daß auch nicht einer kömmt zu klagen!"

Schau her! Schau her! hier ist mein Schwerdt,
Das schätzet Euch nach Eurem Werth,
Das ist die rechte Elle mein,
Damit ihr sollt gemessen seyn,
Wem ich mit ihr das Maß genommen,
Wird nicht als Kläger wiederkommen.

So lös'te sich der tapfre Held,
Das Wunderthier in Staub zerfällt,
Denn solchem Wort und solchem Schwerdt
Ward keiner Orten noch gewehrt,
Sie zogen ein mit Kriegesklange,
Beim Becher froh und beim Gesange.

F. F.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 58 Stück.

Ueber Gründe und Zusammenhang unserer jetzigen politischen Crisis.

Wir haben über die Verhandlungen in Paris wenig geredet, weil die Verhältnisse an sich deutlich redeten, indem sie von der Art waren, daß für uns der Ausgang nicht anders als erwünscht seyn konnte. Dennoch hat sich alles geändert, und es bleibt wohl kein Zweifel, daß wir nicht für uns, sondern lediglich für Fremde, und zwar für unsere Feinde, gearbeitet, Gut und Blut geopfert haben. Wir sind ausgezogen, um eine kraftlose, vermoderte, seit dem Jahre 987 bis in den October 1815 uns feindlich gesinnte Fürstenfamilie auf dem Throne zu halten, nicht um uns vor ihr sicher zu stellen, nicht um das uns geraubte deutsche Land zurückzuholen, nicht einmal, um unsere augenblicklichen Kosten uns vergüten zu lassen. Jetzt, da in Paris alles verspielt ist, Menschen, Land und Geld, jetzt ist es Zeit, zu reden, auf die Ursachen aufmerksam zu machen, welche uns so schnöde um unser Eigenthum, wir wollen nicht sagen um den Lohn für unsere Todesmühen, gebracht haben. — Damit — damit kommt die Gelegenheit wieder, (und

sie, glaubt es, läßt uns nicht lange warten), wir wissen, woran es versehen worden ist.

Die erste und Hauptursache unsers schnöden Gewinnes liegt in der gutmüthigen, bedingungslosen Geneigtheit, für die Bourbone den Krieg anzufangen. Welcher erfahrene Hauswirth stellt Arbeiter an, oder bestellt Handwerksgeräthe, ohne vorher über den Lohn übereingekommen zu seyn? Aus dem Zurufe des Bourbons aus Gent an die Franzosen glaubten wir wirklich schließen zu dürfen, es sey mit ihm von Wien aus über den Lohn gesprochen, und solcher verlangt und zugestanden worden, der uns werden soll für ein so ungeheueres Geschenk, das wir den Bourbonen mit Frankreich zu machen im Begriffe standen. Das Natürlichste, für Frankreich Leichteste, und sogar Schuldige war, uns mit der Zurückgabe der unserm Reiche vordem genommenen Länder abzufinden, wodurch zugleich aller Grund zu fernern Ansprüchen und Kriegen von unserer Seite gehoben worden wäre.

An das alles war aber nicht gedacht, wie es sich sogleich aus den Unterhandlungen zeigte, die in Paris angeknüpft wurden; und es ist mithin klar, daß wir ohne alle Bedingung, bloß vertrauend auf die Großmuth der Franzosen, die uns das gebührende Douceur nicht vorenthalten würden, hingezogen sind, gestritten und gelitten haben — um von schlauen Franzosen ausgelacht zu werden, die den genannten Zuruf wohlweise so gestellt haben, als hätte sich ihr —könig die härtesten Bedingungen gefallen lassen, um die blinden Deutschen mit vorgehaltener Lockspeise, mit

ihren alten Brüdern, zu kirren, und diese handfesten Gesellen herbeizulocken, damit sie dienten dem, dem sie seit zweihundert Jahren gedient, und, statt Lohn zu empfangen, noch geben mußten.

Da nun der billig verlacht wird, der sich ohne Lohndingen brauchen, besonders zu schmutziger Arbeit brauchen läßt; so sey das unser Trost. Der Franzos ist uns ja nichts schuldig. Wir haben ihm aus Gnade gedient! — oder sind vielleicht Instrumente gewisser Pläne gewesen, die sich noch deutlicher entwickeln müssen.

Dasselbe Versehen, dessen wir uns gegen die Franzosen anklagen müssen, haben wir gegen die Russen gemacht. Wir sehen jetzt freilich, daß wir sie nicht gebraucht hätten; aber das war damals noch nicht zu sehen. Wir hatten uns vorher nicht allein erprobt. Jetzt wissen wir, daß, sind wir einig, wir allein der Franzosen Meister sind, wofern ihnen nämlich Rußland nicht hilft. Die Russen brauchen wir nun nicht mehr, und haben demnach nicht mit ihnen um den Lohn zu dingen, den uns ein Dritter zu geben hat, oder gar ihre Einwilligung einzuholen, wenn wir geraubte Länder zurückfodern. Sie scheinen freilich hierin artiger als wir zu seyn, und nicht bloß zu glauben, daß wir sie noch brauchten, sondern auch völlig unbelohnt uns die Bourbone hüten helfen zu wollen.

Als die Unterhandlungen in Paris für Lohn, oder wenigstens für Zurückgabe unserer Länder am linken Rheinufer begannen, standen die Russen auf Seiten der Franzosen, nicht bloß rathend, redend, sondern drohend mit der That. Das

nehmen wir ihnen nicht übel. Die Politik ist einmal, seit Staaten nicht mehr die natürlichen Völkerbande und Grenzen achten, sondern, um sich zu vergrößern, Volksstämme frevelhaft zerschneiden, ein unersättliches Thier geworden, das kein starkes, wundenloses neben sich dulden kann, aus Furcht, es möchte zur Zeit des Hungers unversehrt davonlaufen, oder sich gar zur Wehre setzen. Rußland ist kein Staat mehr, sondern ein Reich von einer Menge Staaten, die seit einiger Zeit nicht aus einander gefallen sind; es kann daher wohl noch mehr fassen, und muß dazu seine Nachbarn bereit halten. Indem es daher einen Theil unserer Abendländer den Franzosen zusichert, kann es auf die Erkenntlichkeit dieser liberalen Leute rechnen, und ein Morgengeschenk von ihnen um so sicherer erwarten, da sie es nicht von den Ihrigen zu entbehren haben. Seyen wir daher auf die Russen nicht aufgebracht, aber hüten wir uns vor ihnen.

Begreifliche Dinge, wie wir zu nichts kommen! Unbegreiflich scheint aber, wie die Engländer wider uns seyn können, wenn es die Franzosen gilt.

Hierzu ist unsers Bedünkens der Grund erst während des Kriegs gelegt worden. Die Engländer haben sicher nichts dawider, wenn Elsaß, Lotharingen und die französisch gewordenen Niederlande von Frankreich weg, und an uns und die Niederländer kommen; allein sie haben natürlich sehr viel dawider, wenn das Großherzogthum Lützelburg vom Niederlande abgerissen wird, und das scheint geschehen zu müssen, wenn wir

Lotharingen und Elsaß, wenn Niederland die französischen Niederlande bekommen soll.

Einmal kann Elsaß und Lotharingen niemand bekommen, als Oesterreich. Denn der Grund dieser Zurückgabe kann durchaus kein anderer seyn, als weil es geraubtes Gut ist, und mithin an seinen Eigenthümer zurückgeht. Daß dieses aber in Paris nicht motivirt wurde, und man diese Herausgabe auf das sogenannte Gleichgewicht oder die Sicherstellung gegen Frankreich gründen wollte, ist nicht nur verblendet, daß wir nicht sagen einfältig; sondern sogar moralisch verkehrt, und sich selbst zerstörend.

Einmal thut Elsaß und Lotharingen nicht so viel in der Wage des Gleichgewichts, und thäten sie es; so wäre ja dieses eben ein Grund, davon zu schweigen. Wie können wir denn verlangen, daß die Russen mit uns ins Gleichgewicht sollen treten wollen?

Dann ist unsere Sicherheit allerdings ein wichtiger Artikel, und es ist augenscheinlich, daß wir und die Franzosen natürliche Grenzen erhielten, wodurch wir und sie die nöthigen Vertheidigungs- und Lebensmittel auf der Stelle oder der Grenze hätten; allein was kann Russen und Engländern daran liegen? — Es wird ihnen, kann man sagen, auch an der Idee des Länderraubes nichts liegen, und sie werden unsere Foderung demnach auf keine Weise unterstützen. Allerdings! Allein der Länderraub ist eine ausgemachte, unbestreitbare Sache, dagegen bietet Gleichgewicht und Natürlichkeit der Grenzen ein unabsehbares Feld dem Wortstreite, das nie ausgemessen wird. Russ

sen und Engländern hat man daher eine Menge Schlupfwinkel gezeigt, aus denen wir sie mit keiner Demosthenischen Beredtsamkeit locken werden. Gegen den Grund des Raubes hätten sie sich dagegen rund erklären müssen: „Wir wollen nicht, daß euch Deutschen Recht werde," — und dann hätte man — nicht gewußt, was diese wollen, das weiß man denn noch — sondern die Unterhandlungen ohne Weiteres abbrechen, und sich auf die Waffen oder das Heimziehen verlassen können. Gewiß! Wenn unsere Fürsten dem deutschen Volke verkündet hätten: „Man will unser Blut mit Redensarten versöhnen; man will nicht einmal unser Elsaß und Lotharingen uns lassen, erhebt euch!" — Alles wäre aufgestanden, mit Freuden an den Rhein geeilt, und hätte unsern Fürsten für solche Kraft sich zum Opfer gebracht. Jetzt aber ist das Volk auch aufgestanden; es eilt aber nicht, es steht und schüttelt den Kopf.

Zu dieser Verkehrtheit der Gründe über die Rückgabe unserer Länder kommt noch, daß man Elsaß und Lotharingen nicht seinem alten Eigenthümer, dem Hause Habsburg und Lotharingen, verschaffen; sondern — man staunt in der That über solchen Wahn — sie an Baiern und Würtemberg, und vielleicht gar noch Baden vertheilen wollte!!! Wundert man sich, daß sich die Elsasser vor dem Deutschwerden kreuzten! Daß Oesterreich diese Sache nicht mit vollem Ernste betrieb! Gibt es denn etwas Lächerlicheres, als von Oesterreich zu verlangen, es soll Krieg drohen, um seine Stammlande den Baiern und

Würtembergern verschachern zu lassen? — Ueberhaupt muß am linken Rheinufer niemand Länder haben, als Oesterreich und Preußen, damit diese starken Mächte uns vor der Franzosenwuth schützen können. Dieses haben ja selbst die, welche jetzt diese Länder an kleinere Fürsten bringen wollen, bis zum Ekel verkündet; wie kommen sie denn jetzt dazu, den so verachteten Kleinen zu geben? „Weil sie doch dadurch nicht stark werden." — Also damit Deutschland stark werde, soll man uns Elsaß und Lotharingen geben; damit es aber nicht stark werde, soll man es Kleinen geben! O Weisheit! O Feinheit!

Endlich auf die Engländer zu kommen. Die Preußen belagern und erobern während der Unterhandlungen eine Festung an den französischen Grenzen nach der andern. Das geschieht gewiß nicht ohne Ursache, und es mag geschehen aus welcher es wolle, so ist es löblich. Mit Grund kann man aber annehmen, daß sie an diese Festungen nicht Menschen und Zeug setzen werden, ohne die Absicht, entweder sie selbst, oder ein gelegeneres Land zu behalten. Nun bedarf es nur eines Blicks auf die Charte, um zu erkennen, daß Preußen die westlichen Festungen, im Sambrethale z. B., unmöglich behalten, die an der Maas und Mosel nur dann behalten kann, wenn es das Großherzogthum Lützelburg bekommt. Man muß daher annehmen, daß Preußen jene westlichen niederländischen Festungen den Franzosen abnimmt, um sie gegen Lützelburg mit Niederland auszutauschen. Der Plan ist gewiß gut, und wird von jedem Deutschen gebilligt werden.

Aber Niederländer und Engländer sind keine Deutsche! Werden sie Lützelburg abtreten? Sie verlören gar nichts dabei, wenn sie die ganzen französischen Niederlande bekämen und die von den Preußen eroberten Festungen. Allein mehr ist mehr, was niemand besser als die Kaufleute weiß. Die Engländer werden die Preußen nicht gern so mächtig an den Niederlanden sehen, besonders da sie ihr Hannover mit Holland in Verbindung setzen wollen. Zudem ist es eine Frage, ob die übrigen deutschen Fürsten es nicht ungern sehen, daß Niederland vom deutschen Bunde, (das Gott helfe!) mit dem es leider nur durch die lützele Burg zusammenhängt, losgetrennt werde.

Wir erkennen also, wie verwickelt die Sache geworden ist, während man unterhandelte. Wir sehen, wie der Eigennutz aller wider einander stößt, so daß dießmal nichts zu machen ist. Wir haben wieder die Ehre, indem wir mit Eifer das Unsere suchten, indem wir unsern diplomatischen Personen alle Gerechtigkeit müssen widerfahren lassen, und sie zum ersten Male den Dank des deutschen Volks in vollem Maße und ohne Rückhalt verdienen; so haben wir doch die Ehre, nicht ganz unverdient leer auszugehen. Aber doch haben wir gewonnen. Morgen wird uns der Bourbon brauchen, oder der Franzos anfallen; dann wissen wir, wo gefehlt worden ist. Also getrost! der Baum fällt nicht von einem Streiche!

Ueber Frankreichs letztes Ministerium.

(Aus dem Morning-Chronicle vom 21sten Sept. 1815.)

In der Mitte des vorigen Monats erschien in Paris eine Flugschrift: Ueber das Ministerium, welche von der Polizei an demselben Tage weggenommen ward. Sie ist nicht zu verwechseln mit einer andern Schrift von St. Victor: „Ueber das jetzige Ministerium." Jene hatte bloß den Titel: Du ministère par Léopold de Massacre, mit dem Motto von Montesquieu: „Das Princip der Monarchie ist noch weit mehr verdorben, wenn Ehre mit Ehrenstellen in Widerspruch gestellt wird, und wenn jemand zugleich mit Schande bedeckt und mit Würden bekleidet seyn kann."

„Als der König Fouché wählte, sagt der Vf., hat er uns Eins verrathen, nämlich: daß er die Franzosen der Verbrechen wirklich schuldig hält, die in ihrem Namen sind begangen worden, und besonders des größten aller Verbrechen, denn er denkt nicht, daß wir einen Abscheu gegen jene Verbrechen und die Urheber derselben haben. Aber dann können wir uns der Bemerkung nicht erwehren, daß er verzweifeln müßte, den Thron seiner Väter zu behaupten, da das Geschlecht unserer Könige uns verhaßt seyn müßte."

Der Verfasser beurtheilt darauf sehr schneidend das Betragen des Polizeiministers in der letzten Zeit, und schließt mit der Behauptung, daß er ein Mann sey, der Frankreich noch eins

mal in Verwirrung stürzen könne, wenn sein Ehrgeiz nicht befriedigt würde.

Von dem Herzoge von Feltre (Clarke) sagt er, dieser scheine für den König der Rettungsbalken im Sturme zu seyn. Er allein scheine durch seine bekannte Festigkeit, durch Redlichkeit, Geschicklichkeit, erprobte Thätigkeit und vollkommene Kenntniß des alten Heeres, geschickt zu seyn, ein neues Heer zu bilden, das nicht ein Feind der öffentlichen Ruhe sey.

Von Talleyrand sagt er, es sey in dessen Rufe, wie fast in dem Rufe aller Revolutionsmänner, Uebertreibung und Marktschreierei. „Unter dem Directorium und Buonaparte waren es große Schlachten, und nicht seine Geschicklichkeit, was die entscheidenden Unterhandlungen schnell zum Ziele führte. Und in unsern Verhältnissen mit England, gegen welches unser Cabinet sich nie eines Sieges rühmen konnte, blieb ja dem Cabinet von St. James allein die Ehre des Kampfes. Allerdings hat Talleyrand eine gewisse Politik des Augenblicks, und die Geschicklichkeit, einen gewünschten Endzweck zu erreichen. Allein da nichts von allem, was er hat gründen helfen, von langer Dauer gewesen ist, so hat man keinen Beweis, daß er weit in die Zukunft vorausblicke."

„Der Entwurf, dessen Ausführung Talleyrand vereitelte, war nicht der gefährlichste. Das Steigen der russischen Macht war gefährlicher, als alles andere, und wenn man die Fortschritte dieser Riesenmacht erwägt, so fragt man sich, ob die Vereinigung von ganz Sachsen mit Preußen,

ob die Vermehrung und Zusammendrängung der Kräfte dieses letzten Staats nicht von dem allgemeinen Vortheile Europa's gefodert wurde. Wir klagen über die Preußen. Die Franzosen, welche vor acht Monaten in Preußen sich aufhielten, wissen, wie unzufrieden die Bewohner, besonders das Heer, waren, als es sich entschieden hatte, daß nicht ganz Sachsen unter Preußens Herrschaft fallen sollte. Die Wirkungen dieser Unzufriedenheit fallen nun auf uns, als die Ursache."

„Doch wir haben so ganz die richtige Aussicht von dem Charakter eines Staatsmannes verloren, daß wir einen Minister nicht nach dem Guten, das er seinem Lande, sondern nach dem Guten, das er sich selber erwiesen hat, beurtheilen."

„Ist es nicht höchst traurig, daß Menschen, welche die größte Schuld an unsern Leiden hatten, gerade für diejenigen gehalten werden, die allein fähig seyn sollen, dieselben wieder gut zu machen."

Vom Abbé Louis heißt es: er habe dem Könige und dem Lande einen nicht zu berechnenden Nachtheil gebracht durch die Hartnäckigkeit, womit er die vereinigten Steuern (droits réunis) gegen des Königs feierliche Zusage aufrecht erhielt.

„Daß die Verbündeten darauf bestehen sollten, Frankreich unter dem Einflusse der Männer zu lassen, die seit der Revolution ihre Feinde gewesen sind, die sie beleidigt und gedemüthigt haben, daß sie, nachdem sie den zweimal den

Widerstand besiegt, den ihnen unsere Heere entgegensetzten, noch einmal nach Paris gekommen seyn sollten, um die Macht jener Heere wieder aufrichten zu helfen, daß sie, nachdem sie erklärt haben, den Krieg gegen Buonaparte und seine Anhänger führen zu wollen, unter ihren Augen eben diese Anhänger in öffentlichen Aemtern dulden sollten, daß sie diesen Menschen sogar ihr Vertrauen zu schenken scheinen, das kann ich nicht fassen. Solche Verblendung ist unbegreiflich. Das Benehmen des Königs macht meinen Verstand irre, das Betragen der Verbündeten erschreckt meine Einbildungskraft. O mein Vaterland!"

Der Vf. kommt endlich auch auf die beiden Kammern. Er räth ihnen, den von den frühern Ständeversammlungen betretenen Weg zu verlassen, aus dem Bette des Revolutionsstroms zu treten, mit heiligem Unwillen gegen die Mitschuldigen des letzten Gewaltraubes loszubrechen, und die abgeschmackte Lehre von der Vergessenheit des Vergangenen zu verachten. „Fünf und zwanzig Jahre lang haben wir immer Vergessenheit des Vergangenen gepredigt, und fünf und zwanzig Jahre lang sind diese Worte die Losung zu neuem Elend gewesen. Nach den ersten Unordnungen der Revolution ausgesprochen, führten sie zu den Greueln von Avignon, dann zu dem 2ten September, und endlich zu dem Tode des Königs. Die Revolution würde nicht so fruchtbar an Verbrechen und Unglück gewesen seyn, wenn sie nicht so fruchtbar an Vergebung und Vergessenheit gewesen wäre."

Literatur.

Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen deutschen Prinzen u. s. w.

(Beschluß.)

Landshut, den 29sten April 1809. Ich für meine bedauerungswürdige Person fiel bei Vertheidigung des Dorfs Weinring bei Regensburg unter die französischen Carabiniers. Ich wollte lieber sterben, als mich ergeben, und wehrte mich daher wie ein Verzweifelter gegen die Angriffe zweier Reuter. Zu meinem Unglücke zersprang mir die Klinge bei einem Stiche auf die Brust des einen Kerls, der einen Cüraß unter dem Rocke trug. Ich erhielt zwei leichte Wunden in diesem ungleichen Kampfe, nämlich einen Stich in den rechten Arm, und einen Hieb über das Gesicht. Ich bin zwar gefangen, weil ich mit einem zerbrochenen Degen wehrlos, und durch das herabströmende Blut für den Augenblick blind war, doch habe ich nie um Verschonung meines Lebens gebeten, sondern wurde wehrlos und verwundet weggeschleppt.

Ueber politische Gegenstände sage ich kein Wort, denn die Zukunft muß uns alles erst recht aufklären. So viel aber kann ich versichern, daß mit größerer Wuth lange nicht gefochten worden ist, als dießmal. Eine unglaubliche Menge Offiziers und Soldaten sind todt und blessirt. Unter den Todten ist mancher meiner Freunde, die ich aber alle mehr beneide, als beklage! — O! es ist schwer, heut zu Tage nicht den Glauben

an die Menschen zu verlieren, und sein Volk zu lieben! — Doch ganz gebe ich es noch nicht auf. Mich tröstet dabei die Erinnerung an so manchen deutschen Patrioten, den ich kenne. (Auf einen blinden Verdacht hin, die Vorarlberger aufgewiegelt zu haben, wurde der Prinz verhaftet, und unverhört bis in den September in der Citadelle zu Straßburg eingesperrt. Als er loskam, ging er auf einige Monate zu seiner trefflichen Familie (in Neuwied), kehrte dann nach Wien zurück, wurde auf die ehrenvollste Art zum Major befördert, bekam auf ein Jahr Urlaub, unternahm eine Reise durch die Türkei, Constantinopel, den Archipelag, um mit einem niederländischen Grafen, Hartopp, nach Spanien zu kommen, wohin er vom Erzherzog Carl, dem deutschen Mann am Rhein, Empfehlungen bekam.) „Alles mein Sehnen, Dichten und Trachten ist und bleibt auf unser geliebtes Deutschland gerichtet, dessen Wohl bei Allem, was ich unternehme, immer mein letzter Zweck ist. Eine prophetische Stimme ruft mir, ich weiß nicht woher, immer in die Ohren, daß ich es glücklicher wieder betreten werde, als ich es verlasse."

Die Reise ist äußerst anmuthig beschrieben. Erst nach 5 Monaten landete er in Cadix. Auf dem Felsen von Gibraltar sah er eine Affenfamilie wild herumklettern, welche bekannte Sage also durch unsern Helden Gewißheit wird. Doch ist die Erzählung so gestellt, daß sie fast als Bild erscheint. Möge der Herausgeber mittheilen, wie der naturforschende Bruder diese Stelle deutete. Aus Afrika rückkehrende Zugvögel, na-

mentlich Turteltauben, kleine Falken, Wachteln und andere, sah er oft auf dem Mittelmeere. In Cadix traf er eine Menge Landsleute, alle in gleicher Absicht gekommen, Deutschland in Spanien zu retten. Er bekam 1811 beim Sturme auf Figuera ein Bataillon anzuführen, man drang in die Stadt bis auf den Markt, mußte aber wieder weichen, und vom Regimente waren noch hundert übrig. Dafür bekam er das goldene Ehrenzeichen. Darauf half er als Obristlieutenant im Generalstabe von Sarsfield Tarragona vertheidigen, wo Wunder der Tapferkeit gethan wurden, wie auch bekannt. Bald darauf überstieg Sarsfield die Pyrenäen, um in Frankreich einzufallen, wobei unser Prinz die Wallonen befehligte, und die Franzosen bei Monts Louis über die Höhe herunterwarf.

Den letzten Brief schrieb er von Puicerda am 7ten August 1811, worin sich die Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande rührend äußert. „Die Hitze ist in den Thälern, wie Sie leicht denken können, sehr groß, doch aber bin ich noch immer gesund dabei geblieben. Ueberhaupt waltete bis jetzt eine schützende Macht über mir, die mich schon öfters beinahe wunderbar vom sichern Verderben gerettet hat. Das gibt mir denn die Hoffnung, daß ich noch einst Sie, beste Mutter, und alle Geschwister und Freunde, im theuern Vaterlande umarmen werde. Täglich wird meine Sehnsucht dorthin größer. Sie glauben nicht, was für ein Unterschied zwischen Deutschland und diesen Gegenden ist, Natur, Menschen, Sitten, Alles ist verschieden. — — Köstliche Früchte bie-

ten sich überall dar, um den brennenden Durst zu löschen, der den Reisenden quält, u. s. w. Das alles hat man, und doch kann ich Sie versichern, daß in meinen Auge diese so üppige Natur gegen die ländlichen malerischen Gegenden des Nordens nicht zu vergleichen ist. Man vermißt die ehrwürdigen Haine, die lieblichen Wiesenthäler, die freundlichen Dörfer, das Alles fehlt."

„Die Menschen harmoniren mit der Natur. — — Ihre eiserne Beharrlichkeit ist den lateinischen Völkern nicht eigen; sie ist von germanischer Herkunft, und die Stütze der spanischen Freiheit. — Es lebe Deutschland! — Täglich fühle ich mehr die Vorzüge unserer Nation vor allen übrigen, und werde immer stolzer, ein Deutscher zu seyn. Wollte der Himmel, daß ich doch recht bald wieder zurückkommen könnte! Dann werde ich Ihnen ausführlich meine bunten Schicksale erzählen."

Am 27sten Januar 1812 bekam der Prinz eine Brigade, aus Wallonen und Schweizern bestehend, gegen St. Frelio und Codinas zu führen, um die Franzosen herauszuwerfen. Er that es, bekam aber sogleich zwei Bayonettstiche in den rechten Backen, focht fort, wurde aber von einer Flintenkugel getroffen, die über dem Brustbeine hinein, und zum Rücken herausging. Am 28sten verschied er.

Heinrich Victor, Prinz von Neuwied am Rhein, liegt begraben zu Castel de Sol. Deutsche, die nach Spanien kommen, wallfahrten zu seinem Grabe. Keiner geht ungestärkt von dannen.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 6s Stück.

Ueber eine ganz neue französische Weissagung.

Als die welschen Schaaren im letzten Kampfe, Schlag auf Schlag aus unserer schönen Heimath herausgetrieben, endlich auch den Sitz und Mittelpunkt ihrer eingebildeten Kraft, die Hauptstadt, in die Macht der Sieger geben mußten, da rief ihm die gedemüthigte Eitelkeit mit lauter Stimme zu: wir waren nicht besiegt; verrätherische Bundesgenossen fielen ab im Augenblicke der Entscheidung, und wir selbst waren es, die euch, ihr Retter, mit offenen Armen, mit klopfenden Herzen entgegeneilten, und den Enkel Heinrichs mit Entzücken begrüßten, dessen Größe nur ein Franzose fühlen kann. Sonst, wahrlich! ihr hättet es nimmermehr wagen dürfen, einen Fuß zu setzen in das schöne Frankreich! Kaum aber waren die Fürsten und ihre Heere großmüthig abgezogen, da ging es an ein Prahlen und Schimpfen, als seyen sie die Sieger, wir die Undankbaren, Geschonten, Beschenkten! Aber es wurmte sie doch im Innern der Verlust so schöner Provinzen, daß sie sich zum zweiten Male dem Sohne der Hölle verschrieben, meinend, er werde ihnen schon wieder zu Glanz und Reichthum verhelfen;

so zogen sie aus mit Uebermuth und Verzweiflung. Als aber der kaum gekrönte Imperator, fürchterlicher als je überwunden, seine treuen Diener und allen Glanz des Thrones Preis gab, um seine Person zu retten; als Blücher und Wellington an der Spitze ihrer Tapfern plötzlich vor den Thoren der Hauptstadt erschienen, ehe die Geschlagenen sich vom Schrecken erholt hatten, da lief Alles verwirrt in einander, ihr Messias war dahin, mit ihm Hoffnung und Vertrauen. Da beugten sie ihre Knie vor dem Deutschen und Britten; Boten über Boten wurden hinausgesendet, aber vergebens; die Fürsten der Schaaren blieben unerbittlich. Ihr Gebot hieß: Unterwerfung und Preisgabe alles offenen Landes bis jenseits der Loire; sie gehorchten zerknirrscht, das Herz voll Rache um des Schimpfes willen, und Paris öffnete die Thore zum andern Male, aber mit schwererem Herzen, denn sie kannten den preußischen Marschall, sie wußten, daß er manchen Spott, manchen Schimpf zu rächen kam. Stolz, wie es dem Sieger ziemt und wohl ansteht, ward Tribut gefodert, um die Krieger zu kleiden und zu belohnen; was vom Kunstraube noch geblieben, mit Strenge genommen; ja der eisgraue Fürst verschmähte sogar, unter ihnen zu wohnen, und an der Tafel ihres Königs zu sitzen. Aber mehr als alles dieses kränkte sie die Vertilgung der prunkenden Siegesnamen Jena und Austerlitz, an denen ihr Herz seit Jahren mit eitlem Wohlbehagen hing. So handelte er im Geiste seines Königs, seines Heeres und des gesammten deutschen Volks; und wenn nach Jahr-

hunderten jeder ächte Deutsche noch immer keinen Franzen leiden mag, dann wird sein Name gepriesen werden von Geschlecht zu Geschlecht, denn er hat unsere Ehre offenbart in furchtbarer Herrlichkeit, und seine eigene, denn er hat für uns, in uns und durch uns gehandelt und geredet; sie können seinen Anblick nicht ertragen, seinen Namen nicht aussprechen, sie zittern, wenn er an sein Schwerdt schlägt. Darum hassen sie ihn und uns laut und glühend, wie wir sie hassen. Und somit ständen wir denn mit ihnen auf Einer Höhe; Dank dem Himmel, daß es endlich dahin gekommen ist! Denn jetzo gilt es: Zahn um Zahn, Haß um Haß, wie in Mose Gesetz. Keine Rede ist nun mehr von jener heuchelnden, tückischen Versöhnung, die im Kusse das Gift birgt, unsere Ehrlichkeit so oft hintergangen, und unsern edeln Zorn gelähmt hat. Zu ihren Füßen liegt die glatte Maske zertreten, und auf ewig unbrauchbar.

Um aber doch mit Etwas sowohl sich selber zu täuschen über ihre Laze, weil der Lügengeist ihr Gott ist, als uns wie durch den Spiegel der ewigwaltenden Nemesis zu schrecken, möchten sie uns gern bereden, Preußen sey einer ähnlichen Zeit herangereift, aus der sie wie reines Gold so eben geläutert hervorgegangen. Eine Umkehrung der Dinge, Vertreibung des Fürstenstammes, innerer Krieg sey schon längst durch Ideengährung, durch Philosophie bei uns vorbereitet, und es könne kein Jahrzehend vergehen, bis der Ideenmost seine geflickten Schlauche sprengen werde. Der König rufe schon die Stände zusam-

men, das sey die Losung, gerade so sey es ja bei ihnen auch gewesen, und was des Geredes mehr ist. Das Seichte, Unstatthafte einer solchen Weissagung darzulegen, ist zwar ganz unnütz, indem es sich von selbst widerlegt, (nämlich diese Menschen reden irre, ihre Erniedrigung macht sie wahnwitzig), allein für die Schwachen, deren es überall gibt, und die aus einer alten, bösen Angewöhnung jedes Geschwätz eines Franzosen unbedingt nachbeten, mögen hier einige Worte stehen, welche die Haupttriebfedern der französischen Revolution in der Kürze nachweisen sollen.

Als Ludwig die Notabeln rief, war das Reich in greulicher Zerrüttung; alle Laster und Mißbräuche, denen ein Staat nur unterworfen seyn kann, begegneten sich im Lager, wie in den Gerichtshöfen, in den Sälen der Großen, wie in der Werkstätte des Handwerkers, geheim und offen, überall; Heuchelei und Frechheit, Unzucht und Bestechungen jeder Art, Habsucht und Verschwendung hielten in Paris Hoflager und offene Tafel; Stellenkauf war gesetzlich, Verzweiflung und Schwindelei reichten sich die Hände, um Recht und Sitte zu vernichten; und als alle diese Laster die Mittagslinie erreichten, und die Scheitel der Franzosen, welche ohnehin viel Zunder haben, angesengt hatten, da entstand aus dieser merkwürdigen Constellation jenes vielköpfige, giftgeschwollene Ungeheuer, das alle Länder durchzog, und dem wir jetzt, so Gott will, den letzten Stachel ausreißen.

Man durchgehe die Geschichte aller Völker:

ein Aufstand, eine Empörung gegen bestehende Gesetze und Einrichtungen, welche nur aus den Köpfen weniger Mißvergnügten, die freilich überall ihr Wesen trieben, hervorging, und nicht alle bürgerlichen Stände mit ihren geheimnißvollen Netzen umspann, ist selten glücklich, noch seltener von bedeutenden Folgen für die Gesammtheit des Volks gewesen; dieses blieb auf derselben Stufe stehen, ohne freier, mächtiger oder gebildeter zu werden. So in Schweden und Rußland. Sie beschränkten sich auf die Vernichtung des herrschenden Stammes, oder des einzelnen Fürsten, der eben regierte: Blitze, die nicht zünden, vorübergehende Erscheinungen, für welche die Geschichte der Menschheit keinen Platz hat.

Wenn in Preußen eine solche Verschwörung möglich wäre, wenn es Nichtswürdige gäbe, die den blühenden, kräftigen Fürstenstamm umzuhauen wagten — eine That, wozu die Geschichte der Deutschen kein Beispiel gibt — so würde es doch ohne Folgen für sie seyn, und die rächende Nemesis, auf die sie wie auf einen Heiland hoffen, ob sie gleich eben über ihrem eigenen Haupte schwebt, würde das schöne Frankreich nie mit ihrer Gegenwart beglücken. Allein so meinen sie es auch nicht; keine Verschwörung ist es, an welche sie glauben, sondern eine Revolution, eine allgemeine Umwälzung der Formen, eine Verwirrung, in der sie die schmerzlich eingebüßten Provinzen am Rhein und der Schelde wieder zu gewinnen hoffen. Sie berechnen aber nicht, daß ein Volk nie mächtiger wird, als

durch eine gewaltsame Umkehrung alles Bestehenden, wo Niemand verlieren kann, weil er nichts besitzt, und Jeder das Aeußerste wagt, um über die Andern emporzuklimmen. Uebrigens bedarf es nur einer Andeutung, um zu beweisen, daß ein solcher Zustand in Deutschland, unter einem deutschen Volke durchaus unmöglich ist. Unser ruhiges, gemüthliches Wesen, unsere Liebe für alte Rechte und Sitten, machten uns von jeher allen gewaltsamen Aenderungen und Umwälzungen von Herzen abgeneigt, selbst wenn wir das Alte für zwecklos oder mangelhaft erkannten. Wenn wir daher die frühesten Unruhen, besonders unter Kaiser Heinrich IV., ausnehmen, die mit unserer Zeit durchaus nicht verglichen werden dürfen, weil der Kaiser gewählt wurde, nichts fest gegründet, und Fehde Bedürfniß war, so finden wir nur Einen Punkt, der den deutschen Charakter aus dem Gleichgewichte stoßen konnte, das Heiligste, was er kennt, seinen Gauben.

Alles Andere trägt er mit Geduld, hieran darf ihm niemand rütteln. Und wie wir damals waren, so sind wir noch; denn wenn ein Charakter einmal in sich gegründet ist, dann bleibt er in allen Zeiten und Umständen sich gleich. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur einen flüchtigen Blick in die Kunde der Vorzeit werfen. Und unser Glaube ist durch blutige Anstrengungen im Süden, wie im Norden, für immer gesichert werden; unsere Gewissen sind frei, dafür ist nichts zu fürchten; auch nicht für unser Recht und unsere Verfassungen; denn auch da, wo sie bisher nur gewünscht wurden, namentlich

in Preußen, werden sie ruhig und friedlich gedeihen, weil der König dem Volke, das Volk dem Könige vertraut. Es gibt eine alte griechische Fabel vom Antäus, dem Sohne der Erde, welcher unüberwindlich war, so lange er den mütterlichen Boden berührte; dieser Boden der Kraft ist unser gegenseitiges Vertrauen; davon möchten sie uns weglocken, um uns dann, die Getrennten, in ihren Armen zu erwürgen. Aber sie mögen hinsehen auf die kaum vergangenen Jahre, sie mögen beschämt und mit Zerknirrschung daran denken, wie fest dieses Vertrauen war, als die Noth am größten, die Hoffnung am weitesten schien, und welchen reichen Segen wir davon schon eingeerndet. Und jetzt sollten wir dieses Kleinod wegwerfen, kaum da wir es erkannt? Wahrlich das wäre ein Wahnsinn, dessen nur ein Franzose fähig ist.

Berchtold.

Ueber Frankreichs Unglück.

(Aus dem Journal général de France, No. 347, übersetzt.)

„Als uns vor einigen Monaten die Schriftsteller, welche der Ehre und dem Vaterlande treu geblieben waren, verkündigten, daß Buonaparte's Rückkehr die Losung aller Leiden für Frankreich seyn; als sie versicherten, daß eine Million fremder Krieger in unser Land fallen würde, um den unversöhnlichen Feind des Menschengeschlechts zu bekämpfen, zu stürzen, zu vernichten, wer hätte da, wen nur der erste Schimmer der Vernunft

erleuchtete, an der schnellen Erfüllung dieser fürchterlichen Weissagung zweifeln mögen?"

„1,200,000 Fremde stehen auf allen Punkten Frankreichs, und dieses mächtige, kriegerische Volk, welches seit zwanzig Jahren ganz Europa Gesetze geben wollte, empfängt jetzt die Gesetze von ganz Europa. Die Soldaten, durch die Zahl erdrückt, besiegt, zerstreut, tragen die Strafe ihres ruchlosen Abfalls, und weder ihr Muth in den Kämpfen, noch die Gewalt unserer Bollwerke, noch die Hülfsquellen einer unzähligen Bevölkerung, haben die Hauptstadt von der Schande retten können, sich zweimal von Fremden erobert zu sehen! Welcher große und schreckliche Gegenstand zu Betrachtungen, welche peinliche und schmerzliche Veränderung!"

„Wer hätte gedacht, daß jene Erhebungen und Triumphe so schimpflich uns erniedrigen würden! Sonst flog der französische Name glänzend bis zu den äußersten Enden der Welt! Von den Quellen des Nils bis an der Moskwa beeis'tes Gestade sah man unsere Fahnen wehen. Unsere Siege wurden Volksfeste, und in der Blindheit eines trügerischen Glücks brachte man dem Helden Lobgesänge, der so viel gethan hatte, was man groß, erhaben, unvergleichlich nannte."

„Man dachte kaum an die Plünderungen, Wüsteneien, an die Ströme von Blut, welche unsere Triumphe gekostet hatten; man sang, *)

*) Die Zurückgebliebenen sangen, die Ausgezogenen siegten.

während die besiegten Völker die Leichen ihrer Söhne und die rauchenden Trümmer ihrer Wohnungen mit Thränen benetzten. Jetzt ist das Weinen an uns. Alle Leiden des Kriegs lasten auf unsern unglücklichen Ländern. Der Palast des Reichen, die Hütte des Armen sind mit Fremden gefüllt; die Erzeugnisse unsers Kunstfleißes, die Erndten unserer Felder, schon seit einem Jahre erschöpft, sind die Beute des Siegs. Und in dem Trübsale, das auf ihm lastet, sehnt sich dieses Volk, das auf seinen vergangenen Ruhm so stolz ist, so heiß nach Krieg und Kampf verlangt, mit großem Geschrei nach der Rückkehr und den Wohlthaten des Feindes."

„Welcher feindliche Dämon hat solch schauderhaftes Unheil über unser Vaterland gebracht? Gegen wen sind so viele Arme gewaffnet? Wer hat all diesen Haß und diese Rache herausgefodert? O könnten wir es verkennen! Ist es nicht der Tyrann, der seit funfzehn Jahren Europa durch die Ausbrüche seiner unersättlichen Ehrsucht ermüdete? Der, kaum auf den Thron gehoben, berauscht von einer Größe, für die er nicht geboren war, jene unseligen Worte auszusprechen wagte, die zur traurigen Vorbedeutung so vieles Unglücks wurden: In zehn Jahren wird meine Dynastie die älteste in Europa seyn."

„Es ist dem obscuren Sohne Corsica's nicht genug, auf dem Throne der Nachkommen St. Ludwigs zu sitzen; alle Throne sollen niederstürzen; die alten Monarchien Europa's, der geheiligte Gegenstand der Verehrung der Völker, sollen verschwinden; in Strömen fließen das Blut

unſerer Söhne, das Blut aller Völker, um die Herrſchaft der Napoleone zu gründen! Was kümmern Blut, Mutterthränen, Verwüſtungen und Schutthaufen, wenn nur Lätitia's Brut ihre Stirnen mit der königlichen Binde ſchmückt!"

„Kein Friede fortan für die Welt, kein Vaterland für die Franzoſen; nicht für Frankreich, nein, für Buonaparte ziehen unſere Legionen ins Feld! Wien, Berlin, Madrid, Neapel, Rom, London, St. Petersburg, waffnet euch gegen eure Herrſcher, oder Buonaparte waffnet ſich gegen euch. Seht ihr dieſe zahlloſen Soldaten in unſern Lagern verſammelt? Hört ihr den Donner der Geſchütze, das Wiehern der Roſſe, der Waffen Geklirre? Euch drohen dieſe furchtbaren Zurüſtungen. Um das Scepter den Händen eurer geliebten Fürſten zu entreißen, bereitet ſich der neue Attila an der Spitze einer halben Million, eure Felder zu verwüſten, eure Städte in Brand zu ſtecken, und eure Krieger zu mähen."

„Selbſt die Freiſtätten, durch Napoleons Heer gegründet, werden ſeiner unerſättlichen Gier nicht entfliehen. Schon iſt die eiſerne Krone auf ſeinem Haupte; er verhieß Italien Freiheit, und gab ihm Ketten."

„Nach acht Jahren des Kampfs und Unglücks fing Deutſchland an, einige Ruhe zu genießen. Seinen Verträgen und Bündniſſen treu, vergaß es die Schrecken des Kriegs in der Milde des Friedens. Aber Napoleon erträgt es nicht, der Krieg beginne, das Blut fließe von neuem, bis der Scepter der Kaiſer gebrochen, reiche Länder ſeiner Herrſchaft entriſſen, blühende Heere ver-

nichtet, die Schätze erschöpft, das Volk ins Elend gesunken, und, zum Preise aller Thränen, Napoleons Reich sich um einige Provinzen vergrößerte. Welchen Widerstand könnte Neapel den Entwürfen des Ehrgeizigen entgegenstellen? Es ist im Frieden mit Frankreich, aber seine Besitzungen bieten eine reiche und leichte Eroberung. Das Diadem wird von der Stirn seines Herrschers fallen, und das Erbtheil des Enkels Ludwigs XIV. wird die Beute des ältesten Sohnes der Lätitia. O! Lätitia's traurige, jammervolle Fruchtbarkeit! Sechs Kinder sind noch zu versorgen. Marschirt, französische Soldaten! Schon hat das Eisen 200,000 eurer Braven gemordet, es morde von neuem! Sachsen, Preußen und Polen mögen sich mit Trümmern und Leichen bedecken; auf, durch das ganze Weltall den Raub der Könige und den Haß der Völker zu erobern, und die Welt mit unsern unzähligen Heeren zu bedecken. Wenn die Geißel der jährlichen Aushebungen nicht hinreicht, so mögen die Aushebungen sich häufen, das jetzige Jahr die künftigen Jahre verschlingen. Mag die Quelle der Geschlechter vertrocknen, wenn es seyn muß, (denn der Schooß der Mutter wird sich eher erschöpfen, als Buonaparte's unbändiger Ehrgeiz). Wir wollen das Scepter des großen Friedrichs zerbrechen, seine Unterthanen opfern, seine Länder verwüsten, und aus den Trümmern seines Reichs ein Reich für Hieronymus bilden!"

„Um euch, liebe Brüder im Vaterlande, zu zeigen, wie ein schlecht geschriebener, demüthig unverschämter französischer Aufsatz, in wel-

chem die Lüge wie Wahrheit, und die Wahrheit wie Lüge aussieht, welches Gemengsel eine franzöſiſche Erfindung iſt, und esprit von ihnen genannt wird, ſich in einer treuen Verdeutſchung wohl ausnehmen möchte, und um euch ferner einen Begriff zu geben, wie die Franzoſen über ihr Schickſal und deſſen Urſachen jetzt urtheilen, ſo habe ich auch, mit Aufopferung meines beſſern Gefühls, dieſe hochtrabenden Redensarten verdolmetſchen wollen. Der Aufſatz geht zwar noch weiter, allein er wird, wie ihr Betragen ſelbſt, zuletzt gar zu erbärmlich; denn ſie laden Alles dem Einen auf, und bedenken nicht, wie ſchlecht das Volk ſeyn muß, das ein Einziger ſtürzen und heben kann. Nur die letzten Worte vernehmt noch in Geduld!

„Abſcheuliche Urheber unſers gegenwärtigen Unglücks" — ſo wendet er ſich zu Buonaparte's Geſellen — „welches Verbrechens habt ihr euch ſchuldig gemacht! Betrachtet dieſe verödeten Felder, dieſe zerſtörten Schanzen, dieſe eingeäſcherten Städte, dieſe Rüſtungen von allen Seiten; hört dieſe Seufzer, dieſes Schluchzen, dieß Geſchrei der Verzweiflung; es iſt euer Werk! Und ihr wagt es, die Schrecken deſſelben auf eure Schlachtopfer zu wälzen! Und in eurer unſinnigen Wuth klagt ihr ihn um unſer Unglück an, der allein es zu heilen vermag! Ha! Hofft nicht mehr durch nichtswürdige Lügen das Volk zu täuſchen; eure Verleumdungen ſind zu ſinnlos; ihr ſeyd es allein, auf welche dieß Gewicht des allgemeinen Unwillens zurückfallen muß."

Fragen.

1) Der Freiherr von Hormayr ist nach Mähren verwiesen worden. Ein solches Schicksal dieses Mannes, des Geschichtschreibers Oesterreichs, des J. Müller für Tyrol, geht jedem Gebildeten Deutschlands zu Herzen. Man fragt sich: Ist es nicht eben derselbe Hormayr, der in Tyrol sein Vermögen und sein Leben für Oesterreich einsetzte? Nicht derselbe, den die baierische Akademie wegen seiner Treue, mit der er an seinem alten Lande hing, wie es sich dem Geschichtschreiber geziemt, von der Liste ihrer Mitglieder, aus französischer Nachäffung, weggestrichen hat? Nicht derselbe, der im Jahre 1809, aus thätiger, gefahrvoller Liebe für Oesterreich, sein Vaterland, aus Tyrol, seinem Geburtslande, entfliehen mußte? — Was hat also dieser Mann verbrochen, daß ihm eine Verweisung zum Lohne wird? Ist sein Eifer für sein Vaterland etwa zum Verbrechen erwachsen, seit sich Oesterreich mit Baiern ausgesöhnt hat? Darf der Einzelne also nichts mehr für sein Vaterland thun, aus Gefahr, eine nach Jahren eintretende Veränderung politischer Verhältnisse könnte ihn um Freiheit, wenn auch nicht — wie es hier der Fall ist — um Ehre bringen? Kann und muß auf diese Art nicht jede, auch die edelste, reinste Hingebung für sein Fürstenhaus zu gewisser Zeit eine edle, zu anderer Zeit eine verbrecherische Handlung werden? Welche fürchterlichen Folgen für die Tugend, für das Vaterland!

Da der Grund von Hormayrs Verweisung

unbekannt ist, und sie eben deßwegen die untersuchende Aufmerksamkeit des Volks auf sich gezogen hat, sie auch zu den traurigsten Ansichten von Staatsgrundsätzen Anlaß gibt; so bitten wir jeden, der das deutsche Volk hierüber aufklären, und, so Gott will, beruhigen kann, um Darlegung des ganzen Verfahrens gegen den berühmten, als Gelehrten und Patrioten gepriesenen Geschichtschreiber Oesterreichs.

2) Wohin ist Davoust gekommen? Ist er nicht verwiesen?

3) Was sollen die Millionen bedeuten, welche laut der englischen Parlamentsverhandlungen an Rußland bezahlt worden sind, „für seine Mitwirkung an der Befreiung der Niederlande vom französischen Joche?" Warum wird denn Rußland namentlich für die Befreiung der Niederlande, und nicht für die Befreiung ganz Deutschlands, Englands, Italiens, selbst Frankreichs, bezahlt? Es ist sonderbar, daß die Engländer nur das bezahlen, was sie besonders oder quasi bekommen. Es möchte sich nun wohl schier begreifen lassen, wie es zuging, daß die deutschen Niederlande von Deutschland lassen, und Holland und England anhangen mußten. Ein gefallenes Wort deckt vieles auf; die Zeit hoffentlich alles. Dann bekümmern sich freilich die Entblößten nicht mehr darum — sie haben ihr Theil!

4) Zur Besiegung ihres Erzfeindes, Frankreichs, haben die Engländer Preußen und Deutschland nie unterstützt gegen die Bestechung mit Ostfriesland. Man muß daher die vielen,

gewaltigen Lobsprüche bedauern, welche man 1813 der Großmuth der Engländer gemacht hat. Daran wird ihnen wenig liegen, haben sie nur Ostfriesland. Das Spitzigste aber hierbei ist, daß sie höchst wahrscheinlich bei dieser Handelsspeculation das arme Preußen, das dort nicht anders konnte, geprellt haben. Es läßt sich fast mit Gewißheit annehmen, daß sie diesem schon damals (im März 1813) Sachsen für Ostfriesland mit den Russen zugesprochen, mithin über Sachsen den Stab gebrochen haben, ehe es armer Sünder war. Was daher laut wurde, daß man den Sachsenkönig in Böhmen, so zu sagen, zwang, sich dem Herrn Napoleon in die Arme zu werfen, gewinnt an Ansehen, so wie die schon lange herumschleichende Ueberzeugung, daß alle Fremde dem zerstückelten, dennoch nicht zur Erkenntniß kommenden Deutschlande nicht anders mitspielen, als jener Moloch. Daß aber Deutsche sich selbst dabei als Werkzeuge brauchen, und sich dann doch um den Käse prellen lassen, das fodert mehr als deutsche Geduld. Wer Ursache hat, sich von solchen Volkssagen rein zu waschen, der erzähle davon, was er weiß. Leugnen hilft hierbei nicht.

Der Freudenklang.

Durch Deutschland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Ist laut geklungen worden:
Der Wüthrich ist gefallen,
Durch Gott den Herrn gefallen
Mit seinen Henkerhorden.

Drum auf, ihr Männer, auf ins Feld!
Drum auf, ihr deutschen Brüder!
Die Bösen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück ersteht nicht wieder.
Frischauf mit Jubelschalle,
Und ruft und schwöret alle:
Wir sind und bleiben Brüder.

Nicht Baiern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Oestreich oder Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen;
Als ächte deutsche Brüder
Hau'n wir die Feinde nieder,
Die unsre Ehr' zerreißen.

In gleicher Liebe, fest und treu,
In einem Bund geschlossen,
Ihr Feinde, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Rossen,
Wie Herbstesstürme brausen
Und wilde Meere sausen,
So kommen wir geflossen.

So kommen wir, so brausen wir
Und schwören heil'ge Rache,
Und Gott, der Herr, ist mit uns hier
Und hält die rechte Sache.
Der Herr der Himmelsschaaren
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit diesem Glauben ziehn wir aus,
Als fromme deutsche Brüder,
In Deutschland stand der Freiheit Haus,
Wir bau'n es tapfer wieder.
In Fahr und Todesflammen,
Da bau'n wir's kühn zusammen,
Kein Teufel reißt es nieder.

E. M. A.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 7s Stück.

Bruchstücke aus einer Rede an die deutschen Krieger vom Marsfelde am 3ten August 1815.

Auf dem Felde, das nach dem alten heidnischen Kriegsgotte genannt ist, sehe ich euch, fromme Streiter des Herrn, hier versammelt.

Wo aber sind die Tempel und Altäre des Abgottes, die hier so fest und stolz sich erhoben, als könnten ihre ehernen Säulen nie wanken? Wo die Diener und Priester, die, abgewendet von dem wahren und einzigen Gotte, vor einem Bilde ihre Knie beugten, das, von Staub erschaffen, wiederum zu Staub werden mußte? In Trümmern liegen diese abgöttischen Hallen, erschlagen sind die Knechte, die hier dienten! Um uns aber tönt so andächtiger Gesang, daß uns recht christlich und vaterländisch zu Muthe werden mag, als wären wir daheim bei den Unsern.

Auch dürfte heute die Sehnsucht nach der Heimath in unserm Herzen lauter erwachen, als je, da wir heute unsere deutschen Brüder von den Ufern des Rheins bis zu dem fernen Gestade der Memel zu einem frohen Feste vereinigt wis-

sen, ohne daß wir dort die Freuden des Tages mit ihnen theilen können.

Dem Könige gilt es, dem Vater und Führer seines Volks, daß wir hier in feierlicher Ordnung uns versammeln; denn wie jene daheim mit frommen Wünschen für sein Wohl zum Himmel beten, so haben auch wir uns zu gleicher Andacht verbunden.

Können wir auch über die weite Ferne hin uns die Hand nicht reichen, so sind doch die Herzen eins, und die Schmerzen der Trennung müssen da wohl vergehen, wo sich die Geister freudig begegnen, und jeder die Nähe verwandter Seelen fühlt. — — In dem vergangenen Jahre feierten wir dieses Fest gemeinsam in den stillen Grenzen unsers Landes, nach den schweren Tagen des Kampfs freute sich ein jeder der ruhigen Beschäftigung, die er sich gewählt.

Ein Theil von Euch stand noch zur Uebung und zum Schutze des Landes unter den Waffen, die andern waren an ihre Arbeit gegangen, ein jeder wohin ihn Neigung oder früherer Beruf führte. Auf den Feldern begrüßte der Landmann die zurückgekehrten Gehülfen, in den Häfen regte sichs frisch und lebendig, die Werkstätten füllten sich, und die sich der Wissenschaft ergeben, wanderten mit neugeweckter Lust und Liebe in die Schulen und Hörsäle.

Zwar fehlte mancher in den Reihen der Zurückkehrenden, einsam und traurig war es in manchem Hause geworden.; dieser Tag aber, der nach vielen schweren Jahren der erste war, der das ganze Volk zu gleichem Jubel und gleicher

Freude rief, machte alle Leiden vergangener Zeit vergessen, alle gaben sich der heitern Gegenwart und der Hoffnung einer frohen Zukunft hin.

Das Fest des allgemeinen Friedens ward in unserm Lande noch verschoben, obwohl die Waffen ruhten, und ringsum unsere Nachbarn sich dem unsichern Genusse solcher Freudentage hingaben, wir sahen es, wie schwankend und unsicher das Schicksal der Völker sich noch bewegte, und bald offenbarte es sich, wie der über den Sternen Waltende es anders fügen wollte, als es die Menschen beschlossen. So stehen wir nun in dem Lande und in den Mauern der Stadt und unter denen, die durch ihre Sünden den Zorn des Himmels und unser Schwerdt zum zweiten Male über sich gerufen. Mit leichtsinnigem Frevel waren die Tempel des Götzendienstes, die ihr schon einmal zerschlagen, wieder aufgerichtet worden, durch Euch sind sie noch einmal vernichtet!

Aber wie? Seyd Ihr es, die so Gewaltiges gethan, hat Euer Arm allein solches vollendet? Schweig, o Stolz der Erdgebornen! du menschliche Schwachheit, die nichts vollbringen kann, ohne die Führung des Herrn. Er ist es, der Allmächtige, der uns den Sieg gegeben, der in unsere Brust den Glauben und die Hoffnung gehaucht, wodurch wir stark geworden, und der die treulosen Feinde also der Furcht und dem Zweifel überlassen, daß ihre Eitelkeit den Kampf nicht bestehen konnte mit unserer Wahrheit. — Der hocherbaute Sitz der Willkür und des Zwanges ist zerstört, in seine sumpfigen Quellen zurückgedrängt ist der wilde Strom, der hoch an-

geschwollen war, uns zu verderben. Laßt uns darum unser Auge, das während des Kampfs nur immer vorwärts und vorwärts gerichtet war, auch einmal zurückwenden nach dem theuern Vaterlande, für das wir in den Streit gezogen. Auch dort liegt vieles darnieder, und treuer Arbeiter bedarf es, damit er wieder aufgerichtet werde. Wer aber wollte nicht getrost auf glückliche Zeiten hoffen, hier und an diesem Tage, wo uns die Tugenden des Fürsten so lebhaft gegenwärtig sind, dem das Schicksal eines Volks zu führen verliehen ward, welches mit nie wankender Treue sich glücklich fühlt in der ihm gegebenen Freiheit.

Und von Freiheit wage ich hier zu sprechen? und muß ich nicht fürchten, daß euch Schauder und Schrecken befallen werde, wenn ihr hört, zu welchem Greuel und welcher Schande dieß Wort voll hoher herrlicher Bedeutung hier entweiht ward!

Einst war hier eine Zeit, wo ein Ruf der Freiheit durch die Straßen erscholl, von dem im schwindelnden Taumel Alle ergriffen und fortgerissen wurden. Wohin aber führte eine blinde Wuth jene Unsinnigen, die unter solchem Vorwande ein Recht sich nahmen, Thaten zu begehen, bei deren Andenken uns grausen muß!

Noch stehen die Pfähle, wo zu Tausenden Unschuldige aufgeknüpft, noch die Brücken, von denen sie auf unmenschliche Weise herabgestürzt wurden, noch zeigt man euch die Keller, in denen die unglücklichen Opfer der Frechheit und Bosheit lebendig vermoderten, noch die Stätte

des Hochgerichts, wo ohne Wahl und Recht unzählige bluteten, wo selbst das geweihte Haupt eines gütigen Königs und einer Fürstin aus dem deutschen Kaiserhause unter dem Henkerbeile fielen! Nur der einfachen Erzählung jener Tage, sonst keiner Warnung bedarf es, um euch zu überzeugen, wie gefährlich es sey, und wohin der Mensch geführt werden kann, wenn er den ruhigen Gang, der ihm angewiesen ist, verläßt, und der Lust und Leidenschaft sich hingibt, die ihn hinauf auf die höchsten Höhen treiben, wo er sich nicht mehr zu halten vermag.

Die Kunst-Adrastea.

Anders mag man die durch Wellington endlich gegen den Willen einer großen nordischen Macht durchgesetzte Zurücknahme der aus Italien, besonders aus Rom, geraubten Kunstwerke nicht nennen. Sie ist von unberechenbaren Folgen in politischer und artistischer Hinsicht. Allein die Entwickelung dieser Folgen fodert eine eigene Abhandlung. Danken wir den Göttern nur fürs erste dafür, daß sie Statt hatte. Nimmer wäre es geschehen, hätte England nicht sein ganzes Gewicht in die Schaale gelegt. Die Antwort Königs Ludwigs XVIII. an Wellington: **was soll ich antworten, ich habe keine Armee!** zeigt hinlänglich, wie es mit der freiwilligen Zurückgabe beschaffen gewesen. Aus einem Briefe Canova's vom 31sten September nach London (der im Morning-Chronicle vom 18ten October abgedruckt ist) hier nur folgendes:

„Endlich sind wir im Hafen. Nur der großmüthigen Verwendung des Lords Castlereagh und des Unterstaatssecretärs Hamilton verdankt Rom die siegreiche Beendigung dieser Nationalangelegenheit. Zur Dankbarkeit sollten sich alle Künste vereinigen, um der erhabenen Britannia ein würdiges Denkmal des Danks zu errichten. In dem Herzen jedes Italieners steht dieser Dank unvertilgbar geschrieben. Unser Werk wird sogleich anheben. Toscana, Mayland und Venedig nahmen bereits, was ihre war. Ich werde der Letzte seyn, und noch Zeit bedürfen. Der an uns begangene Kunstraub ist der stärkste. Ich brenne vor Verlangen, dieß glücklich beendet zu sehen, um dann in London selbst euch zu umarmen."

Aus spätern Briefen geht hervor, daß den 2ten October die Transfiguration, die Communion des heiligen Hieronymus und die Madonna von Fuligno; den 3ten viel andere Gemälde, so wie die capitolinische Gruppe Amor und Psyche; den 4ten der Moribondo und der Torso; den 5ten der Apollo und Laocoon genommen und eingepackt wurden. Der vaticanische Merkur, die capitolinische Flora, die Muse folgten bald darauf, und so ging es in ununterbrochener Reihe fort. Die kostbarsten Werke gingen zugleich mit dem, was für die Lombardei und Toscana vindicirt worden war, durch Landtransporte, unter einer starken österreichischen Escorte, ab. Das Uebrige sollte eingeschifft werden (!) Alles, was aus dem Palaste und der Villa Albini genommen worden war, wurde gleichfalls zurückgefodert, und mußte ausgeliefert werden. Nur der reiche Besitz der

Borgheſiſchen Villa mußte, weil er durch einen Scheinkauf erworben war, zurückbleiben. Dem Gerücht, als habe die mediceiſche Venus beim Einpacken Schaden gelitten, wird aufs feierlichſte widerſprochen. Der Ritter Canova dirigirt alles. Dieß genügt zur Beruhigung!

Denn nur die Beſorgniß, daß dieſes einzige Erbtheil des europäiſchen Volksvereins durch eine Verpackung und Verſendung verletzt und beſchädigt werden könne, mochte einen ſcheinbaren Vorwand abgegeben haben, ſie da zu laſſen, wohin ſie nun einmal Waffengewalt, Uebermuth und Eitelkeit zuſammengeſchleppt hatten.

Jede andere Beſchönigung und Vertheidigung ihres Verbleibens im Louvre iſt baare Sophiſterei. Das alte Kunſtwerk kann auf rechtmäßige Weiſe nur durch Aufgrabung oder Bezahlung erworben werden. Auf einem von dieſen beiden Wegen hatten die römiſchen Muſeen, aus welchen die Raubcommiſſarien einſt die in dem Sprtsfrieden von Tolentino abgezwungenen 100 Statuen, und ſpäter alles Uebrige, was beliebte, requirirten, ihre Kunſtdenkmäler erhalten. Wie ungereimt, wenn man, um ſolchen Raub zu entſchuldigen, 1800 Jahre hinaufſteigen und demonſtriren wollte, es ſey nur Wiedervergeltung, was Buonaparte und ſeine Geſellen geübt hätten. Wer kann denn etwa den unwiderſprechlichen Beweis führen, daß der pythiſche Gott, der Ferntreffer, der endlich ſeinen Köcher auf den neuen Frevler ausgeleert hat, aus Griechenland nach der ſiebenhügeligen Herrſcherin an der Tiber mit Siegergewalt entführt worden ſey. Wer dieß be-

haupten wollte, der gehe bei Dolomieu, und am Ende selbst bei Visconti in die Schule. Oder wollen wir etwa den Satz aus dem Cyclopenrecht noch ferner proclamiren: daß wer das Eisen am besten zu führen versteht, auch diesen Besitz mit einem vae victis! gut machen könne?

Es ist wirklich empörend, daß man jetzt hier und da noch Menschen findet, die sich über diese Zurücknahme der italienischen Kunstwerke gar klägslich geberden, und den Franzosen gar ihr Beileid öffentlich bezeugten.

Um nichts Schlimmeres zu argwohnen, so ist der auf weichliche Bequemlichkeit erbaute Grund: man hätte doch weit eher nach Paris, als über die Alpen nach Rom zu den Kunsttempeln wallfahrten können, eben so kindisch als unzulänglich. Denn dann laßt uns doch lieber gleich in Schaaren aufbrechen, und das Herrlichste der alten Götter, und Idealwelt nach Deutschland holen, damit wir es noch näher haben.

Nur in der ewigen Roma ist der wahre Sitz dieser Herrlichkeiten! Die Kunstweihe empfängt man nur dort. Leset den Brief unsers Winckelmanns (in Winckelmann und sein Jahrhundert) über die absolute Unfähigkeit des neugallischen Volks zur rechten Beurtheilung und Benutzung jener unschätzbaren Kunst-Prototypen. Wer nicht selbst nach Rom gehen, und am einzigen Lichtquell seine Fackel zünden konnte, halte nur getrost und wohlgemuth sein Lämpchen an die Fackeln, die geweihte Dadophoren von dort zurückbrachten.

Recht erfreulich ist die Begeisterung, mit wel-

cher in Berlin die so tapfer zurückerkämpften Kunstwerke durch des wackern Schadow's Vorstellung zum Theil in die Säle der Akademie aufgestellt, und der Beschauung des ganzen Volks, das auch dieß zur Nationalangelegenheit zu machen versteht, geöffnet worden sind. Sehr gerecht ist der Wunsch, daß alles, was sonst die königlichen Schlösser als bloßes Ziermeuble schmückte, nun in würdiger Aufstellung in ein allgemeines Nationalmuseum versammelt werde. Durch Gut und Blut hat die ganze Nation ihr Anrecht daran vollgültig gemacht. Eine andere Frage ist, was mit den Kunstwerken, die einzelnen Corporationen oder Kirchen gehören, wie das wunderbare jüngste Gericht von Michel Wohlgemut (denn noch hat uns Hirt contra Schadow nicht überzeugt, daß es von dem Niederländer Hugo von der Goes gemalt sey) aus der Danziger Marienkirche 1807 vom räuberischen Denon entführt, gemacht werden soll? Hier kann nur guter Wille helfen. Aber es gibt unwiderstehliche Ueberredungs- und Ausgleichungsmittel.

Pariser Urtheile über Deutschland.

Man hört nirgends wundersamere Urtheile über Deutschland, als hier. Die Kriege, die sie in unserm Lande geführt, die factischen Berichte Buonaparte's von daher, und die Erzählungen der Frau von Stael waren, da weder ihnen die deutsche Sprache bekannt, noch französische Schriftsteller unserer Geschichte sich mit Ernst

beflissen, bis jetzt die einzigen Quellen, aus denen sie Erkundigung über uns eingezogen. So sprechen hier viele von dem deutschen Kaiser und Reich, als wenn wir noch die Zeiten des Reichskammergerichts hätten, als wenn noch Reichstage gehalten würden, wo Fürsten und Herren vorgefodert wurden, und wundern sich sehr, wie die gute Ordnung und Einigkeit erhalten werden könne bei der großen Anzahl derer, die unbeschränkt und unabhängig jeder Quadratmeile die Verfassung, die ihnen die beste dünkt, vorschreiben.

Darauf aber wollen sie nicht eingehen, wenn man ihnen die Vortheile vorrechnet, welche uns eine solche Theilung des Landes bringt. Sollte auch, sagen sie, jeder Einzelne mit Sorgfalt und Treue seine Herrschaft führen, und bei der genaueren Kenntniß der Bedürfnisse des Einzelnen mehr Gelegenheit finden, das Glück der Seinen zu besorgen, so fehlt doch ein gemeinsames Band, woran sich alle festhalten können.

Sagt man nun, welcher rühmliche Eifer unter vielen geweckt werde, wo immer einer es dem andern im Guten zuvorzuthun strebe, dann wollen sie gleich diesen Satz auf das Gegentheil anwenden, und sprechen von dem unbehaglichen Zustande, in welchem sich gegenseitig die Landsleute befänden, wenn jeder ihrer Vorsteher der Erste seyn wolle, und wie leicht von daher Allen Gefahr kommen könne.

Darum wollen sie auch von dem Vorschlage nichts hören, daß es zur Ruhe und zum Glück Frankreichs nothwendig sey, das Land unter die Könige der Normandie, der Vendee, zu vertheis

len, Austrasien und Neustrien wieder aufzurichten, daneben ihnen auch Herzöge, auf Verlangen auch Großherzöge, einzusetzen, so viel sie deren wünschen möchten.

Was würde, sagen sie, dann aus uns werden? Getrennt und vereinzelt würde Einer auf des Andern Kosten sich nähren wollen, leicht würde der Schwächere sich fremder Hülfe übergeben, und somit fremden Einspruch in sein Recht dulden müssen, nur um sich der Gewalt seines Nachbars zu erwehren; landschaftliche Namen würden den Einen des Vaterlandes verdrängen, und mit ihm die Liebe zu demselben. Käme es dann auch einmal zu einem gemeinsamen Kriege, wo alle gemeinsam gegen das Ausland streiten müßten, so würde jeder für sein kleines Ländchen, keiner aber für das Ganze zu Felde ziehen wollen, und hätten sie auch in den Schlachten gut zusammengehalten, bei Friedensverhandlungen würde allezeit der Schade auf die fallen, die viele Sprecher für sich, aber keinen hätten, der für Alle spräche. — „Spricht man in Preußen deutsch oder preußisch?" fragte mich in allem Ernste mein Wirth, und er zählt sich zu den Gelehrten; (ich hatte eben einen Streit mit ihm über das griechische und französische Trauerspiel, wo er zwar den Griechen zugestand, daß sie einen guten Grund gelegt, die Franzosen aber den Bau vollendet hätten — —) da ich ihm zur Antwort gab, daß die Preußen sich unter die besten Deutschen zählen, und die Zeit vorbei sey, wo der Böhmenkönig Ottokar gegen die heidnischen Preußen und Letten zu Felde ziehen mußte, wollte

er mir keineswegs beistimmen, und führte den siebenjährigen Krieg an als Beweis, wie sehr Preußen im offenbaren Widerspruche mit Deutschland stehe. Am wenigsten können sie das verstehen, was in den neuesten Zeiten in Deutschland geschehen.

Wenn von Volk, Landesständen, Vorstehern, Verfassung und dergleichen gehandelt wird, wandelt sie ein sichtbares Entsetzen an, in Erinnerung an die Zeit, wo sie nach ihrer Sprache auch davon redeten. Selbst der in seinem Herzen Wohlrathende bricht dann in diese Worte aus: ihr kennt nicht, was ihr begehrt! uns wurden einmal jene gefährlichen Wünsche erfüllt, aber wohin sind wir geführt worden? Kein Recht, keine Erziehung, keine Gottesfurcht, kein Handel! Und woher dieß alles? mit einem Worte — die Revolution! — Und dieß soll nichts anderes heißen, als: bald wird es an euch seyn, über solches Unheil zu klagen. Wie wenig kennen diese Menschen das, was wir wollen, wie wenig den gesetzmäßigen und glücklichen Verein, den in unserm Lande Fürsten und Volk geschlossen. Auch scheinen sie einen falschen Maßstab des Urtheils anzulegen, nach welchem sie uns schätzen, da sie immer von sich und ihrem Leben auf das unsrige schließen, und nicht unterscheiden zwischen dem, der, hastig aufbrausend, gleich alles gewinnen und verschlingen will, aber auch um so eher ermattet, und zwischen dem, der mit Bedacht und ruhig sein Recht fodert und schützt, der nie zurücktritt, doch vor sich schaut, wohin er seinen Anlauf nimmt.

Besonders üben sich die französischen Zeitungsschreiber darin, die Aufsätze und Verordnungen, wo in deutschen Zeitungen von Verfassung, Landständen und Volksversammlung geredet wird, mit aller Untreue in die gehässigsten und gebranntsmarkten Namen aus der Revolutionszeit zu übersetzen. Mögen sie selbst es seyn, die für eine deutsche Versassung Worte wählen, die für uns keinen Sinn und keine Anwendung haben, oder mag höherer oder fremder Einfluß dabei ihre Feder führen, als könnten solche falsche Worte uns erschrecken, unsere Fürsten und uns wird solches wenig kümmern, ja um so thätiger werden alle arbeiten, um das angefangene Werk jenen, die uns übel wollen, zum Aerger, uns aber zum Heil recht bald zu vollenden.

Eine Warnung mag dieß auch für die deutschen Behörden seyn, in ihren Verfassungsurkunden nicht von National-Repräsentanten, Constitutions-Acten, Congreß-Deputirten und dergleichen unnützen Fremdlingen zu reden, da unsere Sprache und unsere Geschichte reich genug sind, um jene zu entbehren; an ein Wort ist hier gar vieles gebunden.

Die Feier des 18ten Octobers in Merseburg.

Der Tag der Befreiung war wieder erschienen, da warfen wir Arbeit und Sorge von uns, und übergaben uns der Freude, gern vergessend das einzelne und kleine, nur eingedenk des ganzen geretteten Vaterlandes.

Wer wollte auch an diesem Tage in seiner

ner Zelle sich einsam trauernd verschließen, wo das gemeinsame Fest uns herausruft auf die Felder, wo unser Heil entschieden ward.

Der Bürgerschaft war überlassen worden, wie sie das Fest begehen wollte, die Verwaltungsbehörden waren bloß Theilnehmer an dem, was jene angeordnet.

Auf dem Felde, nahe an der Straße, die nach Lauchstädt führt, ist eine Höhe, von wo aus man ringsum in der Weite viel gedächtnißwerthe Fluren und Ortschaften sieht. Von da aus sieht man Roßbach, das dort errichtete Mahl und den Baum, an welchem einst Friedrich seine Befehle gab. Links davon Lützen, die Felder von Großgörschen, weiterhin Leipzig, Halle, näher heran Möckern, wo einst Blücher den entscheidenden Schlag geführt.

Hier war ein Wahrzeichen errichtet worden zum Andenken des Tags, dessen Feier begangen wurde, einfach war es und fromm. Auf felsenartig zusammengefügtem Gestein erhob sich ein Pfeiler, auf welchem der Name „Leipzig" und „der 18te October 1813" zu lesen war; obenauf stand ein eisernes Kreuz mit dem Landwehrspruche: „Mit Gott für König und Vaterland."

Welch ein schöneres Bild gegenseitiger Annäherung und Vereinigung hätte auch der fromme Muth der Sachsen wählen können, als dieses Kreuz, das denen, die es in der höchsten Noth zu ihrem Panier gewählt, als Flamme voranleuchtete in Gefahr und Kampf, und diesen Spruch, der Volk und Fürst so treu verbunden, und mit dem so manche schwere Gefahr beschworen ward.

Auf dem Markte hatte die Bürgerschaft sich versammelt nach ihren Innungen, die Schützengilde voran mit voller Musik. Zehn Fahnen wehten den Zug entlang, worauf der Adler zu sehen war, dessen schützendem Flügel die Hut des Landes vertraut worden; auch einige Fahnen mit den Bildern und Wappen der alten Zeit waren gegenwärtig, denn auch das Alte soll man ehren, und nicht leichtsinnig vergessen. Vor dem Thore vereinte mit diesem Zuge sich der Landsturm zu Pferde, geführt von einem wackern Edelherrn von der Saale.

Um das Denkmal herum ordnete sich der Kreis. „Nun danket alle Gott" sangen wir mit wahrer Andacht, und eine Rede, recht aus deutscher Seele gesprochen, vereinte uns zur guten, festen Brüderschaft. Der Festgesang: „Heil Dir im Siegerkranz" beschloß die Feier, dem König wurde ein Lebehoch gerufen, und dann auch der Armen reichlich gedacht. Mittag und Abend wurde fröhlich bei Gelag und Tanz gelebt, das neuerrichtete Bataillon von den Bürgern auf dem Saale des Rathhauses bewirthet, und wie denn immer der Deutsche am frohesten und offenherzigsten beim Becher ist, so fehlte es auch hier nicht an gegenseitigen Erklärungen, wodurch die alte Zeit mit der neuen sich versöhnte, und Alle eins wurden in Liebe und Hoffnung.

Von den Gesängen, die uns dort bekannt wurden, theilen wir diesen einen mit:

Die Freudenfeuer sind ringsum gezündet
Auf den befreiten Höh'n,
Und durch die stille Nacht sey laut verkündet,
Welch Fest wir heut begehn.

Es gilt der Tag dem großen Angedenken,
Wahl des Gesanges werth,
Die Becher wollen wir, die Hüthe schwenken
Und unser gutes Schwerdt.

Bei Leipzig einst trat Deutschland in die Schranken,
Da sollt's entschieden seyn,
Da ward's entschieden, und die Feinde sanken,
Und unser ward der Rhein.

Und weit hinüber ging's im lauten Jagen,
Ins wilde fremde Land,
Viel mußt' ein jeder noch und Schweres wagen,
Eh' man die Heimath fand.

Drauf hatten wir uns wiederum gefunden,
Vereint in Lieb' und Huld,
Doch jene riefen wieder „Blut und Wunden,"
Und büßten ihre Schuld.

Drum sey den Brüdern, die in Schlachten sanken,
Der theure Schwur gethan:
Wir wollen nie von unserm Rechte wanken,
Nie von der Freiheit Bahn.

So reicht euch rechts und reicht euch links die Hände
In dieser heil'gen Stund,
Bei wem es anders sich im Herzen fände,
Der scheid' aus unserm Bund.

Und was von bösem Werk in unserm Leben,
Wohl hier und da noch wär,
Den Flammen sey's, dem Feuer übergeben,
Daß es die Gluth verzehr.

Sey stark, mein Herz, im Hoffen und im Glauben,
Wär' auch noch größ're Noth,
Was wir gethan, kein Teufel soll's uns rauben,
Mit uns, mit uns ist Gott!

T. S.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 38 Stück.

Literatur.

Einfaches Mittel, die Beköstigung der vor dem Feinde stehenden Heere und die Stärkung der verwundeten und erkrankten Krieger zu erleichtern. Seinen Mitbürgern an das Herz gelegt von Hausmann, Professor in Göttingen. Zum Besten dürftiger Wittwen und Waisen im jetzigen Kampfe für die deutsche Sache gefallener Krieger. Göttingen, in Commission bei Vandenhoek und Ruprecht. 1815. 34 S. 8.

Aus einem schönen Eifer und mit der Sachkenntniß, die man von diesem Manne erwarten kann, zeigt er, wie allgemeine Landesanstalten zu treffen wären, daß alle Knochen, welche in den Haushaltungen weggeworfen werden, können gesammelt, und zu Gallerte benutzt werden, die man dann, in Tafeln geformt und getrocknet, dem Soldaten mitgeben, den Lagerplätzen aber und Krankenhäusern zuführen kann, ohne viel Fuhrwerk nöthig zu haben. Denn aus 70,000 Pfund Knochen (deren nur Göttingen im Jahre 140,000 Pfund liefert) kann man so viel Gallerte sieden, daß sie 140,000 Pfund Fleisch in

der Nahrhaftigkeit gleich ist. Welch ein groſser Gewinn, wenn dieſes verwendet wird! Wie leicht sind auf diese Art groſse Mengen von Nahrung mitzuführen oder fortzuschaffen. Der Verfasser gibt das Verfahren, diese Gallerte zu gewinnen, an, nennt die vorzüglich tauglichen Knochenarten, schlägt die nöthigen Anstalten vor, welche nöthig wären, um die Knochen im ganzen Lande zu sammeln, und sie im Groſsen auszusieden.

Diese Vorschläge verdienen Berücksichtigung, besonders bei solchen Regierungen, welche aus Armuth oder vielleicht unedleren Gründen nicht für die Zufuhre ihrer Heere, für die Verpflegung der Kranken gehörig sorgen können; sondern dieſes der Wohlthätigkeit der einzelnen Bürger, oder gar der Bettelei überlassen, wobei eine regelmäſsige und schuldige Verpflegung, besonders der armen Kranken und Verwundeten schlechterdings unmöglich wird. Wo die Regierungen die Verpflegung der Bettelei überlassen, wo sie die Erhaltung des Soldaten, und noch mehr des Verwundeten, dem guten Willen des Privatmannes überlassen, da ist es um das halbe Heer geschehen. Hier ist ein Mittel angegeben, wie jede Regierung mit wenig Kosten, nur mit etwas Ernst, seine Soldaten wenigstens in der Zeit der Noth vor dem Hunger schützen kann. Möchten die Regierungen durch Ergreifung dieſes Mittels bewirken, daſs die ein ganzes Volk entehrenden Kriegsbetteleien aufhören, und die Frauenvereine nicht ferner, indem sie ihre Sorge dem häuslichen Leben entziehen, und sie auf den Staat wenden, die Regierungen beschämen!

Der Vf. hatte sein Buch geschrieben vor der Schlacht von Schönbundingen; es konnte aber erst nach ihr ausgegeben werden; daher meint er, man würde jetzt, da der Friede in vollem Anzuge sey, seines Vorschlags nicht mehr bedürfen, und er wünscht nur, daß der Verkauf des Buchs die andere Bestimmung erfülle, nämlich als Unterstützung der Soldatenwaisen und Wittwen zu dienen. Gebe der Himmel, daß diese wohlgemeinte Schrift nur diesen Zweck erreiche! — Wir aber, wir meinen, es sey höchste Zeit, und gerade jetzt Zeit, daß sie für den nächsten Krieg ernstlich von den deutschen Bürgern, die ihre Knochen den Hunden hinwerfen, gelesen und befolgt werde.

Frauenvereine im Herzogthume Sachsen.

Die deutschen Blätter liefern uns im 14ten Stücke des 2ten Bandes der neuen Folge, S. 109, einen Aufsatz über die Hülfsvereine in Sachsen, in denen aber nur eines solchen Vereins in der herzoglich Gothaischen Stadt Altenburg, und dann der Sammlungen in Merseburg gedacht wird. Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes äußert selbst den Wunsch, zur Ehre der sächsischen Nation Kenntniß von mehrern Hülfsvereinen deutscher Frauen und Jungfrauen zu erhalten; überdieß würde es ungerecht seyn, den Patriotismus und deutschen Sinn einzelner Städte öffentlich anzuerkennen, ohne die Beweise gleich edler Gesinnungen anderer Orte zu ehren; ich

finde mich daher zu folgenden Mittheilungen veranlaßt. — Schon am Huldigungstage wurde in Weißenfels, wie in andern Städten des preußischen Herzogthums Sachsen, aufrichtige Freude und herzliche Anhänglichkeit für ihren neuen Landesherrn gezeigt! Da ich schon mehrere Wochen in königlichen Dienstgeschäften als Ober-Feldlazareth-Inspector des 2ten Armeecorps am erstern Orte anwesend war, konnte ich diese Stimmung am richtigsten beurtheilen; und sie bewog mich, durch schriftliche und mündliche Auffoderungen thätig dahin zu wirken, daß auch hier, und im preußischen Herzogthume Sachsen zuerst, ein Hülfsverein deutscher Frauen und Jungfrauen errichtet wurde. Vorzüglich unterstützt von der Frau Kammerherrin von Gersdorf und der Frau Oberprediger von Wille, fand mein Vorschlag aufrichtigen Beifall, und schon am 13ten August dieses Jahres constituirte sich unter der erstgenannten, hier sehr geschätzten Dame eine Vereinigung von dreißig der angesehensten und geachtetsten Frauen und Jungfrauen des Orts. Die Frau geheime Staatsministerin und Freiherrin von der Reck zu Merseburg wurde die Präsidentin des Vereins, und das General-Gouvernement von Sachsen nahm denselben als freie Wohlthätigkeitsanstalt besonders in Schutz. Mit einer sich auszeichnenden Thätigkeit begann der Verein zu wirken; und obgleich manche Schwierigkeit zu besiegen war, sind doch die Resultate dieses Wirkens über alle Erwartung gewesen. Denn in kaum sechs Wochen sind über 900 Thaler an Geld und Werth gesammelt, und auch bereits

größtentheils, mit mehr als 200 Thalern an Geld und Werth an die kranken Krieger des hiesigen preußischen Lazareths, und mit 400 Thaler baaren Geldes an die verwundeten vaterländischen Helden in den Lazarethen am Rhein, nützlich und wohlthätig verwendet. Mehrere Städte, Merseburg, Freiburg, Weißensee und andere mehr, schlossen sich den Bemühungen des Vereins an; und in Naumburg und Zeitz werden ebenfalls Hülfsvereine beginnen, welche gewiß gleich vorzügliche Resultate zum Wohle des Ganzen erwirken werden. Der hiesige patriotische und deutsche Verein edler Frauen und Jungfrauen bleibt auch noch immer gleich thätig, und breitet sich durch auswärtige Mitgliederinnen mehr und mehr aus. Selbst seine Zwecke sind erweitert, und bei dem herannahenden Winter wird auch — jedoch der Haupttendenz für verwundete Krieger unbeschadet — für verschämte und verarmte bürgerliche Familien der Stadt besonders gesammelt. Es ist höchst wünschenswerth, daß diese schöne und eben so wohlthätige, als ächt deutsche und patriotische Stiftung noch lange fortdauert, und mit immer gleicher Menschenfreundlichkeit unterstützt und aufrecht erhalten wird. Und dann ist es höchst erfreulich, daß dieser Hülfsverein und die in den Städten Naumburg und Zeitz bestehenden ähnlichen Vereinigungen eben so, wie die großen Sammlungen in Merseburg, und die ansehnlichsten Beiträge in den meisten Städten und vielen Dörfern des Herzogthums Sachsen öffentlich beweisen, wie sehr die neuen Unterthanen sich bestreben, ihren ältern Mitbürgern an auf-

opfernder Vaterlandsliebe und wahrer Anhänglichkeit für unsern großen König gleich zu kommen, und wie sehr edle und wohlthätige Gesinnungen den biedern Sachsen eigen sind.

Heintz.

Noch ein Wort über die Aachener Säulen.

Wenn von der Zurückfoderung des vaterländischen Eigenthums verhandelt wird, ist gar mancher, der seine Stimme erhebt, und man wird auch denen, die ihr Glaube und ihr Schwerdt hierher geführt, ein freies Wort nicht verargen, noch wehren.

Der Kriegsmann tritt auf und spricht: was handelt und mäkelt ihr hier um Venusbilder und Bacchusknaben? Festungen gebt dem Lande und sichere Grenzen, was kümmern mich die heidnischen Götzen oder das Farbenspiel auf Holz und Leinwand, wir brauchen Eisen und Bollwerk, denn Pinsel und Meisel geben uns keine Gewähr.

Dagegen erhebt sich der Künstler mit dem warmen Herzen für das Schöne, mit der heißen Liebe für die Gebilde des Alterthums. Ihm sind, wenn er in die heiligen Hallen der Kunst eintritt, die reisigen Streiter fremd, und das Getümmel und die Gefahren der Schlacht hat er vergessen. Was kümmert ihn, der gewohnt ist, in dem himmlischen Saale mit Göttern zu schmausen, das Drängen und Treiben des irdischen Lebens.

Mein Apollon, ruft er, und du Amathusia! folgt mir in ein heiligeres Land, wo ihr Prie-

ster findet, williger euch die Opfer zu zünden, als hier. Mit gleichem Entzücken begrüßt er die ernsten Jungfrauen Raphaels und die heitern Christuskinder; auch den ehrlichen Niederländer und den ihm nahe verwandten Deutschen geht er behaglich, wohl auch mit verschwiegenem Sehnen nach der alten Zeit, vorüber, unschlüssig, soll er der Blüthe mehr, soll er der Frucht sich freuen.

Als Vermittler zwischen beiden mag der vaterländische Kunstfreund wohl seine Stelle finden; das Vaterländische ist ihm zu heilig, als daß ihm etwas Höheres dafür könnte geboten werden, die Kunst aber zu theuer, als daß er ihrer jemals uneingedenk wäre. Keineswegs tadelt er den Kriegsmann, der nach all den Gefahren und Wunden die Sicherheit des Hofes und Heerdes als das Höchste anschlägt, gedenkt aber auch nur das Rechte und Billige zu begehren, wenn er daneben streng zurückfodert, was die Feinde aus dem Vaterlande als offenen Raub fortgetragen.

Wohl aber ist bei dem entführten Gute der Werth zu beachten, den es hat, und vor allen am höchsten und heiligsten muß das gehalten werden, was nicht dem Einzelnen, was dem ganzen Vaterlande gehört, und zu dessen Schätzung man weder Kunstrichter, noch Wechsler und Goldschmidte zulassen soll.

Als im vergangenen Jahre die Preußen, nach zweijährigem, arbeitsvollen Kampfe, in Paris einzogen, da war nur Ein Ruf im Heere: „unser Siegeswagen!" und von weiter Ferne her riefen sie uns nach: „Bringt diesen Schmuck

uns wieder, er ist der theuerste Kampfpreis, der euch zu Lohn werden kann!"

Bald wanderten wir wieder heim, manches werthe Eigenthum des Landes und des königlichen Hauses mußten wir den übermüthigen Besiegten in ihren Klauen lassen; aber Alle vergaßen gern das Uebrige, da sie nur die Jungfrau gerettet sahen, die das ganze Volk als ein freudiges Zeichen einer glücklichen Zukunft begrüßte.

Noch einmal wurden wir in die Schranken gefodert, und ein blutiger Weg war es, den wir zum zweiten Male uns in die böse Stadt gebahnt; der Weg ging über theuere Freunde, und Frankreich hat kein Gut in die Schaale zu legen, um solchen Verlust aufzuwägen.

Die Geister der erschlagenen Brüder mögen mahnend denen zur Seite gehen, die die Ehre unsers Volks hier vertreten, und denen die Entscheidung über das Glück oder Unheil der künftigen Tage gegeben.

Schon ist dießmal ein strengeres Wort gesprochen worden, als im vorigen Jahre, und im Vertrauen auf Gott und seine Preußen, ja im sichern Vertrauen auf den Beifall und den Beistand des ganzen Deutschlands, muß der König jetzt das Höchste daran setzen, und von keiner Zurechtweisung oder Vermittelung hören wollen, wo es laut ausgesprochen ist, was uns allein nur frommen kann.

Wie im vorigen Kampfe die Preußen ihre Siegesgöttin heimführten, die eiserne Braut, um die so mancher am heißen Tage und in stürmender Nacht geworben, und wie dieß Bild in al-

len preußischen Herzen eine Flamme wunderbarer Liebe entzündet, so steht dießmal ein anderes Heiligthum hier, was eben so nach seiner Heimath verlangt, höher noch an Kraft und Bedeutung, als jener Wagen; ein Eigenthum des ganzen deutschen Volks, die Grundpfeiler des weiland heiligen Reichs, das mit Gott bald wieder auferstehen wird, die Säulen vom Grabe Carls des Großen aus der deutschen Kaiserstadt Aachen.

Die Geschichte derselben aber ist diese:

Zwei und dreißig Säulen von grauem Granit, der auf der Insel Elba gebrochen wurde, kamen durch die Kaiserin Helena, die Mutter Constantins, nach Köln am Rhein, dort standen sie im vierten Jahrhundert als Schmuck eines Altars, der dem heiligen Gereon, jenem tapfern Führer der thebaischen Schaar, geweihet war, die als fromme Helden des neuen Glaubens unter den Schwerdtern der heidnischen Feinde gefallen, und deren Gebeine noch in der Kirche zu Xanthen als Heiligthümer geehrt werden. Kaiser Carl, als er einst nach Köln kam, freute sich dieser Säulen, machte der Abtei eine reiche Schenkung, und erhielt diese Pfeiler, damit sie dereinst ein fester Schutz und ein theueres Angedenken an seinem Grabe zu Aachen stehen sollten.

Lange Jahre hatte der Kaiser ruhig geschlafen, ringsum war alles eingestürzt, was er erbaut, sein Thron und sein Reich lag in Trümmern, da wagte sich endlich die Hand des Frevlers auch an die Stützen seines Grabes, der Grabstein wurde fortgenommen, und die Säulen zugleich.

Im Jahre 1814, am 28sten Februar, zogen die ersten Deutschen in Aachen ein, was unlängst der flüchtige Feind verlassen; tausend Jahre war es, daß der Kaiser zur Ruhe gegangen, und festlich beging man die Feier dieses Tages. Da gelobten an heiliger Stätte die frommen Streiter dem Kaiser die Pfeiler wieder zu stellen, und den Grabstein ihm wieder zu legen, den man geraubt. In ihre Macht aber war es dießmal nicht gegeben, das Gelübde zu lösen, darum zogen sie beim ersten Rufe wiederum zur Schlacht, eingedenk des Worts, das sie den Manen des Helden geschworen.

Noch stehen hier diese Säulen, und trauernd geht ein jeder vorüber, der ihren Werth kennt, der aber nicht nach Gold und Geld zu schätzen ist.

Unnütze Zier und leicht zu ersetzende Stützen stehen sie noch in den Kunstsälen, die des fremden Raubes viel verwahren.

Entheiligt aber ist ihr altes, stattliches Amt dadurch, daß vier derselben im Louvre den Thronhimmel tragen, unter welchem Buonaparte oft ein verderbendes Urtheil über uns gehalten.

Wir bedürfen der Pfeiler gar viele, denn ein herrlicher und gewaltiger Bau ist es, den wir aufzuführen gedenken; warum wollen wir länger diesen Thronhimmel stützen, unter welchem unheimlich noch ein böser Geist umgeht, bevor er nicht ganz zerfallen!

Paris, im September 1815.

F. F.

Die neuen Diplomatiker.

Seit zwei Jahren hat das deutsche Volk Ursache gehabt, mit seinen Unterhändlern unzufrieden zu seyn; denn es hat diese Unzufriedenheit geäußert, und jene, nicht etwa hier und da, sondern überall, getadelt. Wenn aber einmal das Volk etwas thut, so hat es Gründe dazu, und diese Gründe sind jedesmal wirkliche, keine eingebildeten! Jetzt hat sich aber auf einmal die Stimme gegen unsere Diplomatiker geändert; sie müssen sich also selbst geändert, und mit ihrem Volke übereinstimmend gehandelt haben. Sie haben zwar nicht erreicht, was das Volk und sie gewollt. Dennoch ist ihr Ansehen gestiegen, ein Beweis, daß es nicht wahr ist, daß das Volk nur nach dem Erfolge liebt oder haßt, dennoch haben sie unschätzbar mehr erreicht, als andere Male, wo sie die Volksstimme hintansetzten, und nur einer Furcht- oder Erschleichpolitik anhingen. Sie haben von Frankreich doch einige Geldentschädigung erzwungen, und die Länder, welche seit der Revolution von Deutschland abgerissen worden. Der Betrag ist zwar völlig unbedeutend, aber nicht, daß vor aller Welt ausgesprochen ist: daß wir die Integrität Deutschlands fodern, und, können wir sie jetzt nicht erhalten, sie vorbehalten: daß als Grundsatz lebendig in aller Völker Herzen und Verstand geschrieben wurde, daß jedes Volk ein Ganzes, Untheilbares ausmache, daß alle rechtlichen oder widerrechtlichen, gewaltsamen oder erschlichenen Verträge über Abreißung eines Volks-

stücks ungerecht, unkräftig, ungültig sind, und mithin aufgehoben werden, sobald das benachtheiligte Volk im Stande ist, sie aufzuheben.

Was naturwidrig ist, was volkswidrig ist, ist rechtswidrig! Wer ein Volk zerreißt, ist und bleibt ein Räuber; und keine Verträge können ihn sichern, daß man ihm Wort halte. Diese elende, dumme Moral: „daß man auch dem Räuber und Mörder Wort halten müsse," hat uns ganz aus der Welt geschoben, und uns den Fremden, die gar keine Moral hatten, zum Spielball gemacht. Diese durften nur kommen, und uns einen Vertrag abzwingen oder abbetrügen; so konnten sie sicher seyn, daß wir so dumm seyn würden, zu glauben, wir müßten ihn heilig halten, bloß weil es einmal Vertrag hieß.

Wenn der Grundsatz unter den Staaten laut aufgestellt würde: daß kein Staatsvertrag gültig ist, der ein Volk zerreißt; so würden wir bald aller Kriege los seyn. So lange Franzosen und andere wissen, daß wir unnatürliche Länderverträge halten, so lange werden sie nicht aufhören, uns zum Besten zu haben, und zeitlich aus uns Riemen zu schneiden, wie Elsaß, Lotharingen und die Niederlande ein zusammenhängender Riemen um Frankreich sind, den es uns abgeschnitten hat, und den sogar manche, als zur Integrität Frankreichs gehörend, jetzt gelten ließen, weil obiger Grundsatz noch nicht klar erkannt und ausgesprochen ist. Also! europäisches Gesetz sey das Naturgesetz: Kein Vertrag gilt, der ein Volk zerreißt; so wie kein

ner, der über die Abhauung eines menschlichen Gliedes geschrieben würde.

Elsaß u. s. w. werden demnach nicht aufgegeben, wenn sie jetzt auch den Franzosen gelassen werden müssen. Es ist für diese schon ein lästiger Besitz, zu wissen, daß wir sie darin nicht anerkennen, immer befürchten zu müssen, daß wir uns mit ihnen in stillem Kriegsstande betrachtrn, und kommen, um sie für den Raub zu strafen, sobald wir nur können.

Der zweite große Gewinn, den wir und die Diplomaten von den jetzigen Verhandlungen in Paris haben, ist für sie die dankbare Anerkennung ihres Eifers für die Richtigkeit der Staatsgrundsätze und ihrer guten Gesinnung für das Vaterland — für uns, daß wir Vertrauen gefaßt haben zu unsern Fürsten und ihren Räthen, daß wir hoffen, es werden die Früchte unserer Anstrengungen nicht leichtsinnig oder überklug weggeworfen, daß wir deßhalb zu rechter Zeit bei der Hand seyn werden, wenn es gilt, unsere unveräußerlichen Rechte als Volk, unsere Glieder zurückzuholen. Jetzt ist kein Deutscher mehr, der sich nicht sagt: Elsaß, Lotharingen und Niederland müssen wieder unser werden; keiner, der wähnt, Frankreich sey im rechtlichen Besitze dieser Länder; keiner, der nicht alles beitrüge, seine Fürsten und deren Räthe zu unterstützen, wenn diese sagen: wir ziehen aus, um unsere Leibesglieder zu holen. Denn das Volk ist gläubig geworden — Fürsten und Räthe haben das Vertrauen verdient.

Das deutsche Volk kann keinen Dank decre-

tiren; es kann weder seinen Helden, noch seinen Fürsten und Diplomaten die Bürgerkrone aufsetzen. Daran sind diese selbst Schuld. Indessen dankt jeder im Herzen, bis solche Einrichtung auch für unser Volk möglich ist, daß es einen eigenen Willen haben und äußern, daß es seinen Fürsten und Räthen danken kann. Man sollte denken, es müßte selbst für unsere Fürsten und Großen eine betrübte Lage seyn, für alles Gute und Edle und Wahre, was sie thun, nicht öffentlich anerkannt werden zu können, da es an der dazu nöthigen Verfassung fehlt. Mögen unsere Führer sie zu ihrem eigenen Besten geben.

Was daher an uns ist, sprechen wir aus zum Dank für die Bemühungen unserer Diplomaten, wir sprechen aus, daß, so weit unser Ohr gereicht, es Töne von Anerkennung und Dankbarkeit für unsere Staatsmänner und Fürsten in Paris vernommen hat. Möge diese geistige Einheit des deutschen Volks mit seinen Fürsten die erste Morgenröthe seyn von dem lange ersehnten Tage, an dem auch die äußere physische Einheit in Verfassung und Oberhaupt errungen wird! — Dank euch, die Bürgerkrone euch, tapfere Staatsmänner, das ewig und natürlich Rechte wollende Fürsten!

Aus de Pradts Geschichte der französischen Gesandtschaft in Warschau im Jahre 1812.

Napoleon hatte sich in den russischen Krieg mit eben dem Leichtsinne gestürzt, vermöge dessen

er die Lage der Dinge immer anders voraussetzte, als sie wirklich war, und sich auf sein gutes Glück verließ. Für ihn nehmen die wichtigsten Angelegenheiten die Farbe bloßer Phantasien an. Zuletzt entwischte ihm, in Beziehung auf Polen, das Geständniß: „daß die Wiederherstellung desselben eine Laune gewesen sey.“ Ein fürchterliches Geständniß! Abgesehen von ihm selbst, wurde dieser Krieg durch niemand so sehr gefördert, wie durch unruhige Köpfe in Polen, und durch eben so unruhige Köpfe, welche im Herzogthume von Seiten der französischen Regierung angestellt waren. Es kam kein Pole nach Paris, der die Wiederherstellung des Reichs nicht aus allen Kräften betrieben hätte, so daß der Kaiser über diese Zudringlichkeit bisweilen unwillig wurde. Auf der andern Seite waren alle Depeschen, welche aus dem Herzogthume anlangten, voll von Schilderungen der Ungeduld und des guten Willens der Polen. Der Herzog von Bassano selbst hatte sich für den Beschützer der Polen erklärt; er wurde von ihnen belagert, und bezahlte den Weihrauch, den er von ihnen erhielt, mit Verheißungen. Alles, was Pole war, bezauberte ihn, und in jedem sah er einen Malachowski, einen Makranowski; er sprach von den Polen, wie von Paladinen und von der Blüthe der Ritterschaft, und jede Einwendung beleidigte ihn in einem so hohen Maße, als ob er ein Abkömmling der Casimire und Jagellonen gewesen wäre, nicht der Sohn eines Aeskulaps von Dijon. Für ihn war es genug, daß der Verstand seines Herrn sich nach dieser Seite wand-

te, um mit allen Segeln dieselbe Richtung zu nehmen, und alle Winde zu benutzen.

Anzeige.

Das Lied der Nibelungen. Metrisch übersetzt von D. J. G. Büsching. (Preis auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr.)

Wir zeigen hiermit die Erscheinung dieser schon vor zwei Jahren von uns angekündigten Uebertragung unsers ältesten und herrlichsten National-Epos an. Ueber den Werth und die Wichtigkeit desselben ist unter allen Freunden und Kennern der vaterländischen Poesie nur Eine Stimme. Aber das Original ist nur denjenigen verständlich, die aus der altdeutschen Sprache ein eigenes Studium gemacht haben. Um das treffliche Gedicht auch denen zugänglich zu machen, welche zu einem solchen Studium nicht Zeit oder Lust haben, hat Herr D. Büsching, dessen Verdienste um die altdeutsche Literatur rühmlichst bekannt sind, und der zu einer solchen Arbeit den schönsten Beruf hat, dasselbe in unsere jetzige Sprache übertragen, und diese Uebertragung, welche auch demjenigen, der sich in der Folge mit dem Original selbst bekannt machen, oder sich das Studium desselben erleichtern will, zum sichersten Führer dienen wird, verdient wegen der Treue, womit sie das Versmaß und die ganze äußere Einfachheit und Alterthümlichkeit des Originals beibehält, vor allen andern den Vorzug.

Leipzig und Altenburg, im October 1815.

F. A. Brockhaus.

(Ist in allen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Baades 9s Stück.

Deutschlands Naturgrenze gegen Frankreich, wie sie uns der künftige dritte punische Krieg geben muß.

(Von Carl Müller, Verfasser der Schrift: Ueber Dijon nach Paris.)

Zum zweiten Male sind wir Herren von Frankreich! Und so sollte es wohl an der Zeit seyn, ein Wort zu sprechen über die Grenze, welche gezogen werden muß, wenn Frankreich dauernde Beruhigung, wir aber selbstständige Sicherheit erlangen sollen.

Mehr als einmal hat das neuere Frankreich unter der Waffen Uebermacht seine Grenzen vorgerückt und neu gezogen; es wußte nicht, wohin und wie weit es gehen sollte, wie die brausende Jugend ihrer Kräfte kein Maß kennt. Mehr als einmal haben die Nachbarn, hat der Deutsche, unter der Waffen Mißgeschick, mit unübertroffener Geduld, die neu geborne Grenze angenommen; er war nicht Eins in sich, und wagte nicht, sein Alles gegen Alles zu setzen, wie das reifere Alter gern das Gewisse vorzieht dem möglich Bessern.

Endlich aber, als das für Gewiß eingehandelte gar nie sicher werden wollte, ist ihm

die Geduld ausgegangen, und er hat sich aufgemacht, und einen tüchtigen Anlauf genommen, und hat die jugendlich übermüthigen Knaben mit starkem Arme zurückgeworfen, bis zu einem Punkte, wohin er vorhin selbst nicht gedacht. Und das war das Unglück! Zurückgedrückt war nun wohl die gährend übergetretene Masse; aber da war niemand, der zu sagen vermocht hätte, wie weit sie denn eigentlich zu Recht künftig wieder vortreten dürfe. Von Papier einen magischen Grenzstreifen haben wir hingeleimt unterhalb des Kesselrandes, und sind guter Dinge davon gegangen.

Aber die Masse ist noch einmal aufgegohren und übergelaufen, und hat, wie billig, unserer papiernen Sicherheit spottend, ringsum verheert, was sie zu erfassen vermocht. Und wiederum haben wir her gemußt, und haben sie wieder zurückgearbeitet, weiter noch, denn zuvor: werden wir noch nicht wissen, wie weit wir sie wieder vor lassen dürfen? Wer den kochenden Brei im Kessel halten will, muß den Rand haben!

Man sage nicht, dieß Beispiel sey unedel gewählt. Wer mag im Zorne die Worte wählen, und wer mag nicht zürnen, wenn so nahe Liegendes übersehen worden? Wäre es möglich, glühende Lava im Krater zu halten, so müßte das geschehen durch Aufsicht und zweckmäßiges Eingreifen oben am Rande; hat die Masse diesen überstiegen, so halten sie Felsenmauern nicht. Wir aber, wir lassen die Lava des Revolutions-Kraters und des Franzosenthums her-

überhangen über den Rand der Ardennen und Vogesen überall, und erwarten, daß sie oben stehen bleiben soll, versteinert wahrscheinlich von heiliger Scheu vor der Offenheit unserer Grenzen.

Wahrlich, es ist nicht leicht, hier gleichmüthig zu bleiben; doch aus schuldiger Ehrfurcht gegen einen großen Staatsmann, der das Rechte frei und wahr vorgeschlagen, und dem Vernehmen nach kein Gehör gefunden hat, legen wir kalt und ruhig hin, was gesunder Verstand und Philosophie in Deutschland über unsere Abgrenzung mit Frankreich denken, sagen, wünschen, fodern.

Man hat in diesen Tagen viel geschrieben, und auch wohl gelesen, über Völkergrenzen. Man hat gesprochen von geschichtlichen, von sprachlichen, von physischen Grenzen; aber was machen wir mit der Eintheilung?

Die geschichtliche Grenze soll seyn eine solche, die wir schon einmal gehabt. Nun ist Grenze an sich jede scheidende Linie (wörtlich eine umrandende). War diese früher gut gelegt, so thun wir schon recht, sie wieder zu nehmen; aber wir sind damit um kein Haar breit gebessert, wenn sie, wie doch wohl möglich, früher schlecht war. Auf das Princip kommt es an, nach welchem die Grenze gezogen, nicht darauf, daß sie es geschichtlich schon einmal gewesen.

Die sprachliche Grenze ist eine solche, die gezogen ist nach den Windungen der Sprachberührung zwischen zwei Völkern und Volksthumen. Jahn und Arndt haben diese meisterhaft

hervorgehoben und empfohlen. Zu leugnen ist nicht, daß sie damit ein Princip aufgestellt haben, das durchaus nicht unbeachtet bleiben darf, aber es ist zu geistiger Natur, um allein zu stehen, und bedarf einer mehr körperlichen Anlehne. Der Grenzbewohner ist kein Grenzpfahl, sondern geht zum Grenznachbar, und empfängt diesen bei sich. Er spricht beide Sprachen, weil er sie braucht. Er hat ähnliche Sitten, Gebräuche, Neigungen mit jenem, weil Lebensweise und Himmel gleich sind. Kurz, Sprachen und Volksthume verschwimmen in einander in Grenzorten, und ihre scheidende Kraft verläßt uns gerade da, wo wir sie brauchen.

Das allzu Geistige der sprachlichen Bezrenzung haben diejenigen vermieden, die eine physische Grenze fodern. Da indessen auch willkürlich gesetzte Grenzsteine oder aufgeworfene Erdhügel, oder eine chinesische Mauer, sämmtlich unter die Dinge gehören, die eine physische Grenzlinie bilden können: so ist schon klar, daß auch hier nichts ankommt auf die physische gezogene Linie, sondern auf den Grundsatz, nach welchem sie zu ziehen; und da man ferner hier als physische Trennmittel, und noch dazu der bessern Art, nur gar zu häufig noch Ströme und Gebirge zugleich nennt, von denen doch eins das andere völlig ausschließt; so wird wenigstens wahrscheinlich, daß über das eigentlich Scheidende auch in der physischen Begrenzung die nöthige Klarheit noch nicht überall herrschen müsse.

Den seyn sollenden Unterschied zwischen na-

türlichen und Naturgrenzen lassen wir, als zu haarfein und völlig unfruchtbar, liegen. Diejenigen, die davon sprechen, meinen in der Regel eine Grenze, gezogen nach physischen und sprachlichen Bestimmungen zugleich; und sie sind der Wahrheit am nächsten, wenn sie Sprache und Gebirg als Princip der Völkerbegrenzung anspreschen. Einen kleinen Schritt weiter, und sie hätten es ganz getroffen, hätten gesagt: „Gebirg und Sprache." Denn vor muß das physische Trennmittel, wo Physisches geschieden werden soll, und billiger schmiegt sich mit Hülfe des menschlichen Einwirkens das Bewegliche dem Festen an, als umgekehrt. Sie fühlten wohl, daß Sicherung die löblichste Eigenschaft einer Grenze sey, und daß ein Gebirge deren am meisten gewähre; aber sie waren ungewiß, welchem der beiden Grenzvölker diese Sicherheit und diese Grenze rechtlich zustehe, oder wie beide sich darein theilen sollten. Sie sahen ferner, daß nicht überall schützende Gebirge zu finden waren zwischen Volk und Volk, sondern oft nur unbedeutende Höhenzüge; und dem gemäß nahmen sie nun das klar erkannte, geistig scheidende Princip vor, um, der Sprache folgend, so ungefähr in der Richtung von Gebirgen und Höhenzügen hin eine Art von Grenze zu finden, durch die denn freilich das nicht ganz klar aufgefaßte physisch scheidende Princip überschritten wurde, bald unerreicht blieb. Dieß physisch scheidende Princip aber ist nichts anderes, als die Wasserscheide; und nur die Grenze mag Naturgrenze genannt werden, die nirgends ein natürlich

fließendes Wasser berührt oder durchschneidet.

Also die Wasserscheide auf Gebirgen und Höhenzügen, durchaus begleitet von der Sprache, macht allein natürliche Völkergrenzen.

Diese allgemeine Regel, dieses scheidende Princip verläßt uns nie und nirgends in der Anwendung, da zwischen den ersten Hochgebirgen und den verflachtesten ihrer Auslaufer und Höhenzüge noch immer der Zusammenhang der Wasserscheide bleibt, und da bekannt ist, daß man von Lissabon bis Irkuzk wandern kann, ohne Steg und Brücke nothwendig zu haben.

Dieß Princip steht fest und unwandelbar, weil man nicht leicht Berge versetzt, dient also, das wandelbare, geistig scheidende Princip der Sprache und Volksthümlichkeit zu festigen, und daran hinzulehnen, so daß das Geistige dem Körperlichen genau folge, es nirgends überrage, es aber auch nirgends unerfüllt lasse.

Dieß Princip hat Wahrheit, beruht auf Wahrheit und nicht auf Täuschung. Denn wenn wahr ist, was Erfahrung und Geschichte bestätigen, daß der Nationalreichthum und die Kraft eines Volks nicht in seinen äußersten Gebirgrändern hangen bleiben, sondern von selbst sich den Hauptströmen und den fruchtbaren Niederungen zusenken; so ist auch wahr, daß der Anwohner der Wasserscheide, ist nur sonst alles gleich, von Natur schon geneigt seyn muß, lieber seinem Abhange zu folgen, und demjenigen Wasser, welches ihm das nächste ist; denn warum

ſollte er, mit Ueberwindung der Höhe, jenſeits erſt ſuchen, was er diesſeits ſchon hat?

Dieß Princip iſt einleuchtend dem bloß geſunden Menſchenverſtande, und bedarf keiner gelehrten Unterſuchungen diplomatiſcher Kunſtkenner. Von Gemeinde zu Gemeinde zieht jeder Grenzdorfrichter ſeine und des Landes Grenze unbedenklich ſelbſt, weil er, ſeinen Augen und der höchſten Höhe folgend, ſchon weiß, welcher Bach rechts abfällt, und welcher links.

Dieß Princip endlich, einmal erkannt und angenommen, hebt zwiſchen Grenzvölkern jede Eiferſucht, die aus der Idee von Uebervortheilung oder aus dem Schmerze jetzt zugeſprochenen Verluſtes entſtehen könnte, indem es auftritt unter der Form und in der Eigenſchaft eines allgemein gebietenden und gleich wägenden Naturgeſetzes für und gegen alle Völker. Denn nur gegen Geſetze, die Ausnahmen möglich machen, und gegen den vermeidbaren Schmerz erhebt ſich der Menſch murrend und anſtrebend; aber wer hat je daran gedacht, ſich aufzulehnen, z. B. dagegen, daß es in Schweden kälter iſt, als in Neapel, oder dagegen, daß alle Menſchen ſterben?

Zwei politiſche Gründe, die vielleicht eher eingehen auf den practiſchen Staatsmann, können beitragen zur Annehmbarmachung dieſer Art von Natur- und Völkergrenzen. Sie ſind hergenommen von dem innern Wohle der Staaten und von der äußern Sicherheit derſelben.

Erheben wir uns einmal ſchwebend über unſern Erdball, und betrachten wir ihn nach Vo-

gesicht von oben her, so werden wir finden, daß alles Land, was wir unter dem Namen der Welttheile als geschieden kennen, und alle Völker, die darauf wohnen, gerade in der allergünstigsten und leichtesten Verbindung stehen durch das große Band des allgemeinen Weltmeeres. Betrachten wir unsern Welttheil näher, so werden wir auf ihm finden eine Menge Vertiefungen oder länglicher Becken, von Hochgebirgen ab dem Meere zugehend, und in jedem derselben wieder einen Silberstreifen, den Strom, der alle Quellen, Bäche und Flüsse seines Beckens aufnimmt, und dem Meere zuführt. Jedes dieser Becken oder Stromgebiete, nur mit billiger Ausnahme der unbedeutenderen, kann ein Volk aufnehmen und einen Staat bilden. Es können aber auch mehrere, besonders nach einer Richte hin abfallende Stromgebiete, wenn Völkerschaften gleiches Namens sie bewohnen, zu einem Volke zusammenwachsen, gleichviel, ob schon wirklich Eins, oder im Staatenbunde einweilig zusammengehalten; aber welches auch der Fall seyn mag, ein Stromgebiet, oder drei und viere, immer wird das Volk, das ihn oder sie bewohnt, mit seiner Regsamkeit und Gewerbsamkeit dem Meere zustreben, und Theil nehmen wollen durch seinen Strom oder seine Ströme an dem allgemeinen Weltinteresse, was dort unten allein seine Befriedigung finden kann, wo alle Grenzen einander berühren, und alle Völker wie um einen reichen Tisch herum gelagert. Daher muß man ein Volk sich gar nicht anders denken, als das Gesicht dem Meere zugekehrt, und

den Rücken gelehnt an die Gebirge, denen die Ströme entspringen.

Sollen aber Völker und Staaten diesem natürlichen Streben ruhig folgen können, so müssen sie im Rücken sich sicher wissen; müssen nicht immer gezwungen seyn, den Nacken zu wenden nach dem, was fremdstammig hinter ihnen droht auf den eigenen Bergen; müssen all ihr Wassergeäder frei haben im ganzen Becken, und müssen nicht die von Gott geschenkte Freistraße, den Strom, und ihren Platz am Tische durch Schlagbäume und feindliche Festen verscharrt finden.

Klar wird hier zugleich die Kurzsichtigkeit oder Böswilligkeit derer, welche nicht aufhören, uns Ströme anzupreisen als Naturgrenzen. Der Strom ist dem Volke und Staate das innere Lebensprincip, die Grenze das äußere; wie kann, was innen ist, je dienen statt des Aeußern, wie je das Mark statt der schützenden Knochenröhre? Der Staat, dem man den Thalweg als Grenze aufgedrungen, dem hat man die Lebensader der Länge nach aufgerissen. Mit der Stromgrenze hat der Feind allemal schon die Hälfte des Landes und des Beckens, das einem Volke immer ganz gehört. Soll die andere Hälfte gegen den feindlichen Angriff und auch gegen mögliche Ueberraschung gesichert seyn, so verschlingt die Anstrengung ewiger Waffenbereitschaft jede Spur von Volksglück und Staatenwohl, und es wird am Ende doch nichts gesichert.

Und hier kommen wir auf den zweiten Punkt, nämlich auf die größere Sicherheit der Staaten

von außen her, in so fern diese gewinnen muß durch die vorgeschlagene Naturgrenze der Wasserscheide. Die Wasserscheide nämlich ist immer das Höchste zwischen zwei sich berührenden Stromgebieten. Nun weiß aber jeder Knabe, daß er sich am besten vertheidigt, wenn er oben steht auf der Höhe, wo er den Feind kommen sehen kann; und sicher macht er gar keine Umstände, sich auslachen zu lassen, wenn er es einmal versehen, und sich hinter dem Berge am Abhange aufgestellt hätte. Sollen wir erst noch die Anwendung machen?

Zwar ist wahr, daß keine Grenze unbezwingbar ist an sich, und die höchsten Alpen sind in alter und neuer Zeit überstiegen worden: aber man frage doch einmal den denkenden Krieger, ob unter allen nicht immer noch die Berggrenze die festeste ist, und am leichtesten zu vertheidigen, wenn man die Wasserscheiden hat? Schon der Ruhm, den die Alpen-Ueberwältiger davon getragen, zeugt ja, daß ihnen Schwieriges gelungen. Oder sollte vielleicht eine Reihe Grenzpfähle mit schön gemalten Landeswappen hinterm Berge eine festere Stellung geben? Daß Flüsse und Ströme es nicht sind und seyn können, ist schon erwähnt. Auch bleiben diese ja dem Krieger als zweite Linie rückwärts, wenn die erste auf den Höhen nicht zu halten war; denn Militärlinie können sie seyn, nie Grenzlinie, was man doch endlich aufhören sollte zu verwechseln. Von Festungsreihen, als der wahren Wahrgrenze der Staaten, spreche man hier nicht; denn diese geben wir ja darum nicht auf, und ihrer Schutz-

und Trutzkraft kann nichts abgehen dadurch, daß das vorliegende Land bis zur Naturgrenze auch noch unser ist.

Kein Volk darf Fremdartiges in sein Stromgebiet herüberhangen lassen, sonst säet es ihm selber Krieg und Verderben, weil, vermöge der natürlichen Schwerkraft, das Ueberhangende immer tiefer herabdrückt, und drücken muß. Wer seinen Feind am Abhange über sich stehen läßt, muß über Nacht gewärtigen, ihn im Lager zu haben! Hinausgetrieben muß das Fremde werden, oder eingeheimt, und wäre es auch nur, um es nicht weiter kommen zu lassen. Hinauf muß das Volk bis zum höchsten Rande seines Strombeckens, und wäre es auch nur, um den freien Blick jenseits zu gewinnen. Daher ist das verrufene System des Abründens bis hieher vollkommen gerechtfertigt; und was man auch gegen Eroberungskriege überhaupt mit Recht sagen mag: den Eroberungskrieg, der zur natürlichen Grenzsicherheit und Ganzheit eines Volks führt, muß jedes Volk früher oder später doch anfangen, wenn es nicht als unreife Frucht am großen Baume der Völkerentwickelung vor der Zeit absterben und abfallen will. Hat dieses alles ein abgedrungener Vertheidigungskrieg zufällig mitgegeben: welche Politik mag fodern, es fahren zu lassen, um es von neuem zu erobern?

So viel von Natur- und Völkergrenzen überhaupt; jetzt zur Anwendung auf unsere und Frankreichs endliche Auseinandersetzung:

Unser Grundsatz war: die Wasserscheide auf Gebirgen und Höhenzügen, durchaus begleitet von

der Sprache, macht allein natürliche Völkergrenzen, oder: Wasserscheide, Völkerscheide! nämlich wo Völker sich berühren. Also, von da an, wo ein Tropfen Wassers in die Aa, Lys, Skarpe, Schelde, Sambre, Maas, Mosel, Ill, Birs, und überhaupt in das Stromgebiet des Rheins fällt, von da an ist der Boden nichtfranzösisch, oder, wenn man will, niederländisch, deutsch, schweizerisch; von da an aber, wo einer abfließt durch Doubs oder Saone ins Rhonegebiet, oder durch Aube, Marne, Aisne, Oise ins Seinegebiet, von da an wollen wir nichts haben, und mag dieses Alles, selbst das Rhonegebiet, für uns den Franzosen verbleiben. Das Rheingebiet aber und das der Seine sind geschieden durch den Jura, die Wasgau-Ecke und die Ardennen; also der fortlaufende höchste Kamm dieser Gebirge und Höhenzüge ist unsere Grenze und die der Franzosen.

Wir ziehen diese Linie hier aus, den Guten zur Ergötzlichkeit, den Andern aber zum Aergerniß, und nennen, so weit Karten ausreichen, die Grenzörter, welche einmal aufhören müssen, französisch zu seyn.

Fangen wir oben an bei Chaux de Fond, an der Grenze des Fürstenthums Neufchatel, so haben wir über den Quellen der Suse, Münster, Sorne, Birs, (Dép. Haut-Rhin) die Orte: Rennes, Ferriere, Penchapatte, Seignelegier, Labrosse, Lesenfers, Montalon, Burignon, Lützel;

Ueber den Quellen der Largue, des Dolleren, und überhaupt der Ill: Levoncour, Aus

ßen, Ober- und Nieder-Sept, Frieſen, Merzen, St. Leger, Elbach, Wolfersdorf, Laubach, Brechemont, St. Cosmus, Bretten, Morsweiler, Niederbrücken, Sewen;

Ueber den Quellen der Moſel: Tillot, (Dép. des Vosges), Remonchamp, Remiremont, Ravon, Hadel, Donnoux, Girancour, Harol, Eſſesle, Jeſonville, Dommartin, Esley, Montreux;

Um die Quellen der Maas herum: Ligneville, Dombrot, Martigny, Lamarche, (Dép. Haute-Marne), Morimont, Frenay, Pouilly, Avrecour, Recour, Bonnecour, Montigny, Ringecour, Noyers, Daillecour;

Und nun die Maas hinab: Clesmont, Perüſſe, Longchamp, Conſigny, Clinchamp, Challevraine, Semilly, Prey, Fauche, Allianville, (Dép. des Vosges noch einmal), Brechainville, Chermzey, Seraumont, (Dép. de la Meuse), Vaudeville, Vouthon, Girovillier, Delouze, Brouſſey, Naives, Braux, Saux, Couſanzes, Menil au Bois, Rupt, Lauvante, Courouvre, Heppe, Senoncour, Lempire, Nixeville, Perche, Bethainville, Froide-Fontaine, Monzeville, Esnes, Hautecour, Malancourt, Montfaucon, Epionville, Lagrange au Bois, Romagne, (Dép. Ardennes), Andevanne, Baricour, Nonart, Foſſe, Haricour, Germont, Belleville, Lechesne, Louvergny, Bouvelemont, Lahorgne, Pierrepont, Launoy, Dommery, Epron, Marlemont, Liart, Havy, Murby, Foulzy, Arvillers, Beaulieu, Regniowez, (Dép. Jemappes), Bouplers, Chimay;

Ueber den Quellen der Sambre: Villers Monceau, Momegnies, (Dép. du Nord), Four-

mies, (Dép. de l'Aisne), Clairfontaine, Lacapelle, Fontenelle, Louzy, Bergue, Wassigny, Mennevrel, Bohain, Sebencour, Frenot, Montrehain, Estrees, Lecastelet, Bellicourt, (Dép. de la Somme), Roisselle, Hescour, Sorel, Mesnil, (Dép. Pas de Calais), Riencourt, Bapaume.

Hier verläßt uns, selbst auf guten Karten, der sichtbar eingetragene Zug der Ardennen; aber der Abfall der Gewässer, den wir sehen, sagt uns schon, daß die Ardennen nicht aufhören, wäre auch nicht bekannt, daß sie selbst nach England übersetzen, um dieß zu tragen. Sie sind verflacht durch Theilung. Auf den Höhen von Wassigny nämlich, zwischen Nouvion und Bohain, spalten sich die Ardennen in drei Arme: Der rechte scheidet die Wasser der Sambre und Schelde, geht nordwärts auf Mons, und kommt, als durchaus nicht-französisch, hier nicht weiter in Betracht. Der linke hält die Wasser der Oise, das Terrain der Exte und der Andelle zurück von der Somme, Bresle, Yere, Bethune; er geht St. Quintin, Hamm, Montdidier rechts, Forges, Cailly links lassend, ungefähr über Yvetot und Benarville auf Fecamp. Der mittlere, um den es uns hier eigentlich zu thun ist, muß bei Kay-Blanknez ausstreichen, denn er trennt in dieser Richtung die Wasser der Schelde, Skarge, Lys, Aa von denen der Canche, Ternoise, Planchette, Livanne und des schon nicht französisch klingenden Wimmereus. *) Diese Linie ausgezo-

*) Auffallend sind hier eine Menge fremder, besonders englisch beendigter Namen, z. B. Basinghem

gen würde von Bapaume aus ungefähr berühren:

Um die Quellen der Schelde herum: Grehsvillers, Achiet, Hannes-Camps, Humber-Camps, Saulty, Warluſel, Roullcourt, Blavincourt, Ambrines, Mazieres, Averdoing, Oſtreville, Boom, Fiefs, Presdefin, Lisbourg, Crepy, Canlers, Hersly, Manninghem, Wicquinghem, Becourt, Senlecque, Verval, Brunembert, Langueville, Nasbringhem, Colemberq, Hermelinghem, Caſſiers, Landrethun, Leubringhem und Wiſſan. *)

(ſonſt wahrſcheinlich —ham), Ervelinghem, Halinghem, Manninghem, Morninghem, Tardinghem, oder ſonſt engliſch klingender, z. B. Baingthun, Vertingthun, Carly, Samer, Quen, woraus die Franzoſen Quend gemacht haben. Was wäre es denn überhaupt für ein Unglück, wenn wir, was in dem Dreieck von Wiſſan, St. Quintin und Fekamp liegt, d. h. das Somme-Gebiet, was weder zum Rhein-, noch Seine-Gebiet gehört, als einen eigenen kleinen Erdabfall betrachteten, der fähig und beſtimmt wäre, die Engländer für ihre Anſtrengungen zu entſchädigen, und ſie mit einer kleinen, aber wohlgelegenen Colonie ſcheidend eintreten ließe zwiſchen Niederland und Frankreich? England beſitzt deutſches Land und deutſche Küſten. Es muß doch wohl glauben, ſie behaupten zu können; ſollte es ſich gegen Frankreich nicht daſſelbe zutrauen? Oder iſt ſo etwas nur in Deutſchland erlaubt?

*) Wem ausführliche Karten nicht zur Hand ſind, der kann auf jeder allgemeinen dieſe Linie ſich ziehen, wenn er ſie legt zwiſchen Delmont (rechts) und Porentrui (links), zwiſchen Altkirch und Befort, zwiſchen Thann und Faucogne, zwiſchen Remiremont und Plombieres, zwiſchen Epinal und Xerligny, zwiſchen Ligneville und Darney, zwiſchen Lamarche und Monthureux, zwiſchen Montigny und Langres, zwiſchen Bourmont und Chaumont, zwiſchen Neufchateau und Joinville, zwiſchen Commercy und Bar le Duc, zwiſchen Verdun und Clermont, zwiſchen Sivry und Varennes, zwiſchen Beaumont und Grand-

Uebrigens sieht diese lange Namenliste furchtbarer aus, als sie ist. Sie schneidet von Frankreich nur ab:

			Einwohner.
Das Dép.	Haut-Rhin	zu $\frac{3}{4}$	286,713
— —	Vosges	— $\frac{4}{5}$	247,136
— —	Haut-Marne	— $\frac{1}{11}$	20,602
— —	Meuse	— $\frac{4}{7}$	157,656
— —	Ardennes	— $\frac{1}{2}$	129,612
— —	Aisne	— $\frac{1}{18}$	23,665
— —	Pas de Calais	— $\frac{2}{3}$	44,404
— —	Bas-Rhin	ganz	448,483
— —	Meurthe	—	342,107
— —	Moselle	—	353,788
— —	Nord	—	774,450
			S. 2,828,616

pré, zwischen Mezieres und Rhetel, zwischen Chimai und Hirson, zwischen Bohain und Guise, zwischen Castelet und St. Quintin, zwischen Bapaume und Peronne, zwischen Arras und Doulens, zwischen Bethune und St. Pol, zwischen Fruges und Montreuil, zwischen St. Omer und Desurennes, zwischen Calais und Boulogne. Sind diese hier deutsch geschriebenen Namen darum noch nicht deutsche, so würde aus alten Chroniken, und wenn die Regierung auffoderte, aus alten Kirchenbüchern bei den meisten wohl die altdeutsche Benennung sich wieder auffinden lassen. Wo dieß nicht ausreichte, müßte man übersetzen oder neu taufen; denn hier thut der Name etwas zur Sache.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 10s Stück.

Die neuen Obscuranten im Jahre 1815.

Dem Herrn geheimen Rath Schmalz in Berlin und dessen Genossen gewidmet.

„Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen — das thue ihnen nicht erst! —"

Zu jener Zeit, wo ein frecher Geist der Ungebundenheit und des Uebermuths seinen Thron im Mittelpunkte eines Volks errichtet hatte, dessen Leichtsinn allein fähig war, in jenem Grade ihm zu huldigen, da ward es allerdings unumgänglich nothwendig, seinen schädlichen Einflüssen auf die Sicherheit und Ruhe anderer Staaten, Dynastien und Staatsbürger zweckmäßige widerstrebende Maßregeln entgegenzusetzen. Wohl sprüheten bald hier und dort die Funken, welche von dem großen Brander jenseit der deutschen Grenze über den Rhein herübergeflogen waren, und drohten verderbend, wie griechisches Feuer, sich festzusetzen. Erschreckt, und wie es gewöhnlich geht, wenn man den Kopf verliert, griff man falsch in der Wahl der Mittel dagegen, und so ward es der erwachenden Partheisucht nur zu leicht,

sich in eine Sache zu mischen, die auf der einen Seite lediglich Angelegenheit der Polizei hätte bleiben sollen, während auf der andern Seite man es mit einer gar bald sich immer mehr entwickelnden Riesenkraft aufzunehmen wagte.

So kam es, daß der damals schon hinlänglich gewürdigte Obscurantismus gegen den sogenannten Jacobinismus in die Schranken trat. Was anfänglich nur Gebot und That der Vorsicht war, das artete bald in eine Sucht aus, die man sehr passend mit dem Namen „Jacobiner-Riecherei" belegt hat. Ueberall ahnete man das Daseyn einer Propaganda der Jacobiner, und jede verständige, auch die gemäßigste Aeußerung über vernünftige politische Freiheit der Völker und deren natürliches Verhältniß zu den Thronen wurde verschrien, mit dem Titel „Jacobinismus" gebrandmarkt.

Jeder helle Kopf sah sich damals eine Zeit lang in Gefahr, und so war es gewiß für Spartacus-Weishaupt ein Glück, daß er schon einige Jahre vorher seine Freistätte unter dem Schutze Herzogs Ernst des Erleuchteten und Gerechten zu Gotha gefunden hatte; denn wie wenig hätte damals dazu gehört, um zu Ingolstadt den Geist eines sancti officii, unter dem Vorsitze eines Paters Frank, Kreitemeyer, Dumhof und Genossen, triumphiren zu sehen.

Doch dieser Obscurantismus scheiterte an der unbesieglichen Kraft des neuerstandenen Zeitgeistes, und erschien gänzlich untergegangen, als dem glücklichsten aller Jacobiner, Napoleon Buonaparte, es gelungen war,

auf eine kurze Zeit alle Partheien in sich zu vereinigen, in sich, der er, in Summa, Girondist und Cordelier, Illuminat und Obscurant zugleich war, je nach dem der eine und andere Charakter ihm entsprechend schien für die verschiedenen Zeitalter seiner Laufbahn.

In dem ärgerlichen Streite zwischen den süddeutschen und norddeutschen Gelehrten — noch frisch in Aller Erinnerung — spukte der Obscurantismus jedoch aufs neue, und er sprach sich endlich einmal wieder recht deutlich aus, als der damalige Coriphäus jener Süddeutschen, Herr von Aretin, auch den sogenannten „Tugendverein" seiner Aufmerksamkeit würdigte, und diesen Bund einen „Ausfluß von Freimaurerei" nannte.

Seit dieser letzten Spur seines dunkeln Fortlebens hatte die Revolution der Geister und Gemüther ihrer Vollendung sich immer mehr genähert in der, von einer fremden Tyrannei selbst auferlegten, Feuerprobe, wodurch diese jedoch ihren eigenen Untergang wunderbar bereitete. Ohne Jacobinismus hatte sich nämlich eine reine, feste Ansicht von dem, was Fürsten und Völkern Noth thue, und über das beiderseitige Verhältniß derselben zu einander allmählig ausgebildet, und sie ward endlich die Mutter einer Selbsterhebung und eines glücklichen Vertrauens, durch welche das neue verderbliche System einer Universalherrschaft und sein Schöpfer glücklich besiegt wurden.

Jene Ansicht hatte zu ihrem Mittelpunkte die Ueberzeugung: daß zur Ruhe des europäis

schen Staatensystems die innere und äußere Stärke Deutschlands, dieses Kerns von Europa, ein unerlaßliches Erfoderniß sey, daß diese zweiseitige Kraft aber einzig und allein dadurch nur hergestellt werden könne, wenn die verschiedenen Staaten, die den Collectiv-Namen „Deutschland" führen, zu Einem großen Ganzen verschmolzen seyn, wenn die in einzelne Haufen zerstreute Heerde, nebst ihren Hirten, Einen Oberhirten, Einen Herrn, erhalten würde.

Der geharnischte Mann mit dem bedeutungsvollen Bündel goldener Pfeile im Wappen der vereinigten Niederlande fehlte ja leider immer dem Wappenschilde deutscher Nation! — Ja! es ist vielleicht einer der größten, zu seinem eigenen Untergange begangenen Fehler Napoleon Buonaparte's gewesen, daß er den Protector des Rheinbundes nicht zeitig in einen Kaiser der Deutschen verwandelt hat; hatte der Deutsche ihm, als solchem, einmal gehuldigt, so saß er auf Deutschlands Throne gewiß fester und sicherer, als selbst auf dem französischen, und durch Deutschland, das durch ihn Eine, Untheilbare, hätte er das errungen, wornach er vergebens gestrebt hat.

Aber eben so vergebens, wie Buonaparte auf sein letztes Ziel, hofften die Deutschen auf die Erfüllung des erhebenden Gedankens: „Eine Nation zu werden im Geiste und in der Wahrheit," (nicht nur dem Namen nach in den Tabellen der europäischen Statistiker), und auf die Vollendung der Rettung von jetzigen,

und der Sicherung vor künftigen Gefahren, von dem Congresse zu Wien.

Es sollte noch nicht geschehen! — Da erschien der Augenblick der neuen Gefahr, und nur das zufällige, verlängerte Zusammensein der Monarchen und das Gefühl der wirklichen Gefahr, die einen neuen Umsturz aller kaum neubegriffenen, und im Modell nur erst bestehenden Verhältnisse drohete, so wie manches andere, der deutschen Sache wohl fremde Interesse hielt die heterogenen Theile zusammen.

Noch einmal ward gesiegt, und während dieser Anstrengungen nach Außen begannen im Innern Deutschlands die Bemühungen seiner redlichsten, verständigsten Fürsten und Bürger, um durch Gewinnung besserer, der nothwendigen neuen, durch die Zeit und die über Alle herrschende Vorsehung aufgedrungenen Ordnung der Dinge, angemessenerer Verfassungen für das Entbehren des gewünschten großen Gutes einigermaßen Entschädigung zu suchen. Man erinnere sich hierbei dankbar vornämlich an die heldenmüthigen Repräsentanten des Würtembergischen Volks, an Hannover, und das in sich eben so mächtige, als durch sich vorleuchtende Preußen!

Außer dieser letztern erfreulichen Erscheinung gewährte auch noch der Umstand, daß die Arbeiten des Wiener Congresses nur Ort und Form nach, nicht der Sache nach, als geschlossen betrachtet werden, sondern ihre Vollendung, ihr letztes Siegel, erst durch die Bundesversammlung zu Frankfurt erhalten sollten, so wie, daß

bei dieser Versammlung doch Eine der beiden größern deutschen Mächte, nämlich Oesterreich, den Vorsitz führen sollte, also doch eine sichtbare Oberleitung Statt finden würde, noch Beruhigung, Trost und Hoffnung!

Und diese Hoffnung ist es, welche heute noch einen Jeden beleben muß, der an der Sache des Vaterlandes wahren Antheil nimmt, während zugleich das Bestreben: an seinem Theile nach Kräften mitzuwirken durch Wort und That, Keinen verlassen darf, dem es je ein Ernst war, die Würde deutscher Nation zu erheben, und, sey sie erlangt, vor Gott und der Welt, sie gesichert zu wissen vor jeder Gefahr, darum aber auch dahin zu wirken, daß sie unter eine Aegide gestellt werde, die selbst schon durch Kraft und eigene Würde vorherrsche; diese sey nun Habsburgs Löwe oder Preußens Adler! Daß sie auf Grundpfeilern ruhe, die aus der strengsten Rechtlichkeit in Anerkennung gegenseitiger Pflichten und Rechte, aus Mäßigung und jeder Fürsten- und Bürgertugend bestehen müssen!

Um so betrübender und wahrhaft empörender ist es, wenn man sieht, wie jetzt, eben jetzt, ein neuer Geist des Obscurantismus sich erheben will, der seine Wirksamkeit zuerst mit Verleumdungen, Verhöhnungen und den niedrigsten Schmähungen beginnt, und dem man deßhalb wohl mit stillschweigender Verachtung begegnen sollte, wenn er nicht zugleich eben jene ersten Grundlagen für Deutschlands künftige Ehre und Wohlfahrt feindselig angriffe, dadurch manchen

Schwachen, Ununterrichteten irre leiten könnte, ja! wenn nicht sein Daseyn und Fortwirken bereits eine Art von Privilegium erhalten hätte, über welches wir uns vor der Hand noch alles Urtheils enthalten wollen.

Die erste, unzweideutige, und deßhalb unwiderlegbare Urkunde dafür liegt vor den Augen aller Deutschen in der Schrift des Herrn geheimen Raths Schmalz zu Berlin: „über politische Vereine."

Sie ist es, die wir jetzt aus dem aufgefaßten Gesichtspunkte näher betrachten wollen.

* * *

Der Titel dieser kleinen Schrift zerfällt sie in zwei Theile.

Im ersten soll sie eine Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik vom Jahre 1808 berichtigen; im zweiten aber des Verfassers Ansicht von politischen Vereinen überhaupt, und sein und seines Schwagers, des verewigten wackern Scharnhorst, Verhältnisse zu solchen Vereinen darlegen.

Es ist offenbar, daß der erste Theil nur um des zweiten willen geschrieben sey — benutzt lediglich als Anknüpfungspunkt, um die Grundlagen zu einem neuen Systeme der Fürstenpolitik, in welchem jede so theuer errungene gute, liberale Ansicht untergehen würde, zu geben, und im Voraus einem Götzen zu huldigen, den die noch frisch herrschende öffentliche Meinung in Fesseln geschlagen hat, den aber gewisse — nicht nur ohnehin des deutschen Namens unwer-

the, sondern auch jedes wahrhaft edlen, großen, der Würde des Menschen an sich angemessenen Gedankens unfähige, in der gröbsten Selbstsucht betrunkene — Staatsmitglieder aus jenen Fesseln befreit wissen möchten.

Herr geheime Rath Schmalz bedurfte vorerst dieser Berichtigung nicht, da sie in einem Nachtrage zu jenem 1811 erschienenen Jahrgange der Bredow-Venturinischen Chronik, datirt vom 20sten Februar 1811, nach des Herrn geheimen Raths Schmalz damals schon gemachten Mittheilungen, als Anhang zu jenem Jahrgange, bereits geliefert worden ist, und die wir um derer willen, welche die Chronik nicht besitzen, hier wörtlich einschalten.

Nämlich:

„Nachtrag zur Chronik des Jahres 1808. Seite 410 und die folgenden hat Herr D. Venturini, unstreitig nach öffentlichen Nachrichten, die er vor sich hatte, auch Einiges über die Verhältnisse des Herrn geheimen Raths Schmalz erzählt, das um so mehr eine Berichtigung verdient, da ein Ausdruck eingeflossen, oder anderswoher entlehnt ist, den ein rechtlicher Mann, unter gewissen Umständen besonders, nicht gern von sich gebraucht sieht."

„Der Herr geheime Rath Schmalz war bereits den 4ten September 1807 zu Memel als Professor an der in Berlin zu errichtenden Universität angestellt worden. Er ging darauf, Ende Septembers, nach Halle zurück, ordnete dort seine Angelegenheiten, und reis'te, nach öffentlich genommenem, sechs Wochen vorher bekannt gemach-

ten, dem französischen Intendanten selbst angekündigten, Abschiede, Anfangs November 1807, von Halle ab, wo er noch jetzt ein Haus besitzt. Mithin kann von ihm mit Wahrheit und historischer Unpartheilichkeit weder gesagt werden, er sey aus Halle entwichen, noch auch, er habe sich privatisirend auf gut Glück in Berlin aufgehalten."

„Dann mag wohl das Gerücht gewesen seyn, Herr geheime Rath Schmalz habe an dem Tugendvereine Theil genommen, allein wahr ist es nicht. Und seine Addresse an die Preußen stand mit den etwanigen Zwecken jenes Vereins in keiner Verbindung; sie sollte vielmehr die Gemüther der Unterthanen zur Annahme einiger königlichen Verordnungen, als der neuen Städteordnung, der Abschaffung der Leibeigenschaft u. s. w., vorbereiten. Mit Schill und Dörenberg hat Herr Schmalz nie in der geringsten Beziehung, noch weniger in Briefwechsel gestanden."

„Es freut Herrn Venturini und mich, durch den Herrn geheimen Rath Schmalz selbst in den Stand gesetzt zu seyn, diese Berichtigungen geben zu können. In einer Zeit, da hin und wieder gekränkte Selbstsucht und hinterlistige Partheiwuth jedes Streben, aufzuregen die innere Kraft und zur klaren Ansicht zu bringen, was da ist und was da werden soll, verleumdet, und durch falsche Namen entstellt, ist es um so nothwendiger, daß von böser Zunge schon Angetastete von aller wahren Schuld gereinigt vor der Welt dastehen. Frankfurt, den 20sten Februar 1811. Bredow."

Wozu also, fragen wir nun billig, wozu also die neuere Berichtigung, diese leere Wiederholung der Hauptsache, mit einigen Einzelnheiten ausgeputzt, jetzt, nach Verlauf von 4 Jahren, wo wahrhaftig Niemand mehr an Herrn geheimen Rath Schmalz in jener Beziehung gedacht hat?

Und wir wissen darauf aus der Seele des Herrn Schmalz (allein so frei und unumwunden, als er selbst herausgefodert hat) nichts anderes zu antworten, als:

1) Um im Geiste und als Herold der neuen Obscuranten, die wir bald näher bezeichnen werden, das Thun und Treiben der verbrecherischen neuen Jacobiner mit ihrer Deutschheit (S. 12—13) recht offen aufzudecken, und den Giftsaamen des Mißtrauens und Verdachts in die Mitte der Regierungen und Fürsten auszuwerfen; dann 2) um darzustellen, wie unwerth diese Jacobiner es wären, wenn ihnen „das Gouvernement einer Provinz oder sonst eine Machtstelle, vor allem ein reiches Einkommen" zufalle (S. 12); endlich aber auch wahrscheinlich 3) um einmal recht von sich reden zu machen, Gunst, und wohl gar einen Orden sich zu verdienen, weßhalb der Verfasser auch sein Meisterstück einem Regenten übersendet hat, dem die Stelle (S. 15, Z. 8 von oben) „oder allgemeine oder besondere Constitutionen gegen den Willen der Fürsten durchzusetzen," in seiner gegenwärtigen eigenen Lage allerdings gar sehr hat gefallen müssen.

Der Herr geheime Rath Schmalz darf sich nicht beschweren, daß wir so ganz ohne Hehl und Schminke unsere Meinung über seinen gewagten Schritt ihm auf dem, von ihm selbst eingeschlagenen, öffentlichen Wege mittheilen, denn wir finden unter den vorliegenden Umständen nur hierin ein Mittel, um seine Denunciationen gehörig würdigen, sie unschädlicher zu machen, und diejenigen, welche sein vergifteter Pfeil treffen sollte, zu guter Zeit noch vor jeden Folgen schützen zu können. Und hat er nicht selbst den Ton angegeben, damit aber jedem zu gleichem Tone das Recht ertheilt? — Und dabei glauben wir noch überdieß behaupten zu können, und behaupten auf die Gefahr jedes Widerspruchs hin, daß es gar nicht möglich sey, dem Herrn geheimen Rath Schmalz mit Worten so vergelten zu können, wie seine Worte es verdienen — denn selbst zum Witz ist die Sache zu ernsthaft. Und wahrlich! die Aufsätze gegen ihn in der allgemeinen Zeitung (Nr. 276) und in den deutschen Blättern (Neue Folge, 3r B. 18 und 28 St.) sind zu bescheiden wider einen Mann, der so laut ganze Vereine des Aufruhrs, der Plünderung und Nothzucht, also aller Capitalverbrechen zu beschuldigen vermag! Von den Gründen, aus welchen einige gelehrte Zeitungen bis jetzt bewogen worden sind, seine Schrift herauszustreichen, haben wir freilich keinen Begriff. — Doch Herr geheime Rath Schmalz hat einen Stein aus seiner Hand fliegen lassen, der nun, dieser Beschützungen ungeachtet, von dem Felsen, den er getroffen, auf sein Haupt zurückprallt.

Denn, fragen wir, wäre es nicht entsetzlich, wenn irgend jemand nach eigener frecher Lust es sollte wagen dürfen, ohne Besorgniß gerechter Ahndung, solche Beschuldigungen auszusprechen, wie sie am empörendsten S. 13 der Schmalzischen Schrift zu lesen sind? — Wäre es nicht unverantwortlich, wenn man nicht dagegen das Recht haben und üben dürfen sollte, auf solche Denunciationen nach Verdienst derselben zu antworten? — Ja! wäre es endlich nicht zu bewundern, wenn den Herrn geheimen Rath Schmalz, trotz der neu empfangenen Decoration, als Calumnianten, *) nicht die verdiente, gesetzliche Strafe noch erreichen sollte, während jetzt schon ihn, den seltenen Denuncianten, die öffentliche Meinung bestraft? — Und (wir wiederholen hier eine schon an anderem Orte aufgeworfene Frage) verdierte Herr geheime Rath Schmalz nicht (selbst von seinem Könige) darüber zur Verantwortung gezogen zu werden, daß er seiner Regierung jene Vereine und deren Mitglieder, welche nach seiner Anklage Aufruhr (Verbrechen gegen den Regenten und jede Obrigkeit), Plünderung (Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums), und Nothzucht (Verbrechen gegen göttliche und weltliche Gesetze, gegen Sittlichkeit und heilige Schaam), zur dreifachen Tendenz ihrer Bestrebungen machen?

---

*) „La colomnie, Docteur Bartolo, la calomnie!" Niebuhr.

(Der Beschluß folgt.)

Deutschlands Naturgrenze gegen Frankreich, wie sie uns der künftige dritte punische Krieg geben muß.

(Von Carl Müller, Verfasser der Schrift: Ueber Dijon nach Paris.)

(Beschluß.)

Wenn Frankreich ohne Weiteres ganz Holland verschlang; wenn dem österreichischen Staate nach einigen Unfällen Italien, Tyrol und Istrien abgenommen wurden, und wenn die Schlacht von Jena dem Preußischen über die Hälfte seiner Bewohner kostete; so muß man gar nicht davon reden, wenn nach einer Niederlaze, wie sie, in der Geschichte ohne Beispiel, bei Schönbund Statt fand, und nach zweimaliger Einnahme von Paris dem Franzosenvolke von 25 Millionen weniger noch als drei abgenommen werden, die ihnen nie mit Recht gehörten.

Aber das ist eine von den Eigenheiten unserer Zeit, daß der Franzose dringen darf auf Erhaltung seiner Integrität, während von Wiederherstellung der unsrigen, die er verletzt, nicht die Rede seyn soll. Er war in seiner Integrität (Ganzheit), als er anfing, in die unsrige hinein zu greifen, und das Abgerissene, so wie ein Etwas, das man allenfalls noch brauchen kann, oder wie Luxusstücke um seine Integrität herlegte. Nehmen wir, da Raubgut nicht verjährt, ihm die Umlage wieder ab, so ist unsere Integrität hergestellt, und die seinige nicht versehrt. Ein Wolf bricht in unsere Heerde, und trägt fort, was er kann. Wir ei-

len nach, wir werfen ihn nieder. Großmüthig wollen wir seine Wolfspersönlichkeit respectiren, aber das Lamm, das er umklammert hält, verlangen wir zurück. Nein, sagt er, das gehört zu meiner Integrität. Ist da Sinn darin?

Was diese Linie von Frankreich abschneidet, nämlich Elsaß und Lotharingen, die Bisthümer Metz, Toul, Verdun, die Grafschaften Hennegau, Kammerik, Flandern und Artois, war früher deutsch. Aber sollten auch wirklich, da wir nicht der geschichtlichen, sondern der natürlichen Grenzlinie folgen wollen, einige Winkel mit herübergezogen werden, deren Bewohner sich alte National-Franzosen nennen möchten, so soll ihnen frei stehen, auszuwandern ohne Verlust, und selbst vielleicht mit Begünstigungen, um nur rein in uns zu werden. Dagegen sollen sie aber auch nicht verkennen, daß wir dem aufgestellten Grundsatze gemäß gerecht genug sind, auch Einiges ihnen zu überlassen, was geschichtlich früher offenbar deutsch war, z. B. Mümpelgard, Hochburgund und das ganze arelatische Reich, als Länder, die in das Doubs-, Saone- und Rhonegebiet hinabhangen, und zu einem Meere gehören, von dem wir nichts wollen, weil es, außer bei Inseln und Halbinseln, ein Unglück für ein Volk ist, zwei Meeren zuzustreben, und ein sicherer Vorbote des endlichen Zerfallens in zwei Reiche.

Der Mümpelgarder u. s. w. wird es uns nicht übel nehmen, daß wir hier gerade durchgehen, und ihm zu Gunsten eine Ausnahme nicht machen können. Will er auswandern zu uns, so

ſoll er uns herzlich willkommen ſeyn, mit Vortheilen, die ſich hören laſſen werden. Will er bleiben, ſo wird er auch bald Franzos werden, weil das Stromgebiet, in dem er liegt, ihn nach Süden ziehen muß, und ihm Marſeille als den Platz am Tiſche zeigt, der für ihn gedeckt iſt.

Denn das iſt eben, wir wiederholen es, das Eigene und doch vielfach Verkannte, daß jedes Volk und jeder Volksſtamm im ruhig natürlichen Zuſtande ſeinen Strömen nachſtrebt, nicht aufwärts will nach kahlen Felſenklippen. Man frage doch einmal den Saarbrücker, wie ihm zu Muthe war, als er, der mit ſeiner Saar nach Moſel und Rhein wollte, auf einmal, laut Pariſer Friedens, mit verdrehtem Nacken ſein Geſicht nach Nanzig und gegen die Ardennen wenden mußte, bloß damit ein Pariſer Großer ſeine Salzwerke bequemer und ausgiebiger mit Saarbrücker Kohlen betreiben konnte. Man gebe dem Elſaſſer und Lotharinger, der ſich jetzt, weil deutſches Blut noch in ihm übrigt, mit Hartnäckigkeit und Ausdauer gegen uns geſchlagen hat, die Moſel und den Rhein frei, aber zoll- und hudelfrei, und es iſt ein Großes zu wetten, daß dieſe Lande in dreißig Jahren die deutſcheſten aller deutſchen Provinzen ſind.

Doch hier möchte noch eins zu bedenken ſeyn. Der Elſaſſer und Lotharinger hat das große Leben eines großen Staates gekoſtet. Er mag verwöhnt ſeyn, und kaum würde er jetzt fähig ſeyn, ſogleich das Glück zu begreifen, was ihm unter einem kleinen Rhein-Fürſten werden könnte. Wie machen wir das? Wie machen wir es mit den

übrigen Zurückkömmlingen, die vielleicht ähnliches Vorurtheil hegen möchten? Bekannt ist, daß Vorurtheile selten mit einem Male auszurotten sind; bitten wir doch also einmal die Kleinen, nur einstweilen aus Liebe zur guten Sache, und um dem Feinde vorerst abzunehmen, was ihm nicht gehört, ein wenig in den Hintergrund zu treten, und die Großen vorzulassen, die man sehen will. Nehme doch Oesterreich, aber ohne viel zu fragen, mit Elsaß und Lotharingen die neue Grenze vom Jura an bis unter St. Mihel; es ist sonst nie der Schweiz sicher, dieses Hauptschlüssels seines Italiens. Nehme doch Niederland die neue Grenze von Wissan an bis Mezieres; es hat sonst nie eine Kriegsbasis gegen Frankreich, sondern lebt der Gnade dieses Nachbars. Nehme doch endlich Preußen den Rest von Sedan bis Verdün. Preußen gewinnt zwar offenbar am wenigsten, ja es möchte, weil es an Ausdehnung zunimmt, sogar zu verlieren glauben können; indessen wird es dennoch, zum Besten des Ganzen, als Grenzhüter mit einzutreten sich kaum weigern können. Uebrigens ist klar, daß diese drei im Einverständnisse die Grenzhut gegen Frankreich wohl führen mögen, nicht aber Staaten, die keine Festung haben, außer für Sträflinge, oder denen sechs Stück Belagerungsgeschütz aufzutreiben schon schwer oder unmöglich fällt.

Dieß und keine andere ist Deutschlands Naturgrenze gegen Frankreich; und bekommen wir sie jetzt nicht, so gibt sie uns der letzte punische Krieg.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 11s Stück.

Ein deutsches Fürstenwort.

Wir sind unsern Lesern die erfreuliche und trostreiche Kunde von einem Fürstenworte schuldig, das uns eben freudig überrascht und bewegt hat. Diese Blätter haben, selbst bei bedenklichen Zeichen der Zeit, nie in den Ton von gänzlicher Hoffnungslosigkeit eingestimmt, der von andern Seiten her so unfreundlich und niederschlagend ertönt. Wir haben gute Hoffnungen bewahrt und verkündet, auch dann, als viele schon die grossen Erwartungen der Zeit- und Landesgenossen vernichtet glaubten, auch dann, als wir selbst uns nicht länger bergen konnten, daß so viele gerechte Ansprüche unbefriedigt, so viele wohlbegründete Foderungen unerfüllt geblieben, die laute Stimme der Zeit, des Volks, der Besten, die frei und stark ausgesprochene öffentliche Meinung nur zu sehr überhört worden sey. Wir waren des Glaubens, man könne nicht gleich, wenn man Auge und Herz an der Blüthe geweidet, von derselben alsbald auch die Frucht erndten wollen, und es zieme dem Deutschen, dessen Treue unüberwindlich seyn soll, die Hoffnung für das Vaterland, das alte Vertrauen zu seinen Fürstenge-

ſchlechtern auch dann nicht aufzugeben, wenn ungünſtige Erſcheinungen im Einzelnen, und die loſen Künſte im Innern und nach außen, das Rechte, das Wünſchenswürdige und Löbliche verfehlend, die Gemüther verſtimmen. Dabei haben wir nicht bergen können, wie noch ſo gar wenig, ja hier und da faſt nichts geſchehen, die goldene Zeit der ſich erfüllenden Hoffnungen, ja nur die Morgenröthe dieſes neuen Tages, heranzuführen, den Zuſtand eines lange unbefriedigten, in manchen Gegenden bis zur äußerſten Ungeduld gereizten Harrens endlich zu vernichten, und den redlichen Willen zu bewähren, durch eine neue und beſſere Ordnung der vaterländiſchen Angelegenheiten, durch Gewährung der gerechteſten Anſprüche und edle Anerkennung heiliger Obliegenheiten, die durch ungeheuere Leiden gebeugten, durch große, zum Theil freudig dargebrachte Opfer erſchöpften Völker aufzurichten, und nach Verdienſt mit einer volks- und vernunftmäßigen Verfaſſung zu belohnen. Wir hielten möglichſt fern von uns die Beſorgniſſe, die, weil der Tag allzu ſchnell wieder vergangen, und die alte Nacht wieder herein zu brechen ſcheinen mochte, geſpenſterhaft viele ſchon peinigten; aber wenn wir über den engern, glücklichern, obwohl nicht leidenloſen Kreis unſerer nächſten Umgebungen hinausblickten auf andere Stammgenoſſen, andere deutſche Lande; dann regte wohl auch in uns ſich Unmuth und Verdruß, Zweifel und Ungeduld, und es ward ſchwer, die Hoffnung feſtzuhalten.

Um ſo freudiger eilen wir auch unſere Leſer Theil nehmen zu laſſen an der neugeſtärkten Hoff-

nung, die als ein lichter Stern, ob auch nur an einem Theile unsers vaterländischen Himmels, aufgegangen ist.

Es kam uns das Besitznahmepatent in die Hände, durch welches der Großherzog von Weimar *) seine neuen, durch den Wiener Congreß ihm zugesprochenen, und durch die Verträge mit Preußen festgesetzten Landestheile mit seinem Erblande vereinigt. So unbedeutend sonst wohl für das größere Publikum dergleichen Patente sind, die auch meist nur auf einen kleinen Kreis beschränkt bleiben, so wichtig ist durch seinen sinnreichen Inhalt, durch den Geist, der darin sich verkündet, das Gegenwärtige, das wir zu den wichtigsten Urkunden in der Geschichte der neuen Zeit, des neuen Deutschlands rechnen, ja als das erste in seiner Art betrachten. Nicht bloß werden hier, wie wir in ähnlichen gelesen, die allgemeinen Menschenrechte den Unterthanen bestätigt, nicht bloß Zusagen gegeben, die sich von selbst verstehen, wenigstens in einem Staate, der nicht bloß aus Herren und Knechten zusammengesetzt ist; gerade das, was dem edlern Geiste der gegenwärtigen Zeit, den gerechten Hoffnungen der deutschen Volksstamme am meisten entspricht, wodurch jetzt die eingebornen, erlauchten Fürsten aufs neue inniger den Bund mit ihren Unterthanen, ihren Kindern, schließen, und die

*) Er wird, laut dieses Patents, künftig den Titel führen: Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, Landgraf in Thüringen Markgraf zu Meißen, gefürsteter Graf zu Henneberg, Herr zu Blankenhayn, Neustadt und Tautenburg.

gegenseitige, oft gefährdete, aber unter uns nie vernichtete, heilige Treue erneuen; das ist es, was der längst durch ganz Deutschland geachtete Großherzog von Weimar seinen neuen, wie den alten Unterthanen, feierlichst zusagt, das ists, was dieses Besitznahmepatent so glorreich auszeichnet. Und nicht in den todten, dem Volke fremden und unzugänglichen Formeln der Canzelleisprache, deren Irrgewinde den wahren Sinn nur zu verbergen, und jedem zweideutigen Vorbehalte Raum zu geben scheinen; auch nicht mit schön geputzten, viel verheißenden und nichts versichernden Redensarten spricht der väterliche Fürst zu seinen Kindern; sondern in einfachen, klaren, wohlerwogenen, freundlich ansprechenden Worten, die selbst, als eine Bürgschaft der Wahrheit und Zuverlässigkeit der Mittheilung, den Verstand und das Herz befriedigen. Wir sind begierig, zu erfahren, ob es denn wirklich eine Politik geben kann, die — worauf es doch wohl hier am meisten ankommt — mehr geeignet ist, neuen Unterthanen Vertrauen einzuflößen, und sie in herzlicher Anhänglichkeit und Treue mit dem neuen Fürsten und dem Lande, dem sie nun angehören sollen, inniger zu verbinden, als das deutsche Fürstenwort, das wir unsern Lesern, seinem wesentlichen Inhalte nach, mitzutheilen uns nicht versagen können.

Billig werden zuerst im Allgemeinen die drei Grundbedingungen alles Glücks der Staatsbürger anerkannt und versichert in der einfachen und bündigen Erklärung:

„Wir sichern den Einwohnern der hierdurch

„von uns in Besitz genommenen Länder allen „den Schutz, die unpartheiische Rechtspflege „und Religionsfreiheit zu, deren unsere Un„terthanen in unsern übrigen Landen zu genie„ßen haben."

Schon dieß ist ein hochwerthes Wort, das uns nur darum minder bedeutend scheint, weil die Gewohnheit zu dieser Zeit so etwas alltäglich gemacht hat, das uns aber nie gleichgültig werden kann, und in diesem Falle um so vielsagender ist, als jeder, der die Verhältnisse der alten großherzoglich Weimarischen Unterthanen kennen lernte, weiß, mit welcher Strenge und Treue dasselbe an ihnen erfüllt wird.

Es läßt sich von der Weisheit des Fürsten, der dieses Wort gesprochen, erwarten, daß er es in seinem ganzen Umfange, im Sinne und Geiste der weisesten Gesetzgeber, und mit verständiger Berücksichtigung der dringendsten Ansprüche der Zeit erfüllen wird. Er wird am wenigsten die in höchster Klarheit entwickelte, und von den erleuchtetsten Männern erwiesene Nothwendigkeit einer Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, und der Herstellung jener zu der erhabenen Unabhängigkeit, in der, entbunden von beschränkenden Verhältnissen, allein die freie Gerechtigkeit das Wort führt, verkennen, und darum auch den Dienern an diesem Altare einerseits die höhere Freiheit versichern, die sie allein dem Gesetz unterthan macht, dessen Hüter und Verwalter sie sind, andererseits ihnen durch das Gesetz die Verantwortlichkeit auflegen, welche selbst eine Bürgschaft für die Gerechtigkeit ist.

Aber noch eindringender, den Zeitbedürfnissen und den Hoffnungen aller Bessern, aller Freunde des deutschen Vaterlandes und einer gesetzlichen, menschenwürdigen Verfassung noch entsprechender und ausdrucksvoller ist das Folgende:

„Wir versprechen ihnen gleichmäßig und „gemeinschaftlich mit den letztern eine landstän„dische Verfassung zu geben, welche ihnen das „Recht gewähren soll, durch, aus allen Clas„sen der Staatsbürger von unsern Unterthanen „selbst erwählte Repräsentanten bei der Gesetz„gebung mitzuwirken, Steuern und Finanzmaß„regeln, die das Vermögen des Landes oder „der Unterthanen betreffen, nur nach freier „Prüfung zu bewilligen, über Mängel und „Mißbräuche in der Landesverwaltung oder „Gesetzgebung mit gutachtlichen Vorschlägen zu „Abstellung derselben uns Vortrag zu thun, „so wie auch bei willkürlichen Eingriffen der „Staatsbeamten in die gesetzliche Freiheit, die „Ehre und das Eigenthum der Staatsbürger „bei uns Klage zu führen, und auf rechtliche „Untersuchung ihren Antrag zu richten."

Dieß ist bestimmter, darum befriedigender die Verheißung, die das Wiener Bundesinstrument in den nackten, unbefriedigenden Worten: „Alle Bundesstaaten werden eine landständische Verfassung haben!" ausgesprochen hat, und die der wackere Fürst, der selbst in jenem Fürstenrathe mitgesessen, sie selbst mit angelobt hat, nun auf die allein würdige, dem deutschen Herrscher ziemende, ehrliche Weise erklärt und deutet. Es ist die fürstliche Gewährung dessen,

worauf von nun an alles öffentliche Vertrauen, alle bürgerliche Eintracht und alles Glück der Staaten, alle Sicherheit der Fürsten, wie der Unterthanen, beruhen wird; es ist die hocherfreuliche, verständige und wohlgesinnte Anerkennung der einzig rechten Art einer Verfassung, welche die Völker hoffen, die Mächtigen der Erde feierlich zugesagt, aber, wie natürlich, der Weisheit, der Gerechtigkeit, dem guten Geiste der Fürsten und ihrer Berather in den verschiedenen deutschen Landen, zur Herstellung und Ausführung überlassen haben. Es ist ein deutsches Fürstenwort, das, ein Ausdruck unbefangenen, freien und gerechten Geistes, nicht bergen noch ängstlich zurückhalten will, was so dringend in Anspruch genommen wird, das ungezwungen selbst die heiligen, unveräußerlichen Rechte deutscher Unterthanen ausspricht, und in sich die Bürgschaft trägt, daß es so ehrlich gemeint, wie gesagt ist.

Das ists, was unabweisbar die Zeit, der Geist der Menschheit fodert, was als billige und gerechte Foderung dieser Fürst nicht nur anerkennt, sondern auch selbst feierlich zusagt: eine Ständeverfassung, die wahrhaft alle Staatsbürger umfaßt, Stellvertreter aller Classen und Stände derselben in sich aufnimmt, und zwar nicht ernannte, nicht Organe eines fremden Willens, sondern von den Unterthanen selbst gewählte Organe des Willens, der Ansprüche der Wählenden; eine Ständeverfassung, deren Berathung alle die wichtigsten Angelegenheiten des Staats, die Besteuerung und Verwaltung, wie die Gesetzgebung und Beschützung der Verfassung, an-

heim fallen; eine Ständeverfassung endlich, die jeder Willkür, jeder Eigenmacht, jeder Untreue der Staatsbeamten begegnen, und die ersten Diener des Staats, des Gesetzes, selbst verantwortlich machen kann. So ist in den einfachen Worten Alles enthalten, was wir hoffen, wünschen, begehren von einer landständischen Verfassung, wie sie dem Geiste der Zeit, dem Geiste unsers Volks entspricht, und so werden dadurch zu schönen, wohlthätigen Hoffnungen die neuen, wie die alten Unterthanen berechtigt. Die letztern aber wissen, was dieß Fürstenwort zu bedeuten hat, da sie ihren Großherzog stets als einen Mann von Wort und That erkannt, und selbst in den trübsten Zeiten einer landständischen Verfassung sich erfreut haben, die doch manchen Drang und manche Noth des Augenblicks erleichtert, manche Gefährde abgewendet hat. Denn sehr wahr war schon vor einiger Zeit in diesen Blättern (2n Bs. 25s St.) behauptet, „daß der Herzog von Weimar, zu seinem unsterblichen Ruhme, seine Stände geehrt, und, während anderwärts die ganze ehrwürdige Einrichtung eifrig vernichtet ward, sogar eine neue Verfassung hat entstehen lassen, welche die Ansprüche einer neuen Zeit wohl beherzigte, und unter weiser Leitung sehr ersprießlich gewesen ist." Aber diese neue Verfassung war in den schwersten, durch die Willkür, das übelwollende Belauern und die freche Gewalt des fremden Drängers vielfach gedrückten und beschränkten Zeit (1809) entstanden, darum an die Zeitverhältnisse gebunden, und diese nun Gottlob! vorübergegangenen billig und nothwendig

berücksichtigend. So sehr sie denn auch allen Unterthanen ein dankenswerthes Zeugniß und theueres Unterpfand der fürstlichen Gerechtigkeit und landesväterlichen Liebe, eines reinen Wohlwollens und edlen Sinnes war, so konnte sie doch nicht durchaus allen Ansprüchen und Verhältnissen der neuern Zeit entsprechen. Dieß verkannte der geistvolle und edelsinnige Herzog selbst nicht, und gibt nun in jenem Besitznahmepatente den alten und neuen Unterthanen auch noch die Versicherung, die wir mit der gerechtesten Achtung und freudigsten Anerkennung noch auszeichnen:

„Ueber die zweckmäßigste Abfassung der die „genannten Rechte den Ständen Unserer gesammten Lande begründenden, und in Hinsicht auf die Bedingungen und Formen der „Ausübung derselben bestimmenden Verfassungsurkunde werden wir Uns des Ehesten durch „das Organ einiger Unserer Staatsdiener mit „den Ständen Unserer alten, und einer Auswahl der Vasallen und Unterthanen Unserer „neuen Lande berathen, und die Bildung der „hierzu erfoderlichen ständischen Versammlung „durch eine besondere Verordnung verfügen."

Wohl mag man dieß Letzte recht eigentlich die Krone dieses Fürstenwortes nennen, und es zu den allererfreulichsten Zeichen rechnen. So viel zu unserer Kunde gekommen, ist, außer in Preußen, noch von keinem deutschen Fürsten so bestimmt, so frei und klar das verheißen worden, wodurch das Versprechen einer landständischen Verfassung erst seinen wahren Werth gewinnt. Zwar anderwärts sind wohl auch die landständischen

Versammlungen wieder eröffnet worden; (dieß bedurfte in Beziehung auf die Weimarischen Lande keines öffentlichen Rühmens, weil sie hier nie aufgehört hatten, wirksam zu seyn); anderwärts ist wohl auch von einer neuen, zeitgemäßen Verfassung der ständischen Versammlungen die Rede gewesen, auch wohl viel verhandelt worden; aber theils hat man nur das alte, morsche Gebäude, die erstarrten, losen Formen wieder hervorzurufen, theils in abgeschlossener Gesetzeskraft eine neue Verfassungsurkunde fertig, und, wo möglich unwiderruflich, den Ständen zur Annahme vorgelegt. Nicht so der deutsche Fürst, der hier uns vorleuchtet. Ihm gefällt es nicht, ein Spiel zu treiben mit der Verheißung des Congresses und mit den Erwartungen der Unterthanen; diese sollen eine ständische Verfassung nicht nur haben, sondern auch sich selbst geben, unter seiner weisen väterlichen Mitwirkung. Dieß Fürstenwort spricht so sehr für sich selbst, daß es eine ungebührliche Anmaßung wäre, mit einem eitlen Wortkrame es anzupreisen, dessen auch wir uns um so mehr enthalten, als wir bloß die Sache, die theuere, hochwichtige Angelegenheit des gesammten Vaterlandes vor Augen haben, und, ohne irgend eine persönliche Beziehung, nur aus reiner Freude über die nahende Erfüllung einer großen Hoffnung, als Deutscher öffentlich aussprechen, was uns im Stillen erquickt und — getröstet hat.

So dringt denn wieder, wie es im Vaterlande oft geschehen, aus einem der kleinern deutschen Lande eine erweckende und wohlthätige Stim-

me hervor; so legt wieder ein deutscher Fürst, der nicht zu den mächtigsten gehört, ein Zeugniß ab, wie in unsern Fürstenfamilien ein ächtdeutscher Sinn, Gerechtigkeit und Vatertreue sich herrlich bewahrt hat, und leuchtet damit seinen Fürstenbrüdern vor. Wir finden auch darin mit Recht eine Bestätigung dessen, was wir anderswärts, als ein Wort zu rechter Zeit, ausgesprochen haben: daß es dem Geiste unsers Volks, der Eigenthümlichkeit unsers Vaterlandes am meisten zusage, und für dasselbe ein Segen sey, daß unser Land getheilt ist unter vieler Fürsten Herrschaft, weil eben durch die Vielheit deutscher Regierungen die freiesten und edelsten Ideen am meisten angeregt, die wohlthätigsten Anordnungen eingeleitet, die mannichfachsten und erwecklichsten Vorbilder aufgestellt, und aus den größern und kleinern verschwisterten Staaten, von dem einen zum andern, die heilsamsten Entschlüsse hinüber geleitet und befördert werden.

Wir wollen nicht zweifeln, daß das ächte Fürstenwort des Großherzogs von Weimar nicht bloß seinen Unterthanen ersprießlich und gesegnet seyn, daß das Glück einer vollkommnern, zeit- und volksgemäßen landständischen Verfassung nicht bloß auf dieß eine deutsche Land beschränkt bleiben, sondern Weimar, das in vielfacher Hinsicht durch mehrere Decennien eine Zierde Deutschlands war, und mit einem nicht sehr großen Maße von Kraft doch ausgezeichnete große Erfolge bewirkte, auch durch seine neue Verfassung ein Vorbild für Deutschland werden wird.

Und diese Hoffnung kann nicht trügen! Denn wir leben nicht in der Zeit hochtönend leerer Worte, sondern in der Zeit der That, der Entscheidung. Deutschland ist zu sehr, zu innig und wahr über seine theuersten Angelegenheiten verständigt, zu sehr auf das strenge gesetzmäßige, von Willkür entkleidete Streben nach einer, Aller Rechte versichernden, und Aller Wohl verbürgenden Verfassung hingeleitet, in seinen Erwartungen und Hoffnungen zu tief begründet, und überdieß durch das, was der europäische Fürstenrath zu Wien anerkannt und ausgesprochen, durch den großen Kampf, den es bestanden hat, zu lebendig angeregt, als daß das Wort nicht zur That, die Hoffnung nicht zur Erfüllung werden, der Fürsten Weisheit und Gerechtigkeit nicht die eigene und Aller Angelegenheit treu berathen sollte.

Aber nur dadurch, daß keine Verfassung aufgedrungen, jede durch den Gesammtwillen, der sich durch seine erleuchtetsten und edelsten Stimmführer ausspricht, mit gegenseitigem Vertrauen, weiser Erwägung, ruhiger Verhandlung, bescheidener Beurtheilung in einem wahrhaft deutschen, das ist treuen, Geiste begründet und vollendet wird, kann Deutschland wahrhaft frei und glücklich werden. Wodurch wurde eine deutsche Ständeverfassung begründet, wodurch befestigt, wodurch dem Volke werth und theuer gemacht, wenn nicht durch die Ueberzeugung, daß des Fürsten Wille Aller Wille, und Aller Wille des Fürsten Wille, also das gemeinsame Wohl auch wahrhaft gemeinsame Angelegenheit sey? — Von der Ueberzeu-

gung aber, von der öffentlichen Meinung hängt wesentlich das Gedeihen einer Verfassung ab. Es gibt keine sicherere Herrschaft, es kann die Politik keine festere, einflußreichere Gewalt erzeugen, als die, welche in der Ueberzeugung und öffentlichen Meinung dadurch in der Vernunft und im Herzen Aller befestigt ist. Deutsche Fürsten herrschen über ein treues Volk; der wird der glücklichste, der allgeliebte Herrscher, der Gesegnete seyn, der seine Herrschaft und Gewalt in einer wohlgeordneten, die gesetzliche Freiheit verbürgenden Verfassung, in eigener Gesetzmäßigkeit, in der Liebe der Seinigen und allgemeinem Vertrauen zu begründen weiß. Und gesegnet wird seyn das Land, das in dieser Zeit eine solche Verfassung erringt, von dessen Grenzen durch sie schnöde Willkür und Verwirrung und manch drohender Sturm völlig ausgeschlossen ist. Die bessere Zeit, da das Gesetz, das, wie der Meister lehrt, „allein Freiheit geben kann," in einer vernunftmäßigen Verfassung herrscht; die Zeit muß kommen, und kömmt schon. Thöricht ist es, und straft sich, wie die Geschichte lehrt, empfindlich und furchtbar, den sichern Gang der Zeit zu hemmen, und einem edlen, allgemeinen Streben derselben entgegenwirken, dem Aufleben und Einwirken höherer Ideen wehren zu wollen. Der Fürst hat die weiseste Politik gefunden, der mit den edelsten Kräften der Zeit sich zu den würdigsten Zwecken vereinigt.

—e.

Literatur.

Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland, von Oken. Mit zwei Kupfern und einer illuminirten Karte in Quart. Jena, in der Crökerischen Buchhandlung. 205 S. gr. 8.

Von dieser Schrift war der erste Theil, die neue Bewaffnung, schon im Jahre 1811 gedruckt; also in einer Zeit, wo wir noch unter dem Joche der Franzosen standen, und mithin jedes Bestreben, Mittel zur Abwerfung dieses Joches anzugeben, den deutschgesinnten Mann der höchsten Gefahr aussetzte. Darum mußte diese Abhandlung damals gleich nach ihrer Erscheinung wieder unterdrückt werden. Als wir frei wurden, fügte der Verfasser noch die zwei andern Abhandlnngen, nebst den Kupfern hinzu, und so ist dieses Buch entstanden.

Der Vf. sucht zu beweisen, daß die Panzerung wieder eingeführt werden müsse, und gibt einen leichten Panzer an, der weniger kostspielig wäre, als die jetzige Soldatenuniform. Diese Trutzwaffe und der Spieß sind, nach ihm, die vorzüglichsten Waffen. Einen solchen bewappneten und bekleideten Jüngling stellt die erste Kupfertafel vor. Dann verwirft er die jetzige lineare Truppenstellung, und räth eine Keilstellung an, wobei je 36 Mann einen viereckigen Keil bilden, der sogleich als dichtes Viereck dienen kann, so daß alle Truppen zu jeder Zeit nach allen Seiten Gesicht machen können. Hierüber sind die genauesten Berechnungen und Ab-

bildungen (Tafel II.) gegeben. Als vollkommenste Schanze wird ein Sechseck mit einspringenden Winkeln dargestellt, und ein Heer nach der Idee einer lebendigen Festung geordnet, statt der geraden und schiefen, dünnen und dicken Stellung, die festungsartige vorgeschlagen. Auch hierzu sind Zeichnungen da.

Der zweite Theil beschäftigt sich vorzüglich mit der natürlichen Grenze, und insbesondere mit der zwischen Frankreich und Deutschland, wozu die Karte dient. Der Vf. hat zuerst, und zwar aus höhern Grundsätzen gezeigt, daß nicht Flüsse, auch nicht Gebirgszüge, auch nicht Wasserscheiden allein natürliche Grenzen geben, sondern alle diese nebst dem Meere zusammen. Wollte man bloß nach der Wasserscheide abgrenzen, wie jetzt die meisten thun; so müßte Böhmen zu Norddeutschland, Schwaben und Baiern zu Ungarn, die Schweiz dagegen zu den Niederlanden, und das Wallis zu Frankreich gehören. Die Grenzlinien zieht der Vf. von den Seealpen durch Savoyen, südlich von Genf in das Jurtengebirg, von da durch den Wasichen um die Quellen der Maas über die Ardennen nach Calais, also so, wie sie jetzt allgemein als die richtigen erkannt sind. Zu unserer Ruhe vor Frankreich schlägt er für dieses Land eine Verfassung vor, wie sie das deutsche Reich hatte, und wie sie für uns wieder zu wünschen wäre.

Ueber Deutschlands Verfassung wird viel gehandelt, was wir hier übergehen müssen. Auf der Karte ist eine naturgemäße Eintheilung Deutschlands in Provinzen nach Volksstämmen entwor-

sen. Daß unser Heil nur in einer Unterordnung der Fürsten unter einen Kaiser zu finden ist, wird hier in jeder Hinsicht dargethan. Bamberg ist Deutschlands Mittel- und Hauptstadt. Was über Preßfreiheit, Polizei, Paßunwesen, Postwesen, Abschaffung der vielen stehenden Truppen, Einrichtung der allgemeinen Bewaffnung und Verschanzung, (jedes Amt soll eine geschlossene Schanze haben), Volkserziehung, Universitäten, Akademien, Volksspiele, Religion gesagt ist, wünschen wir gewürdigt zu sehen. Am Schlusse kommt der Vf. auf ein Denkmal für die Leipziger Schlacht, er entwickelt, warum nur die (colossale) Pyramide Denkmal seyn kann, nicht Kirchen und Armenhäuser, weil diese einen besondern Zweck haben, der von dem des Denkmals abzieht. Nur die ägyptischen Pyramiden sind Denkmäler.

Anzeige.

So eben ist in meinem Verlage erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Essai historique, politique et moral sur les Révolutions anciennes et modernes, par F. A. de Chateaubriand. 2 Vol. 2 Thlr.

Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et de l'Amérique, par F. A. Chateaubriand. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig und Altenburg, im November 1815.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 12s Stück.

Die neuen Obscuranten im Jahre 1815.

Dem Herrn geheimen Rath Schmalz in Berlin und dessen Genossen gewidmet.

(Beschluß.)

Doch fassen wir nun — abgesehen von diesen ..... Particularitäten — die Sache nach dem besondern Charakter, den sie trägt, wieder aus unserm anfänglich genommenen Gesichtspunkte auf: so erscheint der Herr geheime Rath Schmalz nur als der Herold der Obscuranten-Gesellschaft, welche bisher so recht im Dunkeln, wie es ihr gebührt, ihr Wesen fortgetrieben hat, jetzt aber — aus Gründen, die sich aus dem Folgenden noch ergeben werden: — es an der rechten Zeit hält, einmal in ihre Trompete zu stoßen, und somit ihr „wir sind auch noch (oder wieder) da!" recht gellend in die Welt hinein zu schreien.

Dieser Parthei liegt sichtlich daran, die Regierungen, oder unzweideutiger gesagt, die Personen der Regenten selbst, auf denselben Standpunkt allmählig wieder zu führen, auf welchem die Mehrzahl derselben in den ersten Jahren der Revolution sich befand, wo sie, durchdrungen von

Mißtrauen gegen jede sich äußernde liberale Idee, und eifersüchtig gemacht auf das Ansehen ihrer geheiligten Würde, dieses in Gefahr, sich selbst stets von lauernden, revolutionssüchtigen Jacobinern umgeben glaubten, und von den Greueln anarchischer Auftritte träumten.

Den alten Schlamm, der, Gott sey dafür gepriesen! durch die fortwirkende Gluth der fremden Revolution auch in Deutschland größtentheils zu todten Schlacken ausgebrannt ist, diesen wünscht jene Parthei zurück, weil sie so gar wohl, wie in ihrem Elemente, sich darin befunden hat.

„Ehret den König!" ist der Wahlspruch der Gegner jener Obscuranten, ist unser Wahlspruch; aber unsere Meinung ist: daß nur derjenige Regent wahre Verehrung, Dankbarkeit, Liebe und ächtes Vertrauen verdiene, und sich erwerben könne, der in seinen Unterthanen Mitgenossen des Staats, dem er, als dessen erstes Glied, selbst mit den heiligsten Pflichten und unveräußerlichen Rechten angehört, erkenne, der in ihnen das höhere Geistige ehre, und sie nicht nur als Mittel zu seiner Erhaltung, und als Werkzeug zu seinen Absichten betrachte und mißbrauche.

Wäre außerdem jede landständische Verfassung — diese Basis der künftigen neuen, zu Wien entworfenen, Constitution des deutschen Bundes — wohl etwas mehr, als eine leere Comödie, eine Schattenrepräsentation, was sie freilich bisher oft gewesen ist?

Allein jener Parthei ist es eben ein un-

erträglicher Gedanke, daß die neuen Vorstellungen von wahrer Volksrepräsentation ihren usurpatorischen Absichten auf Wiedererlangung verschollener, in sich ungerechter Vorrechte, die in das Grab des alten Jahrhunderts gehören, als eiserne Schranken in den Weg treten. Sie will reine Aristokratie, dagegen wir, nämlich ihre Widersacher, eine Aristo-Demokratie für den Grundpfeiler des Volksglücks, der Volksehre und Volksstärke halten, an welche ja das Glück, die Ehre und die Kraft des Regenten selbst untrennbar geknüpft sind. Und hiermit erhalten wir den Schlüssel zum Räthsel.

Darum möchten diese Hyper-Aristokraten die Regenten gern in Schrecken und Besorgniß setzen, und ihnen, als ein drohendes Gespenst, die große Gefahr vorspiegeln, welche ihnen durch die laut gefoderte, hier und da schon nachdrücklich behauptete, wahre Volksrepräsentation bereitet werde!

Darum entblöden sie sich nicht, diesen alle Capitalverbrechen auf den Kopf Schuld zu geben, damit sie auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt, mit Verhöhnung alles geflossenen Blutes, aller dargebrachten ungeheuern Opfer, künftig wieder so recht privilegirt regieren und sündigen könnten.

Ehre den Königen! Allein die tiefste Verachtung solchen zudringlichen Satelliten und zugleich Bedauern ihren Waffenträgern, daß zu solchem Geschäft sie sich können mißbrauchen lassen!

Aber warum beginnen sie eben jetzt ihr Geschrei?

Antwort: — Als Napoleon Buonaparte's

Agenten, Landvögte und Heere ganz Deutschland bedeckten, und damit zugleich Ansichten und Ideen verbreitet oder befestigt wurden, (z. B. vom Verdienstadel, Gleichheit der Lasten und vor dem Gesetze u. s. w.), welche die Privilegien gewisser Stände immer mehr bedrohten, während diese bei dem allgemeinen Nothstande ohnehin löcherig wurden; da fanden diese Hyper-Aristokraten es gerathener, eine patriotische Maske vorzunehmen, dem Volke sich mehr zu nähern, sogar mit demselben scheinbar sich zu verschmelzen, weil durch die Arme des Volks sie selbst für sich einzig Rettung von dem Usurpator zu erlangen hofften, der auf die Trümmer ihrer Vorrechte sein grosses Gewaltrecht: „über Alle mit eiserner Ruthe herrschen" gründen wollte. — Der Augenblick seines Falles — dieß Resultat von Anstrengungen, die vergebens in den frühern Blättern europäischer Geschichte gesucht werden — erschien, und schon wollten sie keck ihre Häupter wieder emporheben, schon sahen sie sich wieder fest auf dem Throne ihrer Alterthümlichkeit, als sie, zu ihrer größten Bestürzung, gewahrten, daß auf der einen Seite die Völker wußten, für welche Güter sie gekämpft hatten, und den Muth besaßen, dieß auszusprechen, und auf der andern Seite allerdings von den Heroen der europäischen Monarchen des Volks Sinn verstanden, seine Stimme gehört, und das, was der Welt Noth thue, wenn sie nicht unheilbar zerspalten sollte: „politische Einheit in den Schranken organischer Gesetze, Vernichtung jeder Willkür, und Sicherheit der Throne

und Gesetzmäßigkeit, unter der Obhut wahrer Volksrepräsentation" von ihnen erkannt wurde. *)

Die Wiederkehr des allgemeinen Feindes schien jedoch einen Stillstand in dem großen Werke der Wiedergeburt Deutschlands zu machen, und es war vor der glorreichen Entscheidung des neuen Kampfes, mit welcher die Vorsehung am 18ten Junius 1815 die Welt segnete, nicht abzusehen, wie Alles enden könne und werde. — Darum schwieg man noch.

Jetzt aber, wo die Monarchen nicht mehr gleichsam unter Einem Dache vereint sind: jetzt, wo man vielleicht glauben mag, auf politische und Gott weiß welche Irrungen und Spaltungen hoffen zu dürfen, wo man aber auch vor der Eröffnung des Bundestags in mehrfacher Hinsicht zittert: jetzt, wo man in dem gegenwärtigen Augenblicke noch den einzigen letzten der Rettung zu sehen glaubt, gleich einer Lücke, um durchzuschlüpfen, damit im Rücken man schalten und walten könne mit allen Mitteln, welche Scheelsucht, Eifersucht, Selbstsucht sich nur je erlaubt haben; jetzt erhebt man sich, man setzt alles

*) Man lese hierüber die königlich preußische Verordnung vom 22sten Mai dieses Jahres nach, welche die Herstellung der Volksrepräsentation bezweckt, und die Entwerfung einer neuen Constitution für Preußen, und worin die „Entwickelung politischer Freiheit" als höchstes Ziel hingestellt ist.

Preußen der erste Ruhm und Segen! — Die Congregatione centrale und provinciale in der neugeschaffenen Constitution des neuen lombardisch-venetianischen Königreichs hat nur den Fehler, daß die Würdigkeit eines Volksvertreters durch die Summe seines Vermögens bestimmt wird.

daran, man wagt den guten Namen seiner selbst und Anderer, um Alles zu gewinnen!

Als im Januar 1813 der damalige Zwingherr Frankreichs und Deutschlands ein neues Aufgebot erließ, da sagte er seinen Franzosen, zur Begründung der Nothwendigkeit ungeheuerer Rüstungen, unter andern auch: „wie aller Orten in den fremden Ländern falsche Enthusiasten durch ihre finstern Lehren ohne Unterlaß die Völker zu verführen suchten, wie zahlreiche Gesellschaften, unter dem Namen „„Freunde der Natur, der Wahrheit,"" oder andern gleich bizarren Benennungen sich gebildet hätten, die den Haß, den Aufruhr und Ungehorsam gegen die Fürsten aufriefen."

Und so auch sagen diese neuen Obscuranten jetzt zu den Fürsten und Regierungen, um diese einzunehmen gegen die Aufklärung der Völker über die Begriffe von wahrer politischer Freiheit, und mißtrauisch namentlich gegen diejenigen zu machen, von welchen sie mit frecher Stirne lügen: „daß sie, wie vormals die Jakobiner die Menschheit, jetzt die Deutschheit vorspiegeln, um die Eide vergessen zu machen, wodurch ein Jeder seinem Fürsten verwandt sey," (m. s. Schmalz, S. 12) — „daß sie den Krieg der Deutschen gegen die Deutschen, und durch bittern gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen" — „daß sie nur neue Umwälzung, keinen dauernden Zustand, überall eigentlich nichts, als sich selbst wollen" (a. a. O.

S. 13) — „und so wie die Pflicht, so sey auch die Geschichte von ihnen gleich gering geachtet, da Jahrtausende aus den Deutschen nicht ein Volk hätten machen können," (a. a. O. S. 13.)

Welche auffallende Aehnlichkeit dieser ..... Schmalzischen Ansichten mit jenen Buonapartischen! — Und welche Aehnlichkeit zugleich mit den Ansprüchen der undeutschen Allemannia, so daß, wenn man den süddeutschen Styl in derselben nicht genauer erkennte, man ihn fast mit dem Schmalzischen verwechseln könnte. *)

Inzwischen ergibt sich doch daraus, daß Herr geheime Rath Schmalz im Allgemeinen zu dem Systeme der „achtbaren Männer" sich bekenne, „welche aus allen Ländern sich vereinigt haben," um unter andern auch in der sogenannten Allemannia einen Kampfplatz zu eröffnen, (m. s. die Note) wenn wir ihm auch nicht einen directen Antheil an dieser, vorzugsweise gegen

---

*) Zum Beleg für diese Aehnlichkeit geben wir nur eine einzige Stelle aus dem 14ten Hefte der Allemannia, worin die Redaction derselben (man will darunter nur Herrn von Aretin verstehen) die Tendenz dieser Zeitschrift entwickelt, und zugleich das Daseyn der von uns mit dem entsprechenden Namen „die neuen Obscuranten" belegten Parthei selbst verkündigt. Es heißt nämlich dort also: „der schreibseligere Theil der Deutschen bemächtigte sich (nach der Schlacht bei Leipzig) des großen Wortes; mit einer Uebereinstimmung in Wort und That, welche sich nur durch vorherige Verabredung, durch weit ausgebreitete Verbindung erklären läßt, wurde von Heerführern und Schriftstellern, Beamten und Lehrern in Proclamationen, Zeitungen und Flugblättern für einen Zweck gearbeitet, welcher Erhebung einer einzigen Macht,

seinen eigenen Herrn gerichteten Zeitschrift zutrauen können.

Uebrigens foderten jene durch ihre Verbindung uns heraus, und so nehmen wir denn mit Freuden den Handschuh auf, denn nun erst haben wir das Recht, auf ihre Bekämpfung hinzuwirken.

Wir aber — man nenne uns nun falsche Enthusiasten, deutsche Jakobiner, Tugendbündner, Unitarier, oder wie man sonst wolle, (nur nicht Aufrührer u. s. w.) — wir halten fest zusammen unsern Werth, das heißt: wir bleiben unerschütterlich treu unsern vielfach durch das Schicksal selbst geprüften Ueberzeugungen und Bestrebungen, und sind dabei mäßig genug, unsere Wünsche zu beschränken auf die allgemeine Einführung eines wahren Repräsentativ-Systems, wobei die Volksvertreter in Ober- und Unterhaus getheilt, nach Maßgabe ihrer Fähigkeit und Würdigkeit, ohne Uebergehung

---

Vernichtung aller übrigen in der öffentlichen Meinung zu seyn schien. Für jenen Zweck schien selbst das Mittel schamloser Libelle gegen Fürsten und Minister, aufrührerischer Addressen an die Völker, nicht zu niedrig. Vorzüglich waren Sachsen, Baiern, Würtemberg und Baden die Zielscheibe der Schmähsucht und des Grolles. Gestützt auf die treue Anhänglichkeit ihrer Unterthanen konnten die angegriffenen Regierungen zwar ruhig bleiben, allein mit dem Schweigen des einen wuchs die Frechheit des andern Theils, und brach nun selbst in halboffiziellen Schriften und Zeitungen aus. Immer mehr drängte sich die Ueberzeugung der Nothwendigkeit auf, diesen Anfällen mit gleichen Waffen zu begegnen, und es vereinigten sich achtbare Männer aus allen Ländern, um in dieser Zeitschrift einen Kampfplatz zu eröffnen u. s. w."

irgend eines Standes, (wie unbegreiflicher Weise dieß in Hannover geschieht), *) gewählt werden, welches alsdann ohnehin all die Wohlthaten zur Folge haben würde, deren die Völker bedürfen, und in deren Mitgenuß die Souveräne sich sicher und glücklich fühlen würden, nachdem sie selbst vorher durch die Annahme eines solchen Systems und die Sanction ihm angemessener Verfassungen ihre Völker beglückt hätten. Alles aber mit Rücksicht auf die Foderung des Zeitgeistes, bei wahrer Ehrfurcht vor dem Alterthume, da, wo der Zeitgeist ihm nicht offenbar widerstrebt. Hieran schließen wir noch das Verlangen nach allgemeiner Volksbewaffnung und verhältnißmäßiger Verminderung der stehenden Heere, welche künftig nur der Kern und die Schule der Volksarmee seyn dürften, und demnächst noch den Wunsch nach Gleichheit der Münze, des Maßes, des Gewichts und der Handelsgesetze in allen Staaten des deutschen Bundes. — Die Bundesversammlung zu Frankfurt aber entscheide in allen Differenzen in höchster Instanz.

Um nun aber ein Scheitern aller Hoffnungen und einen solchen tragischen Schluß des großen Spiels zu verhüten, wobei nicht nur Einige, sondern Alle untergehen würden, wo eine furchtbare Revolution das Vaterland zerreißen müßte, wollen wir Einheit! — denn ohne Einheit ist keine Kraft und Ausdauer — nicht aber den gebratenen Ochsen, den Wein auf dem Römer und andere leere Zierrathen einer Kaiserkrönung!

*) Der Edelmann wird nie den Bauer wahrhaft vertreten können.

Und wahrlich! die arbeitende Zeit wird der deutschen Nation noch geben, was Leidenschaften aller Art jetzt ihr versagen wollen, aber leider auf einem gewaltsamern Wege, als jetzt es zu erlangen wäre — zugleich fürchterlich rächend die Verkehrtheit und Bosheit derjenigen, die das wahre Heil in diesem Augenblicke verhindern wollen! —

* * *

Um die von uns ausgesprochenen Wünsche zu hegen, und zu der Verwirklichung des einen oder des andern nach Kräften und auf allen Wegen, welche die Rechtlichkeit erlaubt, beizutragen, bedarf es übrigens keiner geheimen Gesellschaft, da Aussprüche der Wahrheit nicht mehr mit Verlust des Einkommens, der Freiheit und des Lebens bedroht sind. Von uns thut ein Jeder an seinem Theile, was er vermag, doch ohne Verschwörungen und Aufwiegelungen, und wie die schönen Mittel alle heißen, deren man uns beschuldigt. Indem wir den Gang der Dinge der allwaltenden Vorsehung nach ihrer Weisheit überlassen, verkennen wir jedoch durchaus nicht den Beruf, den diese Macht dem Menschen gab, indem sie jedem geistige Kräfte verlieh. Während Niemand mehr, als wir, die geheiligte Würde der Souveräns verehren, können wir doch um keinen Preis die Ueberzeugung aufgeben, daß jeder Souverän und jede Regierung stündlich in Gefahr sind, aus Unkenntniß der Verhältnisse oder Einseitigkeit in Ansichten und Urtheilen, falsche Schritte zu thun, und daß

die Mittel zu Verhütung solcher Ursachen und ihrer Wirkungen bloß in der Versammlung wahrer Volksvertreter zu finden sind, unter die vor der Hand in der Allgemeinheit deutscher Nation auch wir uns bescheiden rechnen. Da nun aber sonach unsere Sache die aller Verständigen ist und seyn muß, so gehören folglich unserm Vereine diese Alle an, und wir sind also nicht einmal eine geschlossene Gesellschaft zu nennen, geschweige denn eine geheime.

Dieß erinnert uns endlich wieder an den Tugendverein, der sich die Ungnade des Herrn geheimen Raths Schmalz so sehr zugezogen hat, durch sein undankbares Benehmen gegen denselben, obgleich Herr Schmalz (m. s. S. 11 seiner Schrift) ihn durch die Verschweigung der Namen seiner Mitglieder von der Inquisition des ehemaligen Marschalls Davoust gerettet haben will.

Es ist Schade, daß Herr geheime Rath Schmalz uns so wenig über diesen Verein und dessen inneres Wesen hat mittheilen können, und verweisen wir daher unsere Leser (weil eine Geschichte dieses Bundes uns hier nicht am rechten Orte noch zu seyn scheint) auf mehrere Materialien zu solcher Geschichte, die im März-, Mai- und Junius-Stücke der Voß'schen Zeiten von 1811, dem August-Stücke des polit. Journals 1814, wie auch in dem oben schon angeführten 276sten Stücke der allgemeinen Zeitung von 1815, zu finden sind. — Ja jetzt ist sogar in einer neuen Zeitschrift (Freimüthige Blätter für Deutsche, im 4n und 5n Hefte) „die Verfassungsurkunde

des Tugendvereins" gedruckt erschienen, wobei wir übrigens nicht erörtern wollen, ob diese Bekanntmachung im jetzigen Augenblicke eben discret sey oder nicht. — Aus ihr und der Nachricht davon im Märzstück der Zeiten von 1811 wird man selbst beurtheilen können, ob dieser Verein wirklich nur eine Anstalt für „Rumfordische Suppe" war, wie der Verfasser einer Berichtigung jener Nachricht, im Maistücke der Zeiten 1811, versichert hat.

Dessen ungeachtet war dieser Verein durchaus kein „geheimer" zu nennen, da der König seine Errichtung wußte, und seine Verfassungsurkunde sanctionirt hat. Wenn er aber auch selbst dann, nachdem der König ihn aus guten Gründen wieder aufgehoben, noch fortbestanden hätte, so lag es ohnehin in keiner menschlichen Macht mehr, dieß zu verhindern. Ja! er wird immerwährend fortdauern, so lange noch ein Preuße lebt, und für Preußen die Hohenzollersche Dynastie. — Seine Grundsätze aber müssen im ganzen übrigen Deutschland, wo diese Dynastie auch nicht herrscht, ein Gegenstand der Achtung und eifrigen Nachahmung werden, da in ihnen die Völker die Wohlthat der jetzigen und künftigen Geschlechter, die Regierungen die Wirksamkeit ihrer Thätigkeit und die Dynastien die Sicherheit ihrer selbst begründet finden, *) denn „der Tugendverein ist eine öf-

*) Die eingreifende Wichtigkeit des Tugendvereins (also seiner Grundsätze) in das allgemeine Wohl scheint jedoch der treffliche Niebuhr in seiner neuesten Schrift gegen den Herrn geheimen Rath

sentliche Gesellschaft, welche sich des Beifalls jeder Regierung zu erfreuen hat, (§. 27 der Constitution), und er ist ein solcher Verfechter der Gesetzmäßigkeit, daß er „den geheimen, vom Staatsoberhaupte nicht sanctionirten Verbindungen sowohl mehrerer Staatsbürger unter einander, als auch einzelner Unterthanen mit fremden Mächten," abgeneigt ist. (§. 28 der Constitution.)

Der 22ste §. der Einleitung zu dieser Verfassungsurkunde sagt aber auch:

„Der Verein widerstrebt der Ausbreitung jenes gemeinschädlichen Einflusses, welchen erkaufte Schriftsteller zur allgemeinen Erschlaffung, Vernichtung der bestehenden Ordnungen bürgerlicher Gesellschaften, zur Herbeiführung allgemeiner Muthlosigkeit, eines Alles verachtenden Eigennutzes, und die Herrschaft des Knechtsinnes bei den Völkern anwenden. Er beschützt das Vaterland gegen den Spott und den Hohn solcher Schriftsteller, und vertritt die Denk- und Gewissensfreiheit gegen die Frechheit und Ausfälle sclavischer Zeitgenossen."

Und dieß ist — behaupten wir — die Pflicht eines jeden verständigen, ächt deutschgesinnten Mannes, wenn er auch, der Form nach, keinem solchen Vereine je angehört hat; — es ist die Sache eines Jeden, der dem verderblichen

---

Schmalz „über geheime Gesellschaften im preußischen Staate und deren Denunciation" bestreiten zu wollen. — Suum cuique! also auch die Ueberzeugung hierin. — Dem Verfasser dieses Aufsatzes scheint die große Idee der Volkserziehung, die im Tugendvereine herrscht, über Alles wichtig.

Systeme jener Obscuranten nicht huldiget, welche durch ihre in Gift getauchten Federn so gern Unzufriedenheit, Mißtrauen und Zwiespalt erregen, und darin alles, was ihnen nicht gefällt, untergehen sehen möchten.

Aber da diese so bestimmt uns angegriffen haben, so müssen wir nun wohl uns vertheidigen in diesem Kampfe der Verblendung und des bösen Willens gegen wahre Vaterlandsliebe, gegen .... die gesunde Vernunft! Der Sieg der letztern kann keinen Augenblick zweifelhaft seyn, und ruhig sehen wir darum dem Ausgange eines begonnenen Kriegs entgegen, der ohne unsere Verschuldung einen so ernsthaften Charakter anzunehmen scheint.

„Wahrheit und Muth" ist unser Feldgeschrei, und im enggeschlossenen Phalanx stehen wir so, mit Glauben und Vertrauen ausgerüstet, im Bewußtseyn der reinsten Absicht, jedem Gegner gegenüber!

Und somit genug für heute.

***s.

In Wien angeschlagen im Sommer 1813.

Wach auf, Franciscus! deine Völker rufen,
Wach auf! erkenne des Vergelters Hand!
Noch dröhnet unter fremder Rosse Hufen
Der deutsche Boden, unser Vaterland,
Noch wiederhallt auf unsern deutschen Gründen
Des Donners Lärm aus fremden Feuerschlünden.

Wach auf! die Glocke hat für uns geschlagen!
Jetzt, oder nie, Franciscus, mach uns frei.

Jetzt ist's nicht Zeit zu zaudern und zu zagen,
Du bist Monarch! — befiehl, und wir sind treu!
Gesteh' es uns, dich drücken deine Ketten,
Befiehl Monarch! noch können wir dich retten.

Schau hin nach Westen, freie Völker jagen
Die Adler Frankreichs aus dem Vaterland;
Schau hin, noch sind nach jammervollen Tagen
Die blut'gen Fahnen in der Rächer Hand,
Schon zählt man ihren Freiheitskampf nach Jahren,
Noch stehn und fechten Gottes tapfre Schaaren.

Es streiten Spanier, es kämpfen Britten,
Für ihren Glauben, Unabhängigkeit.
Wach auf, Franciscus! deine Völker bitten,
Führ' uns hinaus zum Kampf, jetzt ist es Zeit!
Verein' dich mit den Tapfern aus dem Norden,
Und jage des Zerstörers wilde Horden!

Wach auf! denn der Zerstörer sammelt Heere,
Den Frieden kennt und wünscht er nicht, wie wir.
Franciscus auf! jetzt gilt es deine Ehre,
Die Augen aller Deutschen ruh'n auf dir!
Kannst du es dulden, daß im Uebermuthe
Des wilden Wüthrichs Deutschland sich verblute?

Zum Kampf, so lang' in unserm deutschen Lande
Noch einen Finger regt Napoleon.
Franciscus auf! dich binden keine Bande,
Das Vaterland hat keinen Schwiegersohn.
Und sieh! der Herr dich mahnt in seinem Grimme,
Denn deines Volkes Stimm' ist Gottes Stimme.

Anzeige.

Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz, ge-

borne Schüler. In Umschlag geheftet. Mit einem Kupfer. (Preis 1 Thlr. 8 Gr.)

Man kann diese Sammlung als eine neue Erscheinung in unserer schönen Literatur betrachten, die das gebildete Publikum vielfach ansprechen, und einen nicht bloß vorübergehenden Genuß gewähren wird.

Die berühmtesten Dichter und Dichterinnen, Gelehrten und Geschäftsmänner Deutschlands, Dänemarks, Schwedens und Rußlands haben hier die Denkmahle ihrer Freundschaft und Verehrung für das einzige Talent einer Künstlerin niedergelegt, die Göthe selbst hier am schicklichsten mit dem Namen eines weiblichen Proteus bezeichnet. Nicht allein der Geist, sondern auch das Herz spricht sich in diesen eben so schnellen als reizenden Erzeugnissen der Muse aus, die den Freund des Schönen mit mancher eigenthümlichen Ansicht der Kunst erfreuen werden. Zugleich wird Jeder, der einst die mimischen Darstellungen der Künstlerin bewunderte, das Andenken an jene schönen Momente in sich erneuern. Diese mit der höchsten typographischen Zierlichkeit gedruckte Sammlung eignet sich vorzüglich auch zu Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstagsgeschenken.

(Ist in allen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 13s Stück.

Erklärung.

Erst durch die Anzeige des Herrn Gerhard Fleischer, in Nr. 231 der Leipziger Zeitung, *)

*) Diese Erklärung lautet wie folgt:

Während Sachsens traurigster Epoche, durch die Abwesenheit seines geliebten Königs, habe ich nichts gethan, was mit meinen Pflichten gegen denselben stritte. Nicht nur habe ich mich dem Verkaufe aller Schriften gegen Sachsen enthalten, und mit tiefer Kränkung die Verbreitung derselben bemerkt und empfunden, sondern auch den damaligen fremden Behörden einige Male im Beiseyn der Herren Mitglieder des Bücher-Commissariats und der übrigen hiesigen Herren Buchhändler frei und offen zu erkennen gegeben, als man uns den Verkauf kleiner Schriften für unsern König bei 100 Thalern Strafe verbot, daß man entweder diese auch erlauben, oder jene Schmähschriften zugleich, und überhaupt alles für und gegen Sachsen Gedrucktes verbieten möchte. — Nur eine Schrift, auf Sachsen Bezug habend, ist in dieser Periode von mir gedruckt und mit Freuden verbreitet worden. Sie führt den Titel: Bemerkungen eines sächsischen Patrioten über Grävells Sendschreiben an den König Friedrich August, Sachsens Wiedergeburt betreffend, in welcher die Irrthümer der Grävellschen Schrift beleuchtet und berichtigt werden. Bei diesen gegen meinen König treu nachgekommenen Pflichten, für die ich auf das Zeugniß meiner Mitbürger mich berufe, konnte es mir darum nicht anders als höchst empörend und empfindlich seyn, in der in München herausgekommenen Schrift: Sachsen, Preußen und Europa, zur Widerlegung der Staatsschrift: Preußen und Sachsen,

erfahre ich das Daseyn der in München wieder erschienenen Schrift: Sachsen, Preußen und Europa, und der mich nebst andern Buchhändlern darin betreffenden Stelle, welche diese und mich der „Verbreitung verleumderischer und majestätsverbrecherischer Schriften gegen ihren rechtmäßigen König" beschuldigt. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß diese Schrift aus derselbigen Quelle komme, welcher wir die Allemannia, die sogenannten „sächsischen Actenstücke" und andere Schriften gleichen Charakters verdanken.

Januar 1815, S. X in der angehängten Note, folgende Stelle zu finden: „Als Gegenstück diene die Preßfrechheit, von welcher wir nur zwei Beispiele anführen wollen. Das eine ist die unten weiter mitgetheilte Schilderung des Katholicismus; das andere findet man in dem Pasquill: Einige Worte zu der Schrift: Friedrich August, König von Sachsen, und sein Volk, von Carl Ludwig Horff, Leipzig (bei Rein und Gerhard Fleischer dem Jüngern, welche mit dem bekannten Brockhaus in Verbreitung verleumderischer und majestätsverbrecherischer Schriften gegen Ihren rechtmäßigen König einen edlen Wettstreit begonnen haben,) u. s. w." Ob diese Schrift von Andern verbreitet worden, weiß ich nicht, aber bei Gott und meinem Gewissen versichere ich, daß sie mir bis heute noch nicht zu Gesichte gekommen, und ihr Daseyn mir völlig unbekannt ist, ich sie auch, wie alle übrige Schriften der Art, um keinen Preis verbreitet haben würde. Dieß ist, was ich wegen obiger Verleumdung für Pflicht gegen mich selbst halte, hiermit öffentlich bekannt zu machen, und setze nur noch hinzu, daß ich Schriftsteller, die fähig sind, ohne Grund einen seinem Landesfürsten treu ergebenen Bürger des Majestätsverbrechens verdächtig zu machen oder anzuklagen, zu den gefährlichsten Menschen rechne, und darum wird der Verfasser der Schrift: „Sachsen, Preußen und Europa" nun auch wissen, wohin ich ihn rechne.

Gerhard Fleischer der Jüngere in Leipzig.

Ob man es daher gleich für eine Ehre halten könnte, von dieser im Finstern *) schleichenden süddeutschen Bande, an deren Spitze bekanntlich der berüchtigte Aretin steht, und deren Geschäft es ist, Mißtrauen zwischen Fürsten und Unterthanen, Haß zwischen den deutschen Volksstämmen und Zwietracht unter unsern Regierungen zu erregen; — derselben Bande, welche nicht damit zufrieden war, dem seelenlosesten Despotismus in den traurig furchtbaren Jahren von 1806 bis 1813 das Wort zu reden, sondern den Despoten zu noch größerer Tyrannei durch die bekannte Anklage aller Protestanten und des Protestantismus selbst anzuregen suchte, und namentlich mehrere edle Männer aus unserer eigenen Mitte, welche die liberale Landesregierung zu sich geladen hatte, als Aufrührer und Anführer bezeichnete; — derselben Bande, welche, in die Hoffnungen aller bessern Menschen ihre Drachenzähne säend, sogar die Geschichte und Völkerehre, wie die Völkerruhe, zu einer Metze macht, indem sie, nur um Deutsche gegen Deutsche zu empören, eine Reihe der schändlichsten Pasquille erfindet, denen sie das Prädicat „Actenstücke" gibt, und den Namen des edlen sächsischen Volks damit in Verbindung bringt; man könnte, sage ich, es für eine Ehre halten, von dem Wortführer dieser neuen Obscuranten und Pasquillanten geächtet zu werden: dennoch

*) Der Verleger dieser Schriften, Herr Buchhändler Lindauer in München, bemerkt unter jedem Versendezettel: „seinen Namen und den Verlagsort sorgfältig den Abnehmern zu verschweigen."

glaube ich auf jene bestimmt ausgesprochene Anklage, gleich Herrn Gerhard Fleischer, erwiedern zu müssen, daß in meinem Verlage keine einzige Schrift erschienen ist, welche auf irgend eine Weise die sächsischen Angelegenheiten in den Jahren 1813, 1814 und 1815 nur berührt, und daß ich eben so wenig von irgend einer der Schriften, welche über diesen Gegenstand für und wider erschienen, mehr als ein Exemplar, und dieß zu meiner eigenen Lesung oder literarischen Benutzung zu beziehen gewohnt gewesen bin, noch weniger aber eine Schrift dieser Art „verbreitet" habe.

In den von mir herausgegebenen „deutschen Blättern" ist, dem Charakter dieses Instituts gemäß, allerdings, wie es in allen deutschen politischen Zeitschriften geschehen, diese Angelegenheit für und gegen debattirt worden, allein immer mit Bescheidenheit, Würde und Anstand, und ich darf es in Wahrheit sagen, daß ich eine Menge anzüglicher Aufsätze, die auf irgend eine Weise kränken oder erbittern konnten, unterdrückt oder zurückgesandt habe.

Den Verfasser der beredtesten und gründlichsten Schrift für das Interesse Sr. Majestät des Königs, der Lettre à un Saxon, in der ich einen meiner Freunde zu entdecken glaubte, habe ich selbst eingeladen, in den deutschen Blättern seine politische Ansicht zu verfolgen. Was wirklich am Ende geschehen ist, haben die deutschen Blätter immer als das größte Unglück dargestellt, und damit auch die Empfindung und Ansicht ihres Herausgebers, der übrigens in keinem Unter-

thanenverhältnisse zu seiner Majestät dem Könige von Sachsen steht, ausgesprochen.

Altenburg, den 28sten November 1815.

Brockhaus.

Paris in Deutschland.

Wie unter den Franzosen, so regt sich jetzt unter den Deutschen die Partheiwuth über das Heiligste, Gerechteste des Volks. Sie wären nicht Deutsche, wenn sie nicht nachäfften! Als wir unterjocht waren, waren wir alle eines Sinnes. Wir wirkten alle dahin, die Rechte, Freiheiten und Gewährleistungen, die eines Volks wesentliches Eigenthum sind, wieder zu erwerben, und selbst die, welche jetzt wieder den Raub dieser Rechte so unverschämt fodern, standen damals jammernd und Hülfe fodernd vor denen, die sie jetzt wieder ihrer Eitelkeit und ihrer Herrschsucht opfern wollen. Alle waren oder schienen zur Zeit der Noth liberal, alle redeten von dem Werthe des Volks, einer wechselseitig Pflichten auflegenden Verfassung; jetzt aber, da sie die Gefahr vorüber wähnen, jetzt schreien sie gegen Verfassungen, wie gegen eine Empörung gegen Staat und Fürsten; jetzt bemühen sie sich, die Fürsten zu Despoten, die Bürger zu Leibeigenen, und sich zu den Peitschern zu machen. Jetzt bieten sich Menschen, die sich vor wenigen Monaten wechselseitig schändeten, fein zigeunerisch die besudelten Hände, um als eine Schreckensbande über Deutschland herzufallen, und es in Fesseln

asiatischer Tyrannei zu schmieden. Diese Schmiedeknechte der Allemannia in Baiern und der Schmalziade in Preußen haben nun den groben Hammer erhoben, und schlagen gemeinschaftlich auf einen Ambos, auf dem sie vorher sich wechselseitig breit geschlagen.

Was von solcher Aussöhnung solcher Knechte zu halten, welche reine Gesinnungen zum Grunde liegen, welche Zwecke sie zu erjagen trachten, erklärt sich aus dem bekannten Sprichworte über solches Zusammenthun, über ein Zusammenthun solcher Menschen, die sich zuvor meistens öffentlich und ziemlich deutlich für etwas erklärten, dessen Gemeinschaft unter ihrer Würde wäre. Dieses muß jedem Manne von Einsicht und Ehre die Augen über die Absichten solcher Brüder öffnen, und ihn warnen, sich ihren Einflüsterungen Preis zu geben.

Uebrigens ist für die errungenen Rechte der Völker von solchen Wichten nichts zu fürchten. Das Wohl des Staats und des Fürsten hängt zu fest mit der Bewahrung der Volksrechte gegen willkürliche Eingriffe eines Haufens Herrschsüchtiger zusammen, als daß man alles den Leidenschaften solcher Treiber überlassen sollte. — Dann tappen sie gar zu plump herein. Die blinden Remigranten in Paris sind, ungeachtet sie aus der Welt gefallen, noch nicht so einfältig mit ihrer Unterdrückung der völkerrechtlichen Verfassung hervorgeplatzt, wie diese deutschen Souveränetäts-Narren. Darum werden sie nicht umstoßen, was die Fürsten Europa's in ihrer Weisheit und Milde beschlossen, nicht dem Volke die

Verfassung rauben, mit der es allein, und mit der der Fürst allein ohne Sorgen schlafen kann; — sie werden die Weisheit der Fürsten nicht zu Schanden machen durch ihre vorgebliche größere Weisheit, wenn sie auch gleich so frech sind, diesen begreiflich machen zu wollen, daß sie unweise gehandelt, als sie die Völker auch als an der Menschheit theilhabende Wesen betrachteten, daß sie unweise gehandelt, diese schwachen, lächerlichen Despotensüchtler nicht vorher um Rath gefragt zu haben. Es geht ein gemeines Wort:

„Kommt der Bettler auf die Märr,
„So reit't er schneller als der Herr."

Wenn doch diese Zigeunerfreunde schon darauf säßen! Es geht auch ein anderer Vers:

„Der Lahme ist auf's Roß gekrochen,
„Hat auch das andre Bein gebrochen."

Die Elendigkeit, womit diese Deutschfranzosen beginnen, um ihre kleinlichen Plane, nämlich auch etwas commandiren zu können, zu erreichen, liegt eigentlich darin, daß sie eine Gesellschaft ersinnen, in der die bisher anerkannt edelsten, liberalsten, dem Fürsten, wie dem Volke treuesten, für unsere Befreiung thätigsten Männer sich befänden, und die den abenteuerlichen Plan hätten, die Throne umzustoßen! Eines solchen verruchten, sinnlosen Plans beschuldigen keck diese Menschen Männer, die immer redlich an Fürst und Volk gehangen, die aus Einsicht und Liebe solches Unternehmen hirnlos, zwecklos, verkehrt ansehen müssen.

Wer in diesem beginnenden Kampfe um

Volksanerkennung und Volksniedertretung alles begriffen ist, wissen wir noch nicht ausführlich. Was uns bis jetzt die Sage gebracht, bringen wir wieder, damit jeder wisse, an wen er sich zu wenden habe, wenn er über die Wahl seiner Meinungen verlegen ist.

Herausgeber der Allemannia seyen Lang, vordem in Anspach, jetzt in München, der seiner Zeit nicht unterlassen habe, über die baierische Regierung zu schimpfen, (doch wohl aus Liebe fürs Volk?) jetzt aber sogar die würtembergische Regierung gegen das Volk, das Muster Deutschlands und der Kern unserer künftigen verfassungsmäßigen Entwickelung, unter seinen Schutz nimmt — und Aretin, der Berüchtigte, von dem die einzige Sage, was er bei Jakobs Abzuge von München gethan habe, genug ist.

In Preußen stehen aber die Sachen und Leute so. (Ob sie mit Schmalz in Verbindung stehen, wissen wir nicht, und wagen kaum, solche Verbrüderung vorauszusetzen. Folgendes sind daher unzusammenhängende Bruchstücke.)

Der Schmalz ist ein glattes und schlüpfriges Wesen, das jedermann bis zum Ekel einladend aufnimmt, und ihm den Fuchsschwanz ums Maul streicht. Ob ein Geruch zurückbleibt, haben wir nicht verspürt. Alles, was in der preußischen Monarchie gedacht, vorgeschlagen und geschehen ist, hat er gethan. Er ist der Angeber und Stifter der Universität Berlin; Er allein hat dem akademischen Senat zu Halle aus der Franzosennoth geholfen; Er und Froriep haben in Kö-

nigsberg das Regenerationswerk der preußischen Monarchie eingeleitet.

Im Jahre 1809 ungefähr bildete sich in Königsberg der sogenannte Tugendverein, wie es heißt, nicht ohne Vorwissen des Königs, der den Zweck hatte, in Gesinnung und That gegen die Unterjochung Deutschlands, gegen die Verjagung oder die Herabwürdigung unserer Fürsten zu wirken, also nicht wider den Willen der Fürsten. Wie weit solcher Eifer zur Errettung unsers Vaterlandes beigetragen, ist bekannt; eben so, wer als Theilnehmer jener Bestrebungen genannt wird. Was Wunder, wenn für Fürst und Volk so eifrig Gesinnte auch den einflußreichen und Alles durchsetzenden Schmalz um seinen Beifall ansprachen? Dieses Vertrauen soll ihm sehr geschmeichelt haben; als er aber keinen seiner Kraft und seinem Range angemessenen Wirkungskreis erhielt, fühlte er sich gekränkt.

Und es geschah, daß zu selbiger Zeit in Berlin andere Leute waren, die anderer Meinung waren. Sie hielten jeden Kampf gegen die Franzosen für Narrheit, wohl gar für gefährlich, und ergaben sich daher in die Unterjochung, oder wähnten noch von den Franzosen Nutzen zu schöpfen, oder vielleicht gnädiger behandelt zu werden, weun sie sich an sie anschlössen. Man zog mit nach Rußland. Es handelten beide Partheien für das Vaterland und für den König. Der einen Handeln ist gelungen, mit dem Beifalle der Welt gelungen: — die andere wurde bedauert; am meisten bedauerte sie sich aber selbst.

Wenn wir unglücklicher Weise bei dieser Par-

thei des Mißlungenen gewesen wären; so würden wir uns damit wieder auf die Beine helfen, das wir zuerst das, was die andere gethan hat, für gering achteten, dann ihre Thaten, als aus andern Mitteln hervorgebracht, verkündeten, was uns nicht schwer fallen würde; darauf fingen wir an, diese Thaten selbst in ein nachtheiliges Licht zu stellen; endlich legten wir ihnen fremdartige, schlechte Beweggründe unter, die etwas anderes bezweckten, als sie geleistet haben. Die Menschen erheben sich gern des Dankens, und würden sich freuen, wenn sie durch uns so überzeugend losgesprochen würden. Hätten wir es so weit, daß unsere Helfer als ausgebrauchte Werkzeuge in den alten Winkel gestellt wären; so würden wir nun einen neuen Plan zu Tage fördern, und wenn er auch gegen unsere Ueberzeugung und gegen unsere Zuneigung zum Volke und Fürsten wäre, so würden wir ihn doch durchzusetzen suchen, wenn er nur den Handlungen jener bei Seite Gestellten schnurstracks entgegen wäre, und das mit so viel mehr Eifer, als ein solcher Plan schwer durchzuführen ist, indem er das ganze Volk zum Widersacher hat. So wären wir doch einmal emporgestiegen, wenn unsere Wiedererscheinung auch die Napoleons wäre! Einmal triumphirt belohnt jede Anstrengung, wenn man auch gleich voraussieht, daß man so wenig gegen ein ganzes Volk ausrichten kann, als ein Volk gegen ganz Europa — und daher der Wanderstab oder das Wanderruder zur heiligen Helena das Ende der erhabenen Fahrt wird.

Es gibt noch einige, die sich noch hierher möchten classificiren lassen, sind aber vor der Hand, den Schmalz vielleicht ausgenommen, von geringerer Entschiedenheit oder von geringeren Hoffnungen.

Es freut uns, noch einen selbstständigen Artikel anhängen, und damit den Schmalz entschuldigen zu können, daß er eigentlich nicht der Urheber, nicht einmal der ursprüngliche Schreiber des überall hin versandten Pamphlets ist. Seine Parthei habe nämlich zuerst den aus der Kantischen Zeit berühmten Bendavid zum Schreiben angegangen. Als dieser den neuen Ruhm, die Königsberger Secte zu stürzen, wie billig, abgelehnt hatte, machte man sich an Gubitz, der sich aber auch nicht daran gewagt habe. Endlich haben sich die großen Männer, Janke und Schmalz, zu der herkulischen Arbeit, den Königsberger Stall auszumisten und zu schlämmen, gebrauchen lassen; und der vor kurzem aus Preußen verbannte, überbescheidene und besonnene Cölln soll nächstens erst das rechte Salz aufstreuen, wodurch aller Geruch der Pesthauchenden zerstört werde. Schmalz, Cölln, Janke; Cölln, Schmalz, Janke; Cölln, Janke, Schmalz; von diesen dreimal drei haben erst drei, jeder zwei Orden, nämlich der erste, mittelste und letzte, erhalten.

Daß eine solche ruchlose Gesellschaft, welche den Staat zertrümmern will, wenn sie da ist, nicht auseinandergesprengt, oder wofern sie nicht

da ist, ein solcher Denunciant nicht zur Ordnung und Bescheidenheit verwiesen wird, zeugt von den eifrigen Debatten der Berliner Pärens- und Deputirtenkammer. Schade, daß sich die Geschwindschreiber noch nicht recht aufs Handwerk verstehen, und den Verhandlungen Freiheit und Interesse geben.

Ueberrheinische deutsche Länder.

Die Deutschen wollen nicht unter einen Franzosenkönig.

Wer sollte in Austrasien König werden? Niemand von Ansehen und Macht war da. Die alemannischen Herzöge waren geblieben. Das Reich bekam daher einer der Franzosenkönige, und zwar Chlothar von Soissons, weil er noch der rüstigste unter den beiden Großoheimen gewesen.

Aber nun ging sogleich der Teufel los. Die Thüringer und Sachsen wollten diesen Franzosen nicht anerkennen, und wählten sich eigene Fürsten. Die jetzigen Franken, Hessen an der Werre und am Rhein scheinen ihnen beigetreten zu seyn, denn der Abfall ging bis an den Rhein. Chlothar zog über diesen Strom. Da er aber den Deutschen nicht trauen durfte, nahm er, wie natürlich, ein ächtfranzösisches Heer mit sich, siegte und verheerte. Das folgende Jahr waren sie aber schon wieder abgefallen. Chlothar zog wieder über den Rhein herüber, und jagte sie so in Angst, daß sie Unterwerfung versprachen

und Gnade erhielten. Aber das Franzosenheer war mit dieser Unterwerfung nicht zufrieden, es wollte den Deutschen ans Leben. Obschon die deutschen Abgeschickten die Hälfte alles Vermögens des Landes anboten, wenn man ihnen nur das Uebrige nebst dem Leben ließe, so schrien doch der sinnlose, thierische Franzose unaufhörlich, daß man alle als Treulose über die Klinge springen lassen müsse, weil sie nie Wort halten würden.

Endlich versprachen die Deutschen, alles Vermögen den Franzosen zu überlassen, wenn man ihnen nur das Leben ließe. — Der König bewilligte es, aber vergebens. Die barbarischen Franzosen widersetzten sich der menschlichen Handlung ihres Fürsten. Chlothar war gezwungen, die Abgeschickten ohne Unterhandlung zurückzusenden, erklärte aber seinen Franzosenhorden, daß sie gegen den Feind marschiren möchten, er aber würde nicht mitgehen. Auf dieses fielen seine eigenen Soldaten in Wuth über ihn, ihren König, her, zerfetzten sein Zelt, bewarfen ihn mit Schimpfwörtern und andern Mißhandlungen, und drohten sogar ihn zu ermorden, wenn er sie nicht auf der Stelle ins Lager der Deutschen führte. Der König mußte gehorchen.

Die Deutschen aber fochten wie Verzweifelte, die wüthenden Halbmenschen wurden zurückgeworfen, größtentheils in die Pfanne gehauen, so daß sie fast noch fußfälliger als jetzt die Neufranzosen durch ihr Ebenbild, Fouché, um Gnade und Frieden bitten mußten, welches die Deutschen gewährten.

Sie brachten die Franzosen nicht um, schrieben ihnen aber die Bedingungen vor, welche sie selbst zu ihrem Vortheil entwarfen, nicht sich von den besiegten Franzosen haben in die Ohren raunen lassen. Chlothar zottelte über den Rhein zurück, und Norddeutschland blieb frei von dem Regiment eines französischen Königs, kam jedoch nicht ganz außer Verbindung mit Austrasien.

Chlothar hatte noch andere französische Tugenden, die den Deutschen schlecht gefielen. Obschon er ein sechzigjähriger Sünder war, obschon er schon mehrere Weiber hatte; so nahm er doch noch Diebolds junge Wittwe, Waltrut. Der heilige Nicol, Erzbischof von Trier, verwies dem König dieses Aergerniß vergebens, er excommunicirte ihn endlich, dafür wurde er ins Elend geschickt. Des Königs ältester Sohn, dem der Vater Arvern (Auvergne) zu verwalten gab, und den der französische Kitzel zu herrschen stach, empörte sich gegen seinen Vater. Childebert war auch nicht faul in der Schlechtigkeit, er unterstützte sogleich den ungehorsamen Sohn gegen seinen Bruder, und unterhandelte heimlich mit den Deutschen, um sie auch zum Kriege gegen Chlothar aufzuhetzen. Alles war so vortrefflich nach Franzosenkunst und Verschmitztheit verabredet, daß alle drei zugleich losbrachen. Chlothar marschirte in Person gegen die Deutschen, die am Rhein standen. Gegen seinen aufrührerischen Sohn schickte er seine zwei folgenden Söhne. Von den Deutschen wurde er geschlagen, und diesen Schlachtverlust benutzte der aufrührerische Sohn, um einen Eilboten so ins Lager sei-

ner Brüder zu bringen, als käme er vom Rhein. Er überbrachte die Nachricht, Chlothar sey todt, welches die zwei ohne Weiteres glaubten, und davon zogen. Dieselbe Nachricht kam durch ähnlichen Betrug nach Paris zu Childebert, damit dieser schneller in Austrasien einfalle, der auch nach Franzosenmanier sich diese Nachricht nicht zweimal hinterbringen ließ, sondern aufbrach, Rheims wegnahm und — starb.

Chlothar war nun Herr von Deutschland und ganz Frankreich. Das ungehorsame Söhnlein wurde erwürgt, und gnädig mit Frau und Kindern verbrannt (558). Das ist Franzosenpractik! Für das große, zum Theil unruhige Reich ließ Chlothar die Gesetze erneuern, setzte, wie sein Vorgänger, Herzoge, Grafen u. s. w. ein. Die alte Formel war: Da wir hinreichende Kenntniß von euern großen und guten Eigenschaften haben, so haben wir euch bekleidet mit dem Amt eines Herzogs, Patriciers, Grafen in diesem oder jenem Lande, Gau u. s. w., unter der Bedingung, daß ihr uns unverbrüchliche Treue gelobet. Diese Herren waren mithin nicht Herren und Fürsten der Länder, sondern nur Verwalter, Beamte der Könige, die durchaus kein Erbrecht hatten, wenn gleich nach einem Billigkeitsgefühl sehr oft die Söhne das Herzogthum wieder erhielten.

Chlothar starb 562, alt 61 Jahre, an der Regierung 51 Jahre, worin sich viel Gutes und Rühmliches thun ließe, wenn man nicht verblendet ist.

Anekdote.

Im Jahre 1810 machte Napoleon eine Reise nach Belgien, und besuchte unter andern auch Gent. Jedermann that, wie es gewöhnlich war, sein Bestes, um in Inschriften und Sinnbildern Geist und Gelehrsamkeit zu zeigen. Wer sich einige Zeit in Gent aufgehalten hat, kennt das Gebäude, welches am Ende des Platzes, welcher der Kanter heißt, liegt, und den Namen des kleinen Schlachthauses (la Petite Boucherie) führt. Die Schlächter, welche dieses Gebäude inne haben, traten zusammen, um sich über eine Inschrift zu besprechen, die durch ihre Einfachheit der Bestimmung des Gebäudes und dem Gewerbe derer, die ihre Huldigung darbringen wollten, entsprechend wäre. Nach langem Nachdenken fanden sie nichts passender, als folge zwei Verse:

Les petits bouchers de Gand
A Napoléon le Grand.

Die kleinen Schlächter von Gent
Napoleon dem Großen.

Zum Glück bemerkte die Obrigkeit noch vor Ankunft des Herrn diese Zweideutigkeit, und ließ den ersten Vers ausstreichen.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 148 Stück.

Klagen der Kirche.

Wenn es schon viele versuchten, in dieser ernsten und entscheidenden Zeit denselben Gegenstand zur Sprache zu bringen, dem dieß Wort geweiht ist; so darf man dieß für ein Zeichen halten, daß allgemeiner das Bedürfniß empfunden wird, darüber zu denken und zu forschen, dafür zu reden und zu handeln.

Und so klar spricht die Nothwendigkeit mitten in dieser großen, allgemeinen Bewegung der Welt, die höchsten und heiligsten Verhältnisse des Lebens nicht unbeachtet zu lassen, sie einer neuen Prüfung zu unterwerfen, ernstlich die Stellung zu erwägen, auf die uns die Gewalt der Zeit hingedrängt, oder eigener Irrthum hingetrieben, oder, so Gott will! redlicher Eifer hingeleitet hat, und daraus, was jetzt zu thun, wohin nun zu wirken sey, zu entwickeln, daß ein Versuch der Art, wenn er nur fromm, ehrlich und bescheiden ist, keiner Rechtfertigung bedarf.

Schelte man nicht die, welche zu reden sich gedrungen fühlen, und wenn auch die letzte denkwürdige Zeit den alten Vorwurf zu erneuen scheint, daß wir Deutsche ein sehr redseliges

Volk sind, so vergesse man nicht, daß wir denn doch auch (die Geschichte, auch die neueste, bezeugt es!) ein thatenseliges sind, daß manch gutes Wort eine gute Statt gefunden, und wie es dringend ans Herz legte, was Noth that, auch die Herzen bewegt, und zu freudigem Wirken begeistert hat.

Die letzten, dem Freiheitskampfe vorangegangenen Zeiten, aus denen Gott mit starker Hand uns errettete, haben manches Recht gekränkt, manches Unrecht geltend gemacht, Vieles, was vordem heilig, unverletzlich, fest gegründet war, zerstört, geraubt, verhöhnt! Wunderbar sind wir den Greueln der Verwüstung, Verwirrung, Unterdrückung durch die Kraft aus der Höhe entrissen, und neues Leben bricht hervor, und regt sich allenthalben, und will, auf altes, wiedergebornes Recht gegründet, sich kräftig durchkämpfen durch Alles, was ihm die theuer erworbene Freiheit beschränken, oder nicht gönnen möchte.

Da tritt denn Alles auf, was zum Verständniß der Urkunden seiner Gerechtsame und zu dem Vertrauen auf dieselben endlich wieder gelangt ist, was durch fremde oder eigene Schuld, über Raub oder Verlust Klage zu führen, und altes Recht, das wieder gelten soll, in Anspruch zu nehmen Ursache findet. Und wenn wirklich gestritten ist für heiliges Recht, für Wahrheit, auf die das Recht sich steift, mit der es Eins ist, für Freiheit, die auf Recht, wie auf Gesetz, sich gründet; und wenn es kein falscher Wahn ist, daß wir sie wirklich wieder errungen haben, diese unveräußerlichen Güter der Menschheit; so

müssen willig gehört werden alle vernünftigen Klagen, beachtet alle gerechten Ansprüche, die, woher sie auch kommen, doch nur an unsere Gerechtigkeit und Treue, mit Vertrauen auf unsere Wohlgesinntheit, sich wenden. Ja wir sollen uns freuen des wiedergewonnenen Glaubens an Recht und Gerechtigkeit, und an ihre Herrschaft auf Erden; wie er sich kund gibt auch im lauten Ausdrucke jener Klagen und Ansprüche, und darum willig sie hören, und wo es möglich ist, begünstigen.

Darum darf wohl auch die Kirche, die geistige Mutter Aller, die für Alle spricht, indem sie nur für sich zu sprechen scheint, eintreten in den Kreis der Klagenden, Rufenden und Fodernden; endlich mit größerem Vertrauen alte Klagen wieder erneuen, neue, nur zu gerechte (ihr zerrissener Anblick beweis't es!) anheben, und zurückfodern auch ihr heiliges Recht, und geltend machen ihre wohlbewährten Ansprüche.

Aber die Kirche erhebt ihre Klagen über ihre eigenen Kinder, und wir, die wir für sie zu sprechen uns aufgefodert fühlen, müssen, wenn wir auch durch unsere Rede ihr heiliges Recht und ihre große Noth anerkennen, uns selbst anklagen. Wer dürfte in dieser Zeit, da so viele und so große Schuld zu sühnen ist, vermessen, sich allein schuldlos wähnen, und nie verletzter Treue gegen die heilige Gemeinschaft sich rühmen? Und weil Erkenntniß und Bekenntniß der Schuld der alleinige erste Anfang der Buße und Sühnung ist, so bewähre der reine Wille Aller, die für die heilige Mutter ihre Stimme erheben,

sich zunächst in der Demuth, die nicht Andere nur in schwerer Schuld befangen hält, sondern in dem Neuewort: Siehe, auch ich war nicht immer werth, dein Sohn zu heißen! in Wahrheit bezeuget, daß die ausgesprochenen Klagen, Ansprüche nnd Hoffnungen nur ein lauteres Wort der Liebe sind, und nicht als ein Verdienst, sondern nur als die beginnende Lösung einer großen Schuld gelten sollen.

Die Kirche trauert über ihre eigenen Kinder; aber nicht die letzten Jahrzehende nur, über die Alle seufzen, klagt sie an. Sie zeigt ihre verkümmerte äußere Gestalt, zerschlagen und gebeugt seit langer Zeit, ihre zahllosen Wunden, alte, noch unvernarbte, und neue, noch blutende. Ihre Leiden und Schmerzen sind die ältesten, und haben sich gemehrt mit den Jahren, und sie hat sie getragen, bis sie endlich unerträglich geworden, und in lauten, Alles bewegenden Tönen sich ihr bitteres Leid verkünden muß. Uns ruft sie auf, daß wir, was die frühere und spätere Vergangenheit, wie die Gegenwart, gefehlt, wieder gut machen, sühnen der Väter und eigene Schuld, und dadurch die Aufrichtigkeit unserer Rückkehr zu ihr zuerst beweisen, daß wir auf uns nehmen die Noth der ganzen Gemeinschaft, und ohne da oder dorthin ihre Ansprüche zu verweisen, vielmehr einmüthig uns verpflichtet fühlen, in erneutem Bunde herzustellen die alte Lauterkeit, Innigkeit und Treue, die an ihren ältesten Söhnen hervorleuchtete, die alte Würde und Herrlichkeit, in der sie vordem erschien.

Sie spricht durch ihre wiedergefundenen Söhne ihr nieverlornes, aber vielgekränktes Mutterrecht an, ein heiliges Recht, von Gott bestätigt und von ihren frommen Kindern anerkannt. Aber nicht vor einer Versammlung der Mächtigen auf Erden, die so viele irdische Foderungen befriedigen sollen, will auch sie ihre Klagen, ihre frommen Wünsche und Hoffnungen anbringen, nicht mit den irdischen vermengen ihre himmlischen Ansprüche, nicht mit dem menschlichen ihr göttliches und ewiges Recht. Sollte die Mutter gegen ihre Kinder, die selbst als Irrende von ihr mit erbarmender Liebe getragen werden, der Gewaltigen Hülfe aufrufen, die in ihrer Macht doch ohnmächtig sind, denen nur menschliche Kraft zu Gebote steht, während sie selbst ihrer göttlichen, darum endlich doch gewiß siegreichen, sich bewußt ist? An alle ihre Kinder, an Hohe und Niedere, an Mächtige und Ohnmächtige wendet sie sich, und nur rückkehrende Liebe soll ihr wiedergeben, was die Liebe fodert. Kann die Gewalt auch Liebe entzünden? Und Liebe nur, treue Liebe sucht sie, weil in ihr allein Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit versöhnt und wahrhaft vereint werden. Nur zur Liebe ruft sie zurück, in der Glaube und Demuth und kindlicher Gehorsam sind, zu einem Glauben, in dem die Liebe sich läutert und heiligt, sich immer neu bewährt und stärkt. Wehe, wenn sie, die über alle menschliche Gewalt ist, dieser bedürfte, aufs neue das unauflösliche Band zu knüpfen, das Mutter und Kinder vereint! Die Fürsten der Erde gelten ihr nicht höher, als das Geringste

ihrer Kinder, das nicht gering ist in ihrem Herzen, wie in den Augen der Welt. Kommt, mahnt sie, kommt Alle zu mir; kehrt Alle wieder, und bleibet in meiner Liebe! Kommt, ihr Mächtigen, die ihr so lange außer oder über meiner Gemeinschaft stehen wolltet, die ihr, irrend selbst, Viele in Irrthum verleitet habt; kehret wieder und führet, so viel an euch ist, mit euch eure geringsten Brüder, über die euch Gewalt gegeben ward, die aber meinem Herzen nahe sind, gleich wie ihr! Kommt ihr, auch die Geringsten auf Erden, die ihr so lange mühselig und schwer beladen fern von mir irrtet, und findet in mir euren Frieden!

So freundlich ladet die Mutter uns Alle zu sich, und wir hören wieder ihre Stimme und vernehmen ihre Klagen.

„Wie oft, ruft sie, habe ich euch versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein, und ihr habt nicht gewollt! Wie oft habe ich euch gerufen mit der Stimme der Liebe, und gemahnt mit dem Worte der Wahrheit, und gewarnt mit drohenden Zeichen? Licht habe ich euch gegeben, daß das Licht euch reize und leite; und habe das Licht euch entzogen, daß ihr eure Finsterniß und Blindheit empfändet, und nach dem Licht, das von oben ist, sehnsüchtiger verlangtet. Heil und Freude habe ich euch wiederfahren lassen, daß der Friede in Gott euch erhebe über die Erde, und dankbare Liebe euch bände an die selige Gemeinschaft; und Schmerzen und Trübsal habe ich euch gesendet, daß ihr eure Hülflosigkeit erkenntet, und fühltet, wie ihr so nichts seyd, und

nichts vermöget von euch selbst, und daß ihr suchtet die Quelle des Trostes und den Bund des Friedens! Der Geist des Herrn, der mir inwohnet und durch mich wirket, der durch mich euch segnet, oder straft, tröstet und erhebt, oder den Trost hinwegnimmt und erniedriget; der die Hoffärthigen demüthigt, und die Demüthigen mit Gnaden erfüllt; Er hat durch mich zu euch geredet, und mit unendlichem Erbarmen euch immerdar erweckt, daß ihr auf euch nehmen möchtet das Kreuz und folgen dem, der der Weg der Wahrheit und das Leben ist, und der ewige Fels, auf dem die heilige Gemeinschaft ruhet."

„Ihr aber habt nicht gehört der Liebe Stimme und der Wahrheit Wort, und nicht geachtet auf die bedeutenden Zeichen! Was auch über euch verhängt war, es ist unverstanden und unerkannt an euch vorüber gegangen, es hat nicht die rechte Sehnsucht in euch entzündet, euch nicht zu Selbsterkenntniß gebracht, nicht zurückgeführt zu meiner Liebe. Ihr habt gegen des Geistes Ruf euch verhärtet, seinem Walten eure Herzen verschlossen, das Kreuz verlassen, und den Weg des Heils, Christum und seine Gemeinde. So in der Blindheit eures Herzens und dem Dünkel eures Verstandes seyd ihr je mehr und mehr abgewichen auf mannichfache Irrpfade, und habt der Mutter vergessen, verschmäht ihre bald milde, bald strenge Zucht, daß sie in eurem äußersten Elende euch kaum erquicken, noch den Kelch des Heils euch reichen konnte, der mit dem Tranke der Unsterblichkeit, euch mit Kraft und Freude des Geistes, mit göttlichem Trost und Frieden erfüllt hätte."

„Milch habe ich euch zu trinken gegeben, und nicht Speise, denn ihr konntet noch nicht, auch könnt ihr noch jetzt nicht, dieweil ihr noch fleischlich seyd. Denn sintemal Eifer und Zank und Zwietracht unter euch sind, seyd ihr denn nicht fleischlich und wandelt nach menschlicher Weise?"

„Aber ihr habt euch selbst stärkere Kost und bequemere Geistesnahrung gesucht, und seyd hingegangen in der Eitelkeit eures Herzens, euch selbst die Fackel anzuzünden, die ein Licht wäre auf euren Wegen, und seyd immer tiefer gesunken in Irrthum, und immer weiter abgeirrt von dem Wege des Lebens. Ihr suchtet euch selber, da ihr wähntet Gott zu suchen und anzuschauen, und so habt ihr nur euch selber gefunden, und doch euch selbst nicht verstanden!"

„Seht, der Glaube ist verschlungen durch eitle Weisheit, und die Liebe ist aus eurer Mitte gewichen, und die Hoffnung ist euch zur Thorheit worden. Die ihr Eins seyn sollt in Glaube, Liebe und Hoffnung, ihr seyd nun feindlich getrennt, und jeder sucht das Seine, und weicht von mir und der Gemeinschaft. Wo ist noch die Menge der Gläubigen, die da war Ein Herz und Eine Seele? Wo ist noch der gottselige Wandel, der Zeugniß gebe von dem, dessen unermeßliche und unaussprechliche Liebe eure Herzen durchdringen soll, Eins zu seyn mit Ihm und untereinander."

„Wo ist der freudige Dienst des Herrn, die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, die andächtige Uebung, in der das fromme Herz sich läutert und stärkt, der nicht ist nur die matte

That des Augenblicks und das kalte Wort des Mundes, sondern der heilige Eifer, um Gottes Willen Alles zu thun, wäre es auch noch so schwer; Alles zu leiden und zu dulden, wäre es auch noch so bitter, und Allem zu entsagen, Alles zu opfern, wäre es auch noch so theuer der irdischen Liebe?"

„Wo ist die herzinnige Andacht der Gemeinde im gemeinsamen Gebet und Gesang und frommer Betrachtung, wie sie sonst die Gläubigen zahlreich versammelte an heiliger Stätte, sie bezeichnete als die Gemeinde der Heiligen? Wo ist die tägliche heilige Andacht, die sonst zu gemeinschaftlichem Gebet, oder zur Lesung der heiligen Schrift Vater und Mutter, Kinder und Hausgenossen versammelt, durch laute Gesänge, die aus den friedlichen Wohnungen erschallen, bezeugte, daß andächtige Christen drinnen wohnten, und die enge Hütte zu einem Tempel Gottes machte?"

„Wo ist der apostolische Geist, der vordem meine ersten Diener, die Priester, (vorzugsweise, auf daß sie ganz geistlich gesinnt wären, Geistliche), als Nachfolger Jesu Christi und seiner Apostel bewährte, als Verkündiger des ewigen Evangeliums von der Liebe, als Haushalter über die göttlichen Geheimnisse, als berufen und erwählt, nicht ihre eigene Weisheit, sondern das Wort aus Gott zu predigen, zu erhalten die Gemeinde im Glauben und in der Einigkeit des Geistes, zu handeln, als Geweihte die sichtbaren Zeichen der Gnade, und Vorbilder der Heerde zu seyn, treu in der Wahrheit und unsträflich in ihrem Wandel?"

„Und wo sind sie, meine Getreuen, die von ihnen sich leiten lassen, die da hören die Stimme der Prediger in der Wüste des Lebens, meine frommen Kinder, die als Ein Brudervolk trachten nach den besten Gaben, um der Brüder willen gern auf das Eigene verzichten, und wissen, ich habe es Alles Macht, aber es frommt nicht Alles, und einmüthig bekennen: Wir glauben all an Einen Gott, der Aller Vater ist, und an Einen Erlöser, den Sohn Gottes, der Aller Heiland ist, und an Einen heiligen Geist, der unser Tröster, Führer, Meister ist, und in alle Wahrheit leitet? Wo sind sie, die demüthigen und treuen Herzen, die sich nicht genügen lassen an der Erfüllung einiger Gebote, nicht gerecht sich wähnen, auch wenn das Gesetz sie keiner schweren Uebertretung zeiht, sondern ihr ganzes Leben zu heiligen suchen, und auf Gottes Barmherzigkeit allein hoffen, und täglich bekennen, nicht daß wir tüchtig sind, von uns selber etwas Gutes zu denken und zu wirken, und uns zu erretten; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott?"

„Ach! die Demuth und Treue ist erstorben, der Glaube ist ermattet, die Liebe lau geworden, und der Eifer erkaltet! — Sie reißen sich los von meinem Herzen, und achten nicht der Mutter, nicht ihrer Leiden und Schmerzen, nicht des ungeheuern Falles, in dem das Vaterhaus zusammenbricht, daß die Stätte des Friedens kaum noch erkannt wird. Und fremd geworden ist ihnen selbst der Mutter Name; sie verstocken ihr Herz gegen der Mutter Ruf, sie kennen nicht

mehr ihr hellleuchtendes Angesicht, und glauben denen, die ihnen sagen, hier ist sie oder dort, oder vertrauen dem eigenen Wahne, der sie treibt, fern von ihr sich eine andere Heimath zu suchen, in der keine Mutterarme liebend, tröstend, erquickend und stärkend sie umfassen!"

„O, meine frommen Kinder, wie ist so klein worden euer vordem so weiter, so viel getreuer Kreis! Wie stehst du so vereinzelt, du kleines Häuflein, hin und her zerstreut, unerkannt von der Welt, oder verschmäht von ihr!"

„O, meine irrenden Kinder, warum wandelt ihr so fern, warum seyd ihr von mir gewichen, und habt euern Trost, eure Ruhe, euern Frieden Preis gegeben eurem unseligen Irrthume? Auf euch selber habt ihr vertraut, und euer Vertrauen ist zu Schanden geworden; denn ihr seyd schwach, und ohne den Geist aus der Höhe könnt ihr nichts thun! Die himmlische Traurigkeit habt ihr verschmäht, und gehascht nach der Freude der Welt, und sie hat mit Unfrieden und Schmerz euch gelohnt. Dem Kampfe des Glaubens seyd ihr entflohen, und ohne Kampf von dem Feinde, der in eurer Sicherheit euch überlistet, und von eurer Schwachheit überwunden worden. Der Erde habt ihr euch zum Dienst ergeben und ihrer schnöden Gewalt, und ihr seyd in böse Dienstbarkeit verstrickt und traget unwürdige Fesseln. Denn die Erde kann nur binden, nicht lösen, und hält euch, daß ihr nicht frei und freudig aufstreben möget zum Himmel."

„Also ist euer Streben verwirrt, euer Leben verwüstet, und ihr findet die Stätte nicht, da

ihr ruhen möget. Ja das Leben ist euch zum Tode, und die Erde zu einem allverschlingenden Grabe geworden, euch, die ihr berufen seyd, im Tode das Leben, und schon auf Erden über Grab und Verwesung, im seligen Glauben den Himmel zu finden!"

„O, daß ihr erkennen möchtet euern Irrthum, eure Noth, euer Elend, und genesen von eurem Wahne, der ins Verderben führt. Seht, neue Zeichen sind geschehen, und der Herr hat Großes an euch und allen Völkern gethan. Gebrochen hat Er die frevle Macht, die eurer Ohnmacht spottete, zu Schanden machte euren Selbstruhm, zerstörte, was euch noch heilig war, und mit List und Gewalt euch zu Sclaven entwürdigte. Wie ihr mit eurem Glauben und Vertrauen eure Herzen zu Ihm erhobt, und mit frommem Entschlusse und einträchtigem Geiste in den Kampf zoget, hat Er, daß ihr nicht vergebens trüget das Siegeszeichen des Kreuzes, Sieg gegeben euren Waffen, eure Brust gestählt und euren Arm gestärkt, die schweren Fesseln zerbrochen, die schnöde Herrschaft zu überwinden und zu zerstören, und wieder zu gewinnen die herrliche Freiheit!"

„Wollt ihr denn nicht erkennen seine Führung, nicht empfinden, wie Er allein erretten kann, und keiner Ihm vergeblich vertraut, nicht in der wiedergebornen äußern Freiheit Bild und Zeichen und Erweckung der innern finden; nicht euch entreißen den argen Banden, in welchen noch immer falsche Liebe, frevler Haß, Selbstsucht, Zwietracht und Leidenschaft, Unglaube und

Uebermuth euch gefangen halten? Wollt ihr euch neu vereinen unter dem Kreuze, und es tragen in eurem Herzen, und von ihm, dem Unterpfande der Erlösung, geleitet, nach noch herrlicherem Siege ringen, von diesem hellleuchtenden Sterne euch zurückführen lassen in das Vaterhaus, in die Mutterarme, und in der Kraft des neuen Bundes einmüthig flehend um die Gaben des Geistes, der den Glauben entzündet, euch selbst verleugnend und die Erde überwindend, freudig in Gott, und stark durch Ihn, wieder aufrichten mein verwüstetes Haus, und wiederkehren zur heiligen Gemeinschaft?"

„Er, der durch mich redet, der in mir euch alle vereinigen will, der, euch zu erlösen und von der Erde zum Himmel zu erheben, sich selbst für euch dahin gegeben; Er hört nicht auf, euch zu rufen: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, Ich will euch erquicken!"

„So kommt nun, und folgt Seiner Stimme und hört meine Klagen, und kehret im lebendigen Glauben zum Bunde der Wahrheit, der Liebe und des Friedens zurück! Erkennt die Wahrheit, und die Wahrheit wird euch frei machen; ringet nach der Liebe, und ihr werdet den wahren Frieden finden. Ihr seyd in der Irre gewandelt; so kehret nun heim aus allem Irrsal, daß ihr entrinnet dem Verderben. Zwietracht hat euch geschlagen und Unheil bereitet; Eintracht wird euch stark machen und erhalten auf dem Wege zum Heil. Unglaube hat euch verwirrt, geängstigt, und Unsegen ausgestreut auf allen eu-

ren Wegen; der Glaube wird euch erleuchten, trösten, und seinen Segen ausbreiten über all euer Thun und Leben. Der Geist aber, der in den Gläubigen wirkt, die seiner Leitung vertrauen, der Geist des Herrn wird, wenn ihr Ihn anruft, vor euch hergehen in seiner Kraft, und den Weg euch zeigen, der zurückführt zum Kreuz und zur heiligen Gemeinschaft; der wird das rechte Licht anzünden in euren Seelen, und euch leiten auf rechter Bahn des Glaubens und des Lebens!"

Also klagt und ruft die heilige Mutter, und mahnt uns freundlich, ob wir endlich wieder Ohren und Herzen ihr zuneigen! Wähnet nicht, sie spreche nur für irgend eine ihrer äußern Erscheinungen, in denen sie nicht beschlossen ist, oder fodere nur äußere Gebehrden und äußern Dienst. Nicht hier ist sie oder dort, sondern allenthalben, wo wahrhaft Gläubige wohnen, in der Christenheit eine heilige, unsichtbare Gemeinschaft, die aber in immer größerer Wahrheit, Wirklichkeit, Vollkommenheit auch äußerlich sich gestalten will. Und wie sie alle ihre frommen Kinder mit gleicher Liebe umfaßt, so ruft sie auch alle zu sich, und fodert von allen die vielversäumte Kindespflicht.

Die christlichen Gemeinden, die sich die katholische Kirche nennen, haben laut, auch vor dem hohen Rathe der Mächtigen der Erde, die Klagen und Foderungen der Kirche, aber eigentlich nur ihre eigenen, ausgesprochen. Die

christlichen Gemeinden des evangelischen Bekenntnisses haben auf jenen Rath ihre Hoffnungen nicht gegründet, aber, ihrem Geiste treu, aus sich selbst heraus und Gott vertrauend sich zu erneuen versucht. Für alle christlichen Gemeinden fodert die unsichtbare, und doch lebendig sich verkündende Kirche neues Leben und die Wiedergeburt in allen Verhältnissen. Nicht auf diese oder jene christliche Parthei weis't sie entscheidend uns hin; aber daß jeder in der Seinigen der ganzen Gemeinschaft in ihrem Geiste, dem Geiste der wahrhaften Christenheit, lebe, und so der Kirche angehöre, das will sie; von jeder fodert sie heilige Treue; für jede nimmt sie das wohlbegründete Recht, die unveräußerliche Freiheit, das alte, ungekränkte Besitzthum in Anspruch.

So wahr Gerechtigkeit herrschen muß auf Erden, wie auch die Ungerechtigkeit sich gegen dieselbe erhebe, so wahr muß auch der Kirche Gerechtigkeit werden; und so gewiß diese nie ungestraft verletzt wird, so gewiß bereitete sich gröſseres Unheil und Verderben für die Völker, wenn sie jetzt versagt würde den höchsten Angelegenheiten der Menschheit.

In der Kirche ist Friede. Er wird nimmer herrschen auf Erden, wenn die Völker die Stimme der Kirche nicht hören, in ihr sich nicht vereinen, und den Frieden in ihr suchen!

K.

Anekdote.

Ein Einwohner von Gent, dessen Anhänglichkeit an Buonaparte bekannt war, trat in dem Augenblicke, als man die Ereignisse, die Ludwig XVIII. auf den Thron zurückriefen, erfahren hatte, in den Laden eines französischen Barbiers. „Mein Herr," sagte der Barbier scherzend, „heute müssen Sie mir statt zwei vier Sous für Ihren Bart bezahlen." — „Warum?" — „Weil Sie heute ein noch einmal so langes Gesicht machen, als gewöhnlich."

Anagramm.

Wir heben unter mehrern, welche man auf Bonaparte gemacht hat, folgendes aus:

Bonaparte gibt: Nabot-paré

In den Worten: Napoléon, empereur des Français findet man:

Un pape serf a sacré le noir démon.

Aus: Revolution Française wird: La France veut son roy.

Der Name: Borbonius gibt: Orbi bonus.

Deutsche Blätter.
Neue Folge.
1815.

3n Bandes 15s Stück.

Das öffentliche Recht und die politische Geschichte.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte vom letzten Viertel des achtzehnten und vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von 1778 bis 1806. Von Christian Wilhelm von Dohm. Lemgo und Hannover. 1r Band 1814, 590 S. 2r Band 1815, 490 S. 8.

Die deutschen Blätter haben es immer als ein gutes Zeichen der Tage, die wir erleben und erleben werden, betrachtet, daß die Achtung für das öffentliche Recht mit der Politik des Schwerdtes und der sogenannten Convenienz, die in den letzten fünf und zwanzig Jahren, und man muß es wohl sagen, seit der ersten Theilung Polens, der allein gültige Codex der Diplomatik geworden zu seyn schien, aufs neue um den Vorrang kämpft, und — wir wenigstens glauben es — nicht ganz ohne Erfolg.

Die Aufrichtung eines deutschen Bundes, so viel er auch der Nation zu wünschen noch übrig läßt, hat das schiedsrichterliche Ansehen als dieß

Schild des Friedens geweiht, unter welchem kein Bruder- und Bürgerkrieg die deutschen Völker künftig mehr zerreißen soll.

Mit dieser Bundesacte und mit dem Austrägal-Gericht beginnt ein neuer Zeitraum für die Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland. Was Pütter und Moser, was Häberlin und Schlözer für das deutsche Staatsrecht waren, wie sie dasselbe als die Seele oder das Lebensprincip in der deutschen Reichsgeschichte betrachteten, zum Theil in gothische Formen gehüllt, für viele nicht erkennbar, am wenigsten für den französischen esprit; aber dennoch ein edles Denkmal des deutschen Ernstes und Rechtssinnes, das werden jetzt deutsche Rechtslehrer, Geschichtskundige und Staatsmänner für das wiedergeborne Bundesstaatsrecht aller Deutschen seyn: die Ausleger des Gesetzes, die Vermittler der Wahrheit und der Vernunft mit dem Herkommen und der Form!

Der Rheinbund hatte auch einige Versuche solcher staatsrechtlichen Vermittelung veranlaßt; aber sie erstickten schnell in dem undankbaren, widerstrebenden Stoffe, der nicht deutsches Gewächs war, aus der Väter Sitte und der Weiseren Satzung fröhlich aufgeblüht, sondern ein dürres Marterholz, ein Zwingpfahl, in unsern heiligen Boden getrieben, und mit deutschem Blute vergebens begossen, so daß er jetzt in der Geschichte dasteht als ein Schandpfahl unsers unseligen Bruderhasses.

Eine Zeitschrift hat unter glücklichen Vorbedeutungen begonnen, die mit Schlözers und Häberlins Geist die großen Anliegen des bürgerli-

chen Gesammtwesens untersucht und darstellt, oder nach diesem Ziele wenigstens mit achtungswerthem Eifer strebt. Es ist Ludens Nemesis. Luden, der zuerst die wahre Beschaffenheit des Rheinbundes zergliederte, als viele noch vom Rausche des Neuen trunken waren, oder der Furcht vor dem Gewaltherrscher unterlagen, hatte den Beruf, eine solche Zeitschrift zu gründen, die ihren Namen behaupten wird. Ihr begegnet jetzt eine andere, die ihre engere Bahn auf Deutschland beschränkt, und wohl verdient, von unsern Mitbürgern beachtet zu werden: Der deutsche Bund, eine Zeitschrift für das öffentliche Recht Deutschlands und der gesammten deutschen Länder. Der Herausgeber, D. Schmid, herzoglich Sachsen-Hildburghausischer geheimer Rath, hat seine gründliche Kenntniß der alten deutschen Reichsverfassung und Geschichte, so wie seinen höhern Standpunkt in dem Gebiete des Staatsrechts und der Staatskunst, durch mehrere treffliche, allgemein bekannte Schriften bewährt. Möge beiden Wortführern der öffentlichen Meinung, die gewiß sehr viele Deutsche mit uns dafür anerkennen, der öffentliche Schutz des Rechts und der Preßfreiheit so wenig entzogen werden, als es ihnen je an dem Willen und an dem Muthe fehlen wird, die Wahrheit zu sagen.

Aber was der zu Männern jetzt aufwachsenden Jugend, vornehmlich in den höhern Ständen, äußerst Noth thut, um den Geist und die Foderungen der Gegenwart zu verstehen, um, der Ahnen würdig, die alte Ehre deutscher Nation mit Männerkraft wieder aufzurichten, und mit

fester Treue zu bewahren, das ist die staats- und völkerrechtliche Kenntniß der vaterländisch-europäischen Geschichte, und zwar nicht die Kenntniß aus historischen Lesebüchern, in welchen die wichtigern Begebenheiten so rasch vorübereilen, daß, wenn die Darstellung dem Verfasser gelungen ist, wohl des Lesers Einbildungskraft unterhalten, sein Urtheil gereizt, und sein Gedächtniß mit lebendigen Gestalten bereichert, sein Nachdenken aber nur höchst selten oder gar nicht in dieß Innere der größern, und für die Staatskunst fruchtbaren Begebenheiten eingeführt, noch mit ihrer organischen, rechtlich-politisch beleuchteten Entwickelung bekannt gemacht wird. Und doch ist dieses Eindringen in den Geist und den Charakter der Ereignisse unerläßlich, wenn die Geschichte das werden soll, was sie seyn kann, die große Lehrerin des Lebens — magistra vitae. Das Quellenstudium führt allerdings zu diesem Ziele hin; aber abgesehen davon, daß es den wenigsten Freunden der politischen Geschichte offen steht, und daß die Kosten des Gerüstes oft den Werth des Gebäudes übersteigen, so sind schon die meisten sogenannten Staatsschriften oder Deductionen für die jüngern Leser und viele Geschäftsmänner so wenig genießbar, oft auch, weil die Einleitung in den Zusammenhang des Einzelnen mit dem allgemeinen Zustande der Dinge fehlt, so dunkel, daß die meisten dadurch sich abschrecken lassen, in der Sache auf den Kern zu dringen. Man wirft die Folianten weg, und greift nach französischen Memoiren, wo man auf jedem Blatte gleich zu Hause

ist, und Anekdoten findet, welche die Staatsgeschichte in ein Gespräch am Thee- und Kartentische, und Denkwürdigkeiten in eine Chronique scandaleuse verwandeln.

Es hätte daher schon längst in diesen Blättern von einem Werke ausführlich die Rede seyn sollen, welches jene Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllt, indem es große, für den künftigen Staatsmann und Geschichtsfreund lehrreiche, und den historischen Sinn bildende Begebenheiten in ihrer vollen, innern Entwickelung einfach und klar, als in sich abgeschlossene Rundgemälde, darstellt. Des Herrn von Dohm Denkwürdigkeiten sind allen gebildeten Deutschen längst zu bekannt, als daß wir es erst hier sagen sollten, daß dieses Werk jene Stelle ausfüllt, und im vollen Sinne des Worts ein eben so treuer als lebendiger Lehrer des practischen Zusammenhangs des öffentlichen Rechts mit der politischen Geschichte genannt werden kann. Die Hoffnung des Verfassers, daß Menschen, denen wieder gestattet ist, frei zu denken, und was sie denken, zu äußern, sich auch gern von frühern Begebenheiten unterrichten werden, ohne welche die neuesten nicht richtig verstanden und gewürdigt werden können, ist gewiß schon in Erfüllung gegangen. Die ältere Geschichte, das ist die jüngst vergangene, erhält dadurch mehr Reiz und mehr practischen Werth, wenn wir zu ihr den Blick auf die neue Ordnung der Dinge bringen.

Diese Denkwürdigkeiten sind aber auch zugleich ein deutsches Nationalwerk. So schreib-

ein deutscher Staatsmann die Denkwürdigkeiten seiner Zeit. Spiegelt sich in den leichten, witzigen, rhapsodischen, oft muthwilligen, stets persönlichen, wo nicht eigenliebigen Memoiren französischer Staatsmänner ihr gewandter und feiner Verstand, bei beschränkter Umsicht, vieler Einbildungskraft, lückenvollem Wissen, einseitiger Prüfung und erkältetem Herzen, ab; so sehen wir hier einen Deutschen, der das, was er gesehen und gehört, was er erlebt, zum Theil mit bewirkt und ausgeführt hat, ruhig, mit der klarsten und reinsten Ansicht des Gegenstandes, wie er ist, ohne Einmischung des Persönlichen, in den sprechendsten Zügen auf dem festen Boden der Wahrheit und der Geschichte hinstellt, so daß der Leser, in das innere Leben und Weben der handelnden Personen eingeführt, das Ereigniß mit dramatischer Nothwendigkeit sich entwickeln und gestalten sieht, von dem schlichten Erzähler aber nichts wahrnimmt, als sein treues, ehrliches, deutsches Herz, das unerschrocken schlägt für Menschenwürde, Wahrheit und Recht.

Soll die neuere politische Geschichte, die so oft nur ein Gewebe vielseitig verwickelter Berechnungen ist, eine höhere Bedeutung für den Menschen und eine würdevollere Haltung in der Darstellung gewinnen, so muß sie publicistisch, das ist, aus dem Standpunkte des öffentlichen Rechts, dargestellt werden. Auf diesen Standpunkt hat sich der Vf. gestellt; oder vielmehr, man sieht aus dem Tone des Ganzen, daß er auf demselben stets gestanden, und die Welt um sich nie anders als von dieser Höhe herab be-

trachtet hat. Man erkennt in seinem Werke die alte treffliche Schule des deutschen Staatsrechts und der Reichsgeschichte, aus der Männer hervorgegangen sind, wie der Graf von Herzberg war. Man begreift, wie Europa's Staatkunst und Staatsgeschichte mit dem Leben der deutschen Nation aufs neue verschlungen, durch den Rechtssinn unsers Volks nach und nach veredelt, den sittlichen Charakter des Völkerrechts annehmen kann, wovon die Staatskunst eines Italieners, Spaniers, Franzosen und Russen wenig oder keine Spur zeigt. Fängt also jetzt in dem Herzen von Europa, in Deutschland, ein neuer Pulsschlag des öffentlichen Völkerlebens an — und dieser kann doch kein anderer seyn, als das Zusammenwirken Aller unter dem Gesammtwillen des öffentlichen Rechts — so ist das Studium solcher deutschen historischen Werke, wie das vorliegende, die Vorbereitung auf ein publicistisch-edles Wirken. Denn es ist wahr geworden, nicht Frankreich, sondern Deutschland ist der geistige Mittelpunkt für die Welt, und wird immer mehr es werden. Hier ist die hohe Schule der Philosophie, der Wissenschaft und der Kirche; diese weihen den Deutschen zum Vermittler und zum Lehrer der Völker. Und darum hat ihm Gott gegeben Bescheidenheit, Demuth, Ernst und Tiefsinn, damit er sollte ein Spiegel der Welt seyn.

Zu dieser allgemeinen Würdigung des Geistes der Denkwürdigkeiten des Herrn von Dohm wollen wir, als Beleg des Gesagten, einiges über den Reichthum und die Form des Inhalts hinzufügen.

Der Vf. erklärt sich zuerst in der Vorrede darüber, daß er nicht Denkwürdigkeiten seines Lebens, sondern seiner Zeit schreibe. Indeß kommen wichtige Ereignisse vor, an denen er einen bedeutenden Antheil genommen hat, oder, wie er selbst bescheiden sagt: quorum pars aliqua fui. Die Darstellung dieser Begebenheiten ist daher nur um so lebendiger und eindringender; allein nichts erinnert an sein Ich. Gleichwohl muß es vielen Lesern willkommen seyn, die publicistisch-geschichtliche und politische Bildung des Vfs. aus der einfachen und sehr lehrreichen kurzen Selbstbiographie in der Vorrede kennen zu lernen.

Der Plan des Werks umfaßt nicht eine vollständige Geschichte seiner Zeit, sondern ist hauptsächlich auf die Angelegenheiten Deutschlands, mit Einschluß Oesterreichs, Preußens und der Niederlande, und auf deren gegenseitiges Einwirken gerichtet. Doch sind die Begebenheiten anderer Länder, wenn dem Vf. darüber neue oder genauere Hülfsmittel zu Gebote standen, nicht ausgeschlossen. Denn die eigenen Beobachtungen des Vfs. und die von ihm gesammelten Nachrichten machen die Grundlage seiner Geschichte aus, außer welchen er aber auch mehrere öffentliche Bibliotheken, insbesondere aber die reichhaltige Göttingensche, benutzt hat. Was der Vf. über die Partheilichkeit eines historischen Schriftstellers sagt, die er sehr genau von kalter Fühllosigkeit oder Gleichgültigkeit unterscheidet, ist in dem Werke selbst durchaus bewährt. Der Vf. hat sich in seiner treuen und wahren Darstellung über jeden

Partheigeist, jede Vorliebe für Staaten, politische Meinungen und einzelne Personen erhoben; allein nie hat er die sittliche Theilnahme und den Charakter ächter Humanität verleugnet. Edle und große Handlungen stellt er mit Liebe als solche dar; bei schlechten und unwürdigen spricht er freimüthig die Verachtung und den Unwillen aus, die sie ihm einflößen. Diese unpartheiische Wahrheitsliebe beweis't die Art, wie er über den von ihm hochverehrten Friedrich II. berichtet und urtheilt. Uebrigens ist die Erzählung des Vfs. von allem subjectiven Einflusse frei, und rein historisch. Die Begebenheit steht in ihrem eigenthümlichen Charakter, also auch in dem Charakter ihrer Zeit vor uns, nicht in dem Reflexe, das die neuere Zeit in dem Gemüthe eines von seinen Erfahrungen und Ansichten befangenen Erzählers auf frühere Begebenheiten wirft. Wir verstehen daher nicht, warum ein Recensent in einem öffentlichen Blatte gerade in diesem Vorzuge der von Dohmschen Schrift einen Mangel findet.

Die Form des Werks ist der Würde der Geschichte durchaus angemessen. Die Erzählung ist einfach und ruhig; im steten Fortschreiten mit gleicher Haltung, ohne Sprung das Ganze aus seinen Theilen und sich selbst entwickelnd. Dabei ist jede publicistische, statistische, literarische, genealogische oder biographische Erläuterung gegeben, die das Erzählte anschaulicher machen kann. Vorzüglich enthalten die Beilagen und Zusätze wichtige Erörterungen einzelner Umstände. Nirgends aber wird man chronologische Sorgfalt ver-

missen, so daß der Leser überall und durchaus klar sieht.

Unter den neuen Aufschlüssen, die das Werk enthält, ist der über die erste Idee zur Theilung Polens der wichtigste. Nach I, 16 und 74, und Beilage A, rührt der erste Gedanke an dieses Ausgleichungsmittel nicht von Friedrich dem Großen, sondern von dem Wiener Cabinette und dem Fürsten Kaunitz her. In dem 1sten Capitel, welches den Streit über die baiersche Erbfolge enthält, hat uns die Darstellung der politischen Lage Friedrichs, wie er, nach dem Urtheile der öffentlichen Meinung, an jenem Streite Theil nehmen durfte und sollte, meisterhaft geschienen, S. 39—48. Wer unterschreibt nicht gern das eben so geistvoll als edel begründete Urtheil des Vfs. über den verdienstvollen Staatsmann, der damals für Baierns rechtmäßigen Regentenstamm so thätig war, den Grafen von Görtz? Sehr wahr ist die oft vergessene Bemerkung S. 65: „der glückliche Erfolg seiner Unterhandlung wurde ihm Angelegenheit des Herzens. Dieß ist das sicherste Mittel für jeden Geschäftsmann, um seinen Zweck zu erreichen; keine Anweisungen können diese Gesinnungen ersetzen.“ Von dem weitläuftigen Schriftwechsel bei diesem in Hinsicht auf das öffentliche Recht so denkwürdigen Erbfolgestreite, bei dessen Darstellung des Grafen von Görtz wichtige Staatsschrift zum Grunde gelegt ist, erfährt der Leser mit Recht nur das Historische: wer handelt, und wie handelt er? Man übersieht die Gründe der Hand-

lung, wie die Folgen derselben, in ihrem innern nothwendigen Zusammenhange, und beide gehen aus der Entwickelung der Begebenheit natürlich hervor.

In der trefflichen Charakteristik des berühmten Kaunitz ist die Bemerkung gewiß sehr wahr: „Achtung für Recht war nicht in seiner Seele. — Oesterreich sollte die erste Monarchie, und er wollte der erste Mann derselben seyn." — Man vergleiche damit die Schilderung des Grafen von Herzberg. In letzterer ist die psychologisch eben so wahre, als politisch wichtige Bemerkung nicht zu übersehen: „er erwartete viel von den moralischen Kräften der Menschen." Leider wurde dieß späterhin im preußischen Staate bis 1806 nicht sehr beachtet.

Daß der Vf. bei den Welthändeln die erlassenen Streitschriften in seiner Erzählung namentlich aufführt, scheint uns nichts weniger als überflüssig. Wir sehen es vielmehr als ein denkwürdiges Zeichen jener Zeit an, daß die Frage des Rechts, einem Kriege z. B., von den Mächten selbst vorausgeschickt ward. Es gehörte daher nothwendig in die Charakteristik des Zeitgeistes, auch in Ansehung der Politik zu zeigen, wie sprachen sich die Ansichten der Staatsmänner von der öffentlichen Gerechtigkeit aus? Welche Eindrücke machten sie auf die Zeitgenossen? Wir danken daher dem Vf., daß er aus den Schriften, die bei Gelegenheit des baierischen Erbfolgestreites gewechselt wurden, und die man, mit Ausnahme der lichtvollen, in ganz Europa mit

Beifall gelesenen Staatsschriften des Ministers von Herzberg, schwerlich jetzt wieder lesen möchte, die Hauptpunkte ausgehoben, und den Geist angedeutet hat, in welchem dieser Streit — wie keiner seit dem wieder — völkerrechtlich und publicistisch geführt worden ist. Man darf dabei nicht vergessen, daß diese Angelegenheit die deutschen Fürsten auf die Schließung des Fürstenbundes gewissermaßen vorbereitete, und daß der gegenwärtige deutsche Bund vom 8ten Jun. 1815 jene Grundsätze in die Staatspraxis wieder zurückruft. Es war von jeher die eigenthümliche Würde des deutschen Reichs, daß seine Verhandlungen in der Regel publicistisch, also nach rechtlichen Grundsätzen, geführt wurden. Dieses germanische Rechtsgefühl läßt sich nicht unterdrücken. Auf ihm beruht unser Gemeingeist, so zerstückelt wir übrigens auch sind. Und diesen Gemeingeist, der in Deutschland so glänzend wieder erwacht ist, durch edle Erinnerungen zu stärken und dauerhaft zu gründen, dazu wird dieses Werk, in diesem Geiste geschrieben — wie der Vf. in der Vorrede, S. XXXVIII, auch selbst hofft — gewiß viel mit beitragen.

Die übrigen Gegenstände dieses Bandes, z. B. den Blick auf den Charakter und die Regierung der Kaiserin und Königin Maria Theresia, die Darstellung des veränderten politischen Systems der nordischen Mächte im Anfange der Regierung Josephs II., die unpartheiische Erzählung der Müller-Arnoldschen Rechtssache, und die biographische Nachricht vom Fürsten Potemkin in der Beilage wollen wir nur nennen, um

den Reichthum des Inhalts und das Anziehende desselben anzudeuten.

In dem zweiten Bande sind zwei wichtige Capitel der Regierung Josephs II. gewidmet. Sehr anziehend ist die Erzählung von Josephs kirchlichen Reformen, von seinen Irrungen mit dem Pabste, von seiner Unterredung mit Azara und Bernis in Rom, wo auch der großen Projecte in Absicht auf Rom gedacht wird. Der Vf. zeigt die Fehler seiner Staatskunst, ohne das Verdienstliche seiner Gesinnung zu verkennen. Die meisten gingen aus der falschen Ansicht hervor, welche Joseph II. von dem Charakter seiner Monarchie hatte. Er wollte, was die Natur derselben zerstören mußte, aus diesem so verschieden zusammengesetzten Staatsvölkerbunde eine politische Masse mit einem durchaus gleichförmigen Organismus bilden. Außerdem war seine Culturpolitik oft positiv, wo sie nur negativ seyn sollte. Der Vf. hat merkwürdige Belege davon beigebracht; wir machen hier nur auf das aufmerksam, was er über die Verfolgung der Deisten in Böhmen anführt, S. 279. Diese Geschichte des Toleranzedicts und die Ausführung desselben enthält vieles bisher außerhalb Oesterreich Unbekannte, und fast Unglaubliche, dessen Wahrheit aber Augenzeugen dem Referenten bestätigt haben. Sehr lehrreich ist in der Darstellung Josephs II. Duldungssystem, was der Vf. — unstreitig der berufenste Richter über diesen Gegenstand — S. 283 über die Juden sagt. Indeß verschweigt der Vf. keineswegs die großen Hindernisse, welche dem edlen Eifer Josephs im Wege standen.

Bei der Charakteristik des Kaisers hätte, außer Klopstocks und des Prinzen von Ligne Sinnwort, noch Jenisch's Lapidarschrift über Joseph bemerkt werden können. Auch können wir hier als Nachtrag ein seitdem erschienenes wichtiges Buch nicht unerwähnt lassen, das vieles bestätigt, was unser Vf. mit großer Bescheidenheit (vergl. S. 265) aufgestellt hat: Oesterreichs Politik und Kaiserhaus, Frankfurt a. M. 1814. Den publicistischen Charakter behauptet auch dieser Theil des von Dohmschen Werks, und mit gleichem Interesse, wie der erste. Selbst kleine Züge, die in sittlicher Beziehung denkwürdig, und deßwegen von keinem Staatsmanne zu übersehen sind, entgehen seiner Beobachtung nicht, da er überall nur die politische Geschichte aus dem Gesichtspunkte des Rechts betrachtet. Man vergleiche z. B. das freimüthige Urtheil über Friedrich II., S. 229, über desselben Verhalten gegen Herzbergs Meinung, S. 256; über die Härte der preußischen Zoll- und Accisbedienten, S. 89. Die Bemerkung S. 216, die Darstellung des Eindrucks, welchen Josephs II. gewaltsames Verfahren gegen die Niederländer in England und an andern europäischen Höfen gemacht hat; die ruhige Würdigung der Politik Ludwigs XVI. und des Grafen Vergennes, S. 242, eines Ministers, der allerdings das Ansehen Frankreichs, ohne den Staat in Kriege zu verwickeln, wiederherzustellen verstand; die Betrachtung über Josephs Politik bei Aufhebung des Barriere-Tractats und über Kaunitz, S. 185 und 241, wo unter andern die sehr wahre Bemerkung S. 212 vorkommt:

„das Rechtliche der Sache selbst kann durch das Unrechtlichtliche oder Gewaltsame der Form, unter welcher man jenes erstrebt oder behauptet, entstellt werden."

In der Geschichte des orientalischen Projects, als dessen Hauptarheber Münnich genannt wird, spielt Potemkin, der Taurier, eine große Rolle. Ihm waren die Moldau und Wallachei, als ein unabhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schutz, bestimmt. Sein barbarischer Feldzug gegen die Tartarn in der Krim, welche der Chan Schah Gheray, nach S. 56, durch die französische Encyclopädie, welche ins Tatarische übersetzt werden sollte, aufklären wollte, nöthigte den Chan zur Unterwerfung und Abdankung. Allein die Tartarn gehorchten nicht so willig. Man lese über die Sitten und das Unglück dieses Volks die höchst anziehende Darstellung des Vfs., wo sich aus englischen Nachrichten noch manche Zusätze über die Barbarei der Russen in Zerstörung der alten Denkmäler machen ließen. Ein Verwandter des Fürsten Potemkin, der General Paul Potemskin, wurde nebst Suwarow von ihm zur gewaltsamen Unterdrückung der Tatarn gemißbraucht. Paul Potemkin ließ 30,000 Tatarn, Männer, Weiber und Kinder, einfangen und niederhauen. So wurde allem Widerspruche ein Ende gemacht. Das Urtheil des Vfs. über Potemkin bestätigt eine Staatsschrift des Grafen von Görtz über den russischen Hof, welche der Vf. in den Zusätzen zum ersten Bande, S. XXI, mittheilt, und die überhaupt als eine der meisterhaftesten Schilderungen eines großen Hofes, und von Menschen

aus den ersten Classen angesehen werden kann. Auch enthält die Beilage G eine gründliche Würdigung der türkischen Volkskraft und Staatsmacht, gegen welche der Weise von Ferney seinen Tocsin des Rois (s. S. 18) an die Christenheit erließ. In dieser Beilage wird unter andern auch erklärt, warum der osmanische Staat, obgleich das Recht ganz auf der Religion ruhe, dennoch despotisch verwaltet werde. Die Herrscher sehen sich nämlich stets in einem unsichern, daher gespannten Zustande; ihr System ist ein Vertheidigungskrieg gegen Empörung, daher Willkür der Grundsatz ihrer Staatskunst.

(Der Beschluß folgt.)

Anzeige.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die neuen Obscuranten im Jahre 1815. Dem Herrn geheimen Rath Schmalz in Berlin und dessen Genossen gewidmet. (Preis 6 Gr.)

Leipzig und Altenburg, im December 1815.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 16s Stück.

Ehre, Würtemberg.

Stillschweigend bisher haben wir dem edlen Kampfe des Schwabenvolks mit dem Schwabenkönige zugesehen, überzeugt, nach dem, wie wir beide kennen, daß sie beiderseits erwünscht enden, und als Muster fürs gesammte Deutschland sich hinstellen werden. So ist er nun ausgeglichen! Beide Theile haben einen Reichthum von Einsicht, Redlichkeit und Muth entwickelt, wie wir dergleichen leider in unserm Vaterlande nirgends erblicken; so daß man mit Recht zu zweifeln anfing, ob das deutsche Volk würdig sey solcher Früchte, die jeder Kampf um Verfassung tragen muß. Er muß aber da beginnen, wo der Widerstand am größten ist, und muß da siegen, wo der Despotismus schwindelnd wird. Die Despoten sind nicht die letzten Wohlthäter des Menschengeschlechts. Wäre kein Napoleon gewesen, würde Europa zu solchen Ideen erwacht seyn, in die es jetzt seinen Stolz und sein Glück setzt? Wären Fürsten und Völker zur Einsicht gekommen, daß beide sich wechselseitig nöthig haben, daß sie nur in gegenseitiger Liebe sich erhalten können, und mithin beide in den Rechten und

Pflichten sich so nahe gestellt seyn müssen, daß sie sich auch wechselseitig würdig sind, daß mithin Verfassung, welche allein Menschen als Menschen ehrt, und Staatenglieder durch Liebe verbindet und schützt, das rechte Mittel ist, zu leben, leben zu können und zu lassen, wenn nicht eine tyrannische Zeit beide aus dem Mittelpunkte ihres schlaffen Friedens gezogen hätte?

Vom König von Würtemberg haben wir immer etwas Großes erwartet. Er hat sich in diesem Kampfe königlich gezeigt. Den Ständen aber gebührt die Ehre, daß sie durch ihre männliche Tapferkeit allein dem Könige es möglich gemacht haben, sich als König, d. h. würdig eines uralten, an Tapferkeit und Redlichkeit vor allen Stämmen berühmten Volks zeigen zu können. Heil solchem König, Heil solchem Volk.

Es ist in Deutschland fast Sitte geworden, den König von Würtemberg zu tadeln, und — ihm noch mehr anzuthun. Er hat sich zwar diese Meinung von ihm selbst geschaffen, und also verdient; — allein wir, die wir wiederholt in dem Schwabenlande uns aufgehalten, und seine Handlungen näher haben kennen lernen, wir haben diese Meinung nie getheilt, und daher auch nicht geredet, so lange ein Lob dieses Königs auf harten Stein gefallen wäre. Jetzt aber, wo aller Augen, die bisher beifallnickend auf die schwäbischen Landstände und das Volk gerichtet waren, sich, nach dem gewaltigen, segnenden, herrlichen Blitzschlage des Königs, nach ihm wandten, und erstaunt stehen über solche, vorher nicht anerkannte Möglichkeit einer Umkehrung des Charak-

ters, wie man ihn schilderte, dachte, und wie er in der Volksmeinung festgesetzt war, jetzt kann das, was wir zu sagen wissen, wenn noch nicht Vertrauen, (der Deutsche wechselt unleicht Ueberzeugungen), doch Gehör erwarten.

Wie die feinen Gesichtszüge in der Ferne verschwinden, und nur der grobe Umriß erscheint, so auch bei den kleinern Handlungen der Menschen und Völker. Der Begriff, den man sich in der Ferne von einem Menschen macht, ist nothwendig nach einer oder wenigen Handlungen, Aeußerungen gebildet, und demnach ist der Begriff, den das Publikum von einem Manne hat, entweder entschieden gut, oder schlecht, oder völlig gleichgültig. So haben wir in ganz Deutschland die Stimmung entschieden gegen den König von Würtemberg gefunden, nicht aber so in seinem eigenen Lande, obgleich in der That nirgends ungescheuter über des Königs Handlungen geredet wurde, als da; nicht weil man von der Regierung nichts zu fürchten gehabt hätte, sondern weil die Gesinnung, gleich einer allgemeinen Verschwörung, so durchs Land lief, daß jeder von dem andern überzeugt war, er werde ihn nicht verrathen. Man trat in keine Wirthsstube, man begegnete niemanden auf der Straße, ohne von einer neuen, sonderbaren oder auch wohl empörenden Handlung des Königs erzählen zu hören. Fremde, wie Einheimische, wurden dieses Vertrauens beehrt, in der Voraussetzung, daß es sich von selbst verstehe, daß das Recht auf Seiten des Erzählers und des ganzen Volks sey, und als solches anerkannt und geehrt werde;

Dessen ungeachtet war im Lande nur eine Stimme, daß „der König im Lande der gescheidteste, gerechteste und thätigste Mann sey."

Wer wird nicht denken: wenn er das ist, so muß er auch wohl der vollkommenste, und das gut, recht und kräftig seyn, was durch ihn hervorgebracht wird.

Nicht also. Die bloße Gescheidtheit kann Wahn, die strenge Gerechtigkeit muß Despotismus, die rastlose Thätigkeit Treiberei und Anmaßung werden. „Zu diesen Uebermaßen hätten jene Tugenden des Königs ausgeschlagen," war das Seufzen der Unterthanen.

Bekanntlich hat der König die Einrichtungen in seinem Lande alle selbst im Entwurfe gemacht. Eine schöne Kraft, wem sie beiwohnt; aber sie muß auch stark genug seyn, die Eitelkeit fern zu halten und den Wahn, daß, wer etwas vollbringen kann, es allein und sogleich fertig hinstellen könne, niemand daran weiter etwas auszusetzen habe. Der Gelehrte, welcher keine Kritik seiner Werke gelten lassen will, erblindet im eigenen Glanze.

Die erste, allgemeine, und eigentlich die Hauptklage war: daß der König keinen Widerspruch dulde, und daß er sogar diesen Widerspruch meist nicht mit Ruhe und Mäßigkeit ahnde. — Er hat aber manches gemacht, was nothwendig durch Gegenvorstellungen erst ins rechte Gleis gebracht werden sollte. Aber statt Ueberlegungen und Bemerkungen kenntnißreicher Männer mit Würde anzuhören, stieß er sie zurück, wohl

mit der Aeußerung: „dieſe Schreiber werden ihm nicht belehren wollen.“ Solchen Vorfällen folgten gewöhnlich Zurückſetzungen aller Art, worauf denn ſolche Männer ſchon gefaßt waren, und wozu die Zuſchauer beehrend lachten.

So wurde die Rangliſte mehrmals nach ſolchen kleinen Zänkereien geändert, und die Leute nach ihrem Betragen herauf- oder herabgeſchoben. Einmal ſtanden die Profeſſoren etwa unter den Kämmereiſchreibern.

Die Wittwen der Beamten bekamen keinen Gehalt, weil, wie der König ſagte, er im Staate nur Männer anſtelle, und nichts von Weibern wiſſe.

Einmal wurde jedermann das Studieren verboten, wenn ſein Vater nicht einem gewiſſen Stande oder Range angehörte, oder auch ein Studirter war. Ueberdieß wurden die Köpfe noch geſtempelt zu beſtimmten Fächern. Der Sohn von ſolchem Range mußte Theolog, der von ſolchem Juriſt und dergleichen werden. Sein Wille und ſeine Tauglichkeit waren in dieſer Anſtalt nichts.

Die Steuern waren nicht unmäßig, aber der Soldatenſtand drückend, weil alles über einen Leiſten geſchlagen war. Noch läſtiger war der Gang, den man das Reiſen ins Ausland nannte; d. h. wenn jemand auf eine und die andere Stunde nach Baiern oder Baden, oder nach der Schweiz wollte, ſo mußte er, beſonders wenn er Beamter war, oder gar über Nacht wegbleiben wollte, einen Paß von Stuttgard haben. Uebrigens war die Freiheit und Bequemlichkeit des Verkehrs im Lande, die Ausübung der Gerechtig-

keit, die Einrichtung der bewaffneten Macht musterhaft. Aber was hilft das Muster, wenn es übertrieben wird?

Versah ein Beamter das Geringste, so wurde er plötzlich versetzt. Kam solcher Spruch (denn Urthel kann man es nicht nennen) an, so blieb den armen Leuten nichts übrig, als noch in der Nacht einzupacken, und Morgens von dannen zu fahren. Daher konnte sich kein Angestellter Hausgeräthe anschaffen. Wie ein Soldat mußte er den Ranzen zum Marsche bereit halten. Unerwartet erschien eine Commission in der Stube eines Beamten, oder auch wohl eines Wirths im Orte, citirte Zeugen, verhörte, man wußte nicht wider wen, ging geheimnißvoll fort, und nach einigen Tagen war ein Beamter seines Dienstes entsetzt, oder irgend ein Jemand, der sich völlig sicher glaubte, ergriffen, und auf den Asberg geschleppt. Da gingen die angesehensten Männer truppweise herum, und harrten der Zeit der Heimkehr, wo sie in Ehren empfangen wurden. An einem Abgesetzten rächte man sich auch noch dadurch, daß man ihm verbot, in fremden Dienst zu gehen, und wenn er verhungerte. — Dieses war alles Gerechtigkeit, reiner Trieb der Gerechtigkeit!

Dieses Bestreben, nichts unrecht gemacht haben zu wollen, und keinen Widerspruch zu leiden, hatte manchmal sonderbare Folgen. Eine Schrift eines gewissen Mannes habe dem König gefallen, er wollte ihn mit einem Ehrenzeichen und Amte beehren. Beides aber kam durch Namensverwechselung an einen andern, der natür-

lich nicht erst fragen durfte, wie er dazu komme, sondern sich eiligst auf seinen Posten begab, zu dem er vielleicht nicht einmal paßte. Nachher wurde der Irrthum entdeckt, aber er blieb. Wer sollte sich schämen, so geirrt zu haben?

Ueber die Tübinger war einmal der König böse. Aus Aerger wollte er nicht mehr bei seinen Jagden durch ihre Stadt fahren, und ließ daher einige Stunden darunter eine besondere Brücke bauen, die viele Tausende kostete. Nachher soll sie wieder zerfallen seyn.

Bei dieser Strenge und Gerechtigkeit gewannen allerdings die niedern Unterthanen. Der Schrecken fiel nur auf die Angestellten; und so kann man sagen: der König war von dem Volke als Masse geliebt; da aber jeder Einzelne keinen Augenblick seiner Freiheit sicher war, indem jedem morgen bevorstand, was dem Nachbar heute begegnete, und daher niemand sich ohne Besorgniß zu Bette legen konnte; so verkehrte sich diese Massenliebe in Abneigung, sobald jeder einzeln für sich dastand, und bedachte, daß das Leid, welches der König dem Beamten zwar zum Besten vieler Einzelnen angethan, ihn selbst auch heimsuchen könne. — Wie die Gescheidtheit, so schlug auch die Gerechtigkeit dem Könige zum Nachtheile aus, weil einmal die Welt das Haarscharfe nicht verträgt.

Mit der Thätigkeit war es derselbe Fall. Regsame Geister entwerfen und bauen. Etwas steht da, und vielleicht etwas Stattliches, während langsam wiederkäuende noch an den Materialien zusammenschleppen, und wohl gar auf dem

Steinhaufen das Ende ihres Lebens erwarten. Das Gebäude des regen Geistes ist aber nicht für alles Gesinde entworfen, nicht alles ist gehörig vertheilt, nicht alles bequemlich bewohnbar. Die Aenderung fodert Einreißen. Dennoch ist uns ein solcher Kopf achtungswerther, als der, welcher vor Bedenklichkeiten und Ueberlegung nie zur Ausführung kommt, und kommt er dazu, doch nur ein schwerfälliges, unheimliches Gemächte hinsetzt. — An neuen Einfällen, Verordnungen, Widerrufungen, Schickungen fehlte es daher in Würtemberg nie; niemand konnte einen Plan für sein Leben machen, niemand mit Zuversicht auf etwas rechnen, niemand sich behaglich einrichten. Diese ungeschäftige Geschäftigkeit drückte indessen die Schwaben nicht mehr, als ihre Nachbarn, die Badener und Baiern, und da man sich nur mit den Nachbarn vergleichen kann, so kann man sich auch mit ihnen trösten.

In Schwaben war aber noch ein anderes rastloses, drückendes Treiben, das der Jagd. Es ist einem Fürsten ohne Zweifel nicht übel zu nehmen, wenn er sich an der Jagd erholt und ergötzt, vielmehr zu wünschen, daß alle sich derselben beflissen, um den Leib zu stärken, und einen Begriff von den Lasten zu bekommen, die auf denen liegen, welche im Kriege oder im Feld- und Waldbaue der Rauhheit des Himmels, der brennenden Sonnenhitze, dem erstarrenden Winde, dem aufweichenden Wasser hingegeben sind. Nur muß jedes, und vorzüglich dieses Geschäft, sein Maß haben. Allein in Würtemberg bildete das Jagdwesen einen völlig organisirten Stand,

der sich dem Lehr-, Wehr- und Nährstande an die Seite setzte. Da zugleich dieser Stand die Schöpfung des Königs war, also mit ihm entstand und verging, durch ihn zu Ehren und Reichthum kam, und sein Geschäft das Lieblingsgeschäft des Königs war; so ist leicht zu ermessen, zu welchem Grade von Anmaßung und Hochmuth das Jägerpersonale hinaufgeschraubt wurde. Es ist uns keine französische Generals-Brutalität so groß und widerlich und unerträglich vorgekommen, wie die des Würtemberger Jagdpersonals; da sie nicht im Großen wirken konnte, so that sie sich an den erbärmlichsten Fratzen kund; es ging so weit, daß hohe Jäger gemeine Bursche auf der Straße herumstießen, und auch, wenn es sich traf, würdige Leute, ohne daß diese zu mucksen wagten.

Von der Geschäftigkeit der geheimen Polizei, von den lächerlichen Plackereien, besonders in den Residenzstädten, die jedermann das Leben verbitterten, wollen wir nicht reden, da sie nun abgeschafft sind.

* * *

Ungeachtet aller dieser Uebertreibungen von Seiten des Königs, hat er doch auch nie einen Augenblick aufgehört, in Würde und Ansehen und Kraft dazustehen, nie das Vertrauen verloren, daß er ein gegebenes Wort nicht erfüllen, daß er der Gerechtigkeit das Ohr verschließen würde, wofern diese nur nicht im Widerspruche mit seiner vorgefaßten Ansicht von dem, was Recht ist, stand. Nie hat jemand erwartet, daß er etwas

unter seiner königlichen Würde zu thun, weder durch Bitten, noch durch Befehlen, weder durch Uebermuth, noch durch Furcht, bewogen werden könnte. In solchem Ansehen zu stehen, ist doch königlich.

Durch seine jetzige That hat er sich die Krone aufs Haupt gesetzt! Gegen einen solchen König, um ihn von dem zurückzubringen, was an seinem Charakter Uebermaß, und daher drückend war, gab es kein anderes Mittel, als das anerkannte Recht, nachdem der König ein eigenes hatte. Das Volk und die Stände sahen ein, daß mit Vorstellungen, Entwickelungen, Aufstellungen neuerer oder anderer Meinungen und Lehren hier nicht durchzukommen ist, daß alles vom König selbst heraus-, aber nichts hineingehen könne und werde. Das Kleinod, welches das Volk besaß, und welches es tief verschlossen im Herzen und im Willen trug, mußte jetzt um so fester verschlossen werden, als es sich nun zum ersten Male darum handelte, es auszutauschen; denn vorher war der Zustand nur ein Zwangstand, der doch bald hätte brechen müssen. Was der König im März dagegen bot, war etwas zu Allgemeines, aus dem sich allenfalls wohl auch das hätte machen lassen, was der König jetzt gegeben hat, aber eben sowohl auch das Entgegengesetzte, was eher zu befürchten war, da das Interesse derer, die den König umgaben, dieses verlangte, und eben der König auch eine leichtere Gebundenheit vorgezogen haben würde. Es blieb den Ständen daher nichts übrig, als ein so ungestaltiges Ding von Verfassung zu verwerfen, und, da man eine von

ihrer Seite vorgeschlagene unfehlbar nicht angenommen hätte, hartnäckig und eigensinnig auf der alten, gegebenen zu bestehen. Diese Standhaftigkeit hat Deutschland bewundert, und die Männer beklatscht, welche sich der Gefahr aussetzten, für das Gesammtwohl ihre Habe und Gut zu verlieren, und wohl gar aus dem schönen Schwaben gejagt zu werden.

Ihr, die ihr jetzt in Frankfurt versammelt seyd, um das für Deutschland zu thun, was die schwäbischen Stände für Schwaben, ihr habt nun ein Muster vor euch stehen, das euch leider beim Wiener Congresse mangelte. Ihr seyd, so viel uns bis jetzt bekannt ist, alle brave, einsichtsvolle Männer, die auch den guten Willen fürs Gesammtvaterland, nicht bloß das Privatinteresse eurer Staatsprovinz mitbringen, ihr braucht zu so vielen Tugenden nur noch die des Muths zu thun — und diesen kann sich ein gescheidter und gebildeter Mann geben — und Deutschland wird eine freie, eine gute, eine glückliche Verfassung haben, wie sie jetzt Würtemberg hat. Ihr seht dasselbe Kleinod noch in jeder deutschen Brust verwahrt, die alte Reichsverfassung. Wir wissen zwar wohl, daß diese nicht wieder in der vermoderten Gestalt wiederkehren kann; aber dennoch müßt ihr durch einen feierlichen Act bei der Eröffnung des Bundestags mit dem Muthe der schwäbischen Stände feierklich erklären: daß ihr nur auf die Grundlage der alten Reichsverfassung, der vernünftigen, und allein einen Staat erhaltenden Unterordnung der deutschen Gewalten das neue Gebäude von

Deutschlands Verfassung aufführen, oder auf alle Verfassung, als einer nichtigen, Verzicht leisten wollt. Deutschland hängt jetzt an euch, es hängt von euch ab. Verdient seinen Beifall! Ihr kennt und wollt das Richtige, habt Muth!

Einem Fürsten gebührt die Freude, und sie ist ihm zu gönnen, sich sagen zu können, daß er es ist, der sein Volk glücklich macht, und da dieses nur durch eine freie Verfassung geschieht, daß er es war, der die Verfassung gegeben hat, wenn einmal eine neue nöthig ist. Eine fremde, sey es auch die alte, borgen zu müssen, beleidigt das Ehrgefühl. Also laßt neue Verfassungen schaffen, wir bedürfen ihrer — aber verwahrt euch immer das Recht auf die alte. Laßt euch nichts Schlechteres vorlegen. Es muß besser seyn, es muß aber eine Verfassung, nur eine, nur für ein Reich eine seyn — sonst erspart euch die Mühe. Leute, die Deutschland zerreißen, gibt es genug. Ihr werdet der Zerreißung nicht den Schein einer gerechten Verfassung geben. Deutschland hofft jetzt bloß auf euern Muth, bewährt ihn. Die bisher verhaßte Diplomatik hat sich in Paris und Stuttgard zu Ehren gebracht. Frankfurt wird alles bewähren. Da ist das Meisterstück. Welch ein Ruhm, hier Deutschland gegründet, es nicht zerrissen zu haben! Hier den deutschen Fürsten Gelegenheit gegeben zu haben, sich als die Gründer einer neuen und freien Verfassung von der Geschichte nennen lassen zu können.

Der König von Würtemberg hat gethan, was die, welche solchen Charakter studirten, erwartet

ten: Er hat eine entschiedene Verfassung gegeben. Diese Verfassung hätte anders ausfallen können, wenn das Volk und seine Vertreter anders gewesen wären; sie ist aber eines großen Königs würdig ausgefallen, nachdem er gesehen hat, daß er über ein Volk herrscht, welches eines großen Volks würdig ist. — Die Schwaben sind Deutsche!

Ueber das, was die Stände zu thun haben, ist nicht zu reden. Sie zeigen sich würdig der Rechte, die in ihrem Schooße niedergelegt sind. Mißtrauen setzt kein Würtemberger in seines Königs Wort. Hier sind ehrenhafte Leute im Spiel.

Friedlich mögen sie nun das Werk zimmern, abfeilschen und ablauschen werden sie sich jetzt nicht Rechte und Pflichten. Jeder Theil muß sich nun ganz hingeben, aller Aerger muß sich aufgelöst haben in der Versöhnung, auf die nun erst das Liebeswerk folgen kann, das dem deutschen Lande das erste Kind der Verfassung gibt. — Laßt keine Zwietracht mehr in öffentlichen Blättern spüren! Gott segne dieses Werk. Groß wachse der Baum aus eurem Saamen, und breite bald seine Wurzeln unter, seine Zweige, Blüthen und Früchte über Deutschland aus.

Das öffentliche Recht und die politische Geschichte.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte vom letzten Viertel des

achtzehnten und vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von 1778 bis 1806. Von Christian Wilhelm von Dohm.

(Beschluß.)

Auch in dem Berichte über die Irrungen des Königs von Preußen mit der Stadt Danzig findet man mehreres, das wichtig ist zur Vergleichung bei der neuesten Feststellung der Ordnung in Polen. Es war durchaus nicht des Königs Wille, der Stadt Danzig Unrecht zu thun; und seine Antwort auf das in einem ganz unmännlichen, im Gefühle des eigenen Unrechts freilich sehr demüthig abgefaßten Schreiben des Magistrats von Danzig, S. 479, ist ein merkwürdiges Actenstück.

In der Geschichte des Systems der bewaffneten Neutralität wird gezeigt, wie Panin auf diese Idee kam, und seine Monarchin für dieselbe gewann. Mit der ruhigsten Unpartheilichkeit wägt der Vf. das Verdienst dieses Staatsmannes ab, und beweis't, daß weder Herzberg, noch Bernstorf, ihn darauf hingeleitet haben, S. 125. Meisterhaft ist die Entwickelung des Fortgangs dieser Angelegenheiten, und wie England deßhalb mit Holland brach. Man erfährt, warum Panins Werk nicht vollendet wurde. Katharina selbst arbeitete mehr um des Scheins willen, und versäumte, da sie nicht mehr Panins Rath anhörte, auf Gustavs III. Vorschlag einzugehen, daß die Neutralen die Anerkennung der Grundsätze der Neutralität beim Abschlusse des Friedens von 1783, von den kriegführenden Mächten zu erlangen suchen sollten.

Gleich wichtig für die neueste Zeitgeschichte ist die gründliche und das Wesentliche bündig zusammenfassende Darstellung der Foderungen Josephs II. an die Republik der vereinigten Niederlande, vorzüglich die ächt-historische Aufklärung über die Sperrung der Schelde, S. 208 u. flg., diesen Punkt des Münsterschen Friedens trefflich erläutert. Insbesondere aber ist dieser Band reichhaltig an literarischen Nachweisungen. Wir machen den Leser nur auf einige dieser Belehrungen aufmerksam, wie zur Geschichte der Tatarn (S. 55) die Nachricht (S. 56) von dem arabischen Koran, den Katharina für ihre tatarischen Unterthanen, als Entschädigung für die vereitelte Uebersetzung der französischen Encyclopädie, herausgeben ließ, und die Anzeige der Quellen für das tiefere Studium der Zeitgeschichte; auf die Angabe der wichtigsten Staatsschriften; auf die Winke für die Kritik, z. B. S. 145; über Linguet und Mirabeau, als politische Schriftsteller, S. 204; über die Biographie Pius VI.; S. 307; Clemens XIV., S. 310; über die Flugschriften bei Gelegenheit der Reise Pius VI. nach Wien und andere mehrere. Das Anziehendste im Werke sind unstreitig, wenn man Bruchstücke ausheben, und den Zusammenhang des Ganzen, in welchen sie als lebende Gestalten eintreten, zerreißen will, die biographischen Darstellungen, in welchen man den gereiften Kenner der Welt und der Menschen, den erfahrnen Staatsmann, den Meister in der historischen Kunst und den edlen Mann überall erkennt. Da öffentliche Blätter schon Auszüge dieser Art gegeben haben,

so neunen wir bloß einige von den historischen Personen, welche dramatisch in die vom Vf. dargestellten Begebenheiten eingreifen: Kaunitz, Görtz, Friedrich der Große, Joseph II., Maria Theresia, Herzberg, Potemkin, Fürstenberg, von denen am gehörigen Orte treffliche biographische Schilderungen eingewoben sind. Uns genügt es, den Geist des Werks, wie er unsere Zeitgenossen berühren kann und soll, um sie zur Verbindung des Studiums des öffentlichen Rechts mit dem Studium der Völker- und Staatengeschichte zu erwecken und anzuleiten, jetzt, wo eine neue Epoche für das Staatsrecht in Deutschland beginnt, angedeutet zu haben. Möge ein heiteres Alter dem um seine Zeit und um die Nachwelt hochverdienten Manne eine lange Muße schenken, um zu vollenden, was er angefangen hat, die Geschichte einer dreißigjährigen Zeit, während welcher das jetzt lebende Geschlecht aufblühte, in einer Gallerie der wichtigsten Begebenheiten vor der Nachwelt vorüberzuführen. Ihm gebührt der Kranz der Geschichte und das Wort der Huldigung, mit welchem einst Plinius der Jüngere den großen Tacitus begrüßte: Equidem beatos puto, quibus deorum munere datum est aut facere scribenda, aut scribere legenda; beatissimos vero, quibus utrumque!

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 178 Stück.

Fouché, Herzog von Otranto.

Der Name Fouché füllt ein großes Blatt in der neuern Geschichte Frankreichs. Seine erste Erscheinung im Jahre 1793 in den Sitzungen des Nationalconvents, seine Bedeutung unter Napoleon Buonaparte und sein Gewicht in den Tagen der Wiederherstellung der Bourbons haben ihn mit einer geheimnißvollen Größe umgeben, vor der man unwillkürlich zittert.

Ist denn Fouché so furchtbar? Oder war er es zu irgend einer Zeit? Hat er je zu den entsetzlichen Aesons-Kindern gehört — wie Burke die Söhne der Revolution nennt — welche ihren Vater, um ihn zu verjüngen, zerstückelt in siedendem Wasser kochten?

Was hat er jetzt gethan, daß er, der den Thron Ludwigs XVIII. wieder aufrichten half, um sein Vaterland vor Bürgerkrieg zu sichern, von diesem Vaterlande fern einen müßigen Posten übernahm, damit er selbst vor dem Hasse aller Partheien sich rettete? Alle fürchten oder hassen ihn, weil er mit keiner Parthei es hielt. Aber die, welche durch die Gegenparthei gereizt, und von keinem scharfen Auge bewacht, wahr-

haft zu fürchten sind, haben Achtung vor seinem Verstande und Vertrauen zu seinen Maßregeln. Denn sie glauben, daß er nie ein Feind liberaler Grundsätze seyn kann.

Fouché war nicht Royalist, nicht Buonapartist; er war einmal Republikaner; auch dieß ist er nicht mehr. Er war stets Franzose, ist es noch, und wird es stets seyn. Das Vaterland ist ihm das erste Ziel seines Lebens. Er hat der Gewalt gehorcht, der seine Mitbürger in gesetzlicher Form sich unterwarfen. Er gehorchte der Republik, weil sie, als man ihn, der bis dahin öffentlicher Lehrer an dem Institute der Oratoriens zu Nantes gewesen war, im Namen des Departements der Nieder-Loire zum Stellvertreter des Volks wählte, schon vorhanden war. Er verwickelte sich mit keiner Parthei, schloß sich aber an den kraftvollen, mit furchtbar folgerechter Strenge handelnden Berg an, und vollzog, was ihm aufgetragen ward, im Sinne des Gesetzes und im Geiste der herrschenden Meinung. Wir glauben, daß der Fanatismus der Revolution damals auch ihn ergriff, daß er jedoch nicht die Maske des Demagogen trug, sondern aus demokratischem Eifer handelte. Er konnte also wohl ein Schwärmer, nimmer aber ein Heuchler, noch ein Terrorist aus Blutdurst und Grundsatz, am wenigsten ein Verrückter, wie Marat, seyn. Er war Jacobiner bis zu einem gewissen Punkte; aber auch ihn bezeichnete bald der Argwohn der Schreckensmänner. Der Sturz von Robespierre rettete ihn vor dem Fallbeile. Auf seinen vielfachen Sendungen in den Provinzen hatte er

sich mit dem Zustande von Frankreich genau bekannt gemacht. Das Vollziehungsdirectorium ernannte ihn zum Minister der allgemeinen Polizei. Als solcher half er den 18ten Brumaire vollenden, weil seinem Vaterlande Festigkeit und Ruhe Bedürfniß war. Er bewachte den Thron des ersten Consuls und des Kaisers, weil das Gesetz ihm dieß zur Pflicht machte. Alle Ränkemacher scheuten ihn, denn er kannte und übersah sie alle. Er erwarb sich große Reichthümer, doch keineswegs auf eine niedrige Weise, sondern durch glückliche Berechnungen, durch den Kauf von Staatspapieren und andere Ankäufe. Da er als Minister alles früher wußte, als die übrige Welt, so mußte ihm das leicht werden.

Fouché's Name kommt bei keinem Verbrechen der Revolution als Anstifter, bei keiner Verschwörung unter den Urhebern oder Theilnehmern vor, weder in den Clubs der Revolution als Wortführer, noch unter den Mißvergnügten über die Gewalt eines Einzigen, als Störer der öffentlichen Ruhe. Aber die eiserne Unabhängigkeit, in der sein Verstand und Charakter ihn erhielten, machten ihm endlich den Tyrannen selbst abgeneigt. Buonaparte scheute sich vor Fouché's vielgeprüfter Erfahrung, vor seiner ernsten Klugheit, Selbstbeherrschung und Mäßigung, auch wohl vor seinem strengen und vielsagenden Schweigen.

Der Herzog von Otranto trat in den Privatstand zurück. Männer, die keines Verbrechens, keines Verraths sich schämten, nahmen damals seine Stelle ein. Oder ist ein Savary, ein Real über solche Vorwürfe erhaben?

Niemand beobachtete so kalt und ruhig den Zustand der Dinge in Frankreich, als Sieyes und Fouché. Jener aber knüpfte an seine Ansichten abstracte Ideen und sinnreiche Entwürfe; dieser sah klar, wie Alles stand und was zu thun sey. Den Gedanken an die Möglichkeit einer Republik hat er gewiß längst aufgegeben; allein nie wird er die leidenschaftlichen Schritte überspannter Royalisten gut heißen. Er beurtheilt den Volkscharakter der Franzosen richtig, und weiß, wie man sie regieren muß. Darum gab er Ludwig XVIII., als dieser von ihm zu wissen wünschte, welches System er künftig befolgen sollte, die sinnvolle Antwort: „Nach meiner Meinung, Sire, sollten Ew. Majestät bei der Besteigung des französischen Throns nichts verändert haben, als die Betttücher des Kaisers."

Ueber Fouché's Leben sind mancherlei Berichte vorhanden. Sein Inneres ist vielfach gedeutet worden. Die härteste Beschuldigung, die man ihm gemacht hat, ist wohl die, daß er, als Buonaparte über die Hinrichtung des mit Gewalt aus dem Gebiete des Churfürsten von Baden entführten Herzogs von Enghien seine Vertrauten befragte, zu dem Verbrechen gerathen haben sollte, damit Buonaparte auch seine Hände in das Blut der Bourbons tauchte, so wie er es gethan, indem er für den Tod Ludwigs XVI. stimmte. Wir halten diese Anklage für falsch, weil Buonaparte in jenem Gewaltschritte, wie in andern, zu denen ihn sein finsterer Argwohn hintrieb, niemand um Rath fragte. Eine Pariser Flugschrift vom Julius dieses Jahres verkennt

die Dienste nicht, welche Fouché in den letzten Tagen des Junius dem Hause Bourbon geleistet, bezweifelt aber, daß dieß aus treuer Ergebenheit geschehen sey, und glaubt, daß Fouché nur durch die Triebfeder der Selbstsucht geleitet worden, um sein Vermögen und seine Stellen zu behalten. Auch dieß glauben wir nicht. Ihn führte seine Umsicht und die Gefahr eines blutigen Bürgerkriegs auf diesen Entschluß, der allein das Ganze retten konnte, und nothwendig ihn mit rettete, so wie er im entgegengesetzten Falle mit den Uebrigen zu Grunde gegangen seyn würde. Seine Klugheit kann seinem Charakter kein Vorwurf seyn, sobald er rechtmäßig und für den Staat zweckdienlich handelte.

Aber die Hofparthei wollte ihm nie verzeihen. Er konnte sie also auch nicht durch die großen Dienste, die er dem Königthume in den entscheidenden Tagen des Junius erwiesen, mit sich versöhnen. Daher mußte Ludwig XVIII., der aufrichtig und gut, wie immer, seines Raths und Beistandes sich bedienen wollte, in seine Entlassung willigen.

Was hat also dieser vielvermögende Mann gethan, daß man ihn, der einer der Verständigsten und Kräftigsten von allen ist, die in dem sturmbewegten Frankreich das Steuerruder geführt haben, von sich stößt? Sein Kopf ist es nicht allein, den man fürchtet; auch sein Charakter hat gegen ihn erbittert. Und wodurch? Die allgemeine Antwort hierauf ist folgende: Fouché gehört der Revolution an, und niemand von der jetzt obsiegenden Parthei hat, wie es die Staats-

urkunde, wie es der letzte Wille Ludwigs XVI. befiehlt, jene Zeit der innern Zerrüttung vergessen, noch vergeben, bis auf den einzigen Ludwig XVIII.

Welchen Antheil nahm Fouché an der Revolution? Wir schlagen den Moniteur auf, und finden ihn nie an der Spitze der Begebenheiten. Es ist wahr, in der Geschichte seines öffentlichen Lebens kommen dunkle Stellen vor; wir wollen sie nicht verschweigen, aber wer darf, wo ein ganzer Wald brennt, fodern, daß ein gesunder Stamm mitten unter den übrigen nicht vom Brande ergriffen werde? daß in einer pestkranken Stadt der einzelne Bewohner, den Alles verpflichtet, in der Stadt zu bleiben, allein dem Pestübel entgehe?

Fouché von Nantes war ein Neuling in der Revolution, als er, nachdem die Republik schon errichtet, Ludwig XVI. aber auf Tod und Leben angeklagt war, in den National-Convent eintrat. Er stimmte für den Tod des Königs. Wir wollen nicht Carnots Gründe für ihn anführen. Er selbst hat bei Ablegung seiner Stimme sich darüber nicht erklärt. In dem dritten Aufrufe der einzelnen Stimmen, Appel nominal, so wie er S. 92 in Nummer 20, den 20sten Januar 1793, des Moniteurs abgedruckt ist, antwortete Fouché auf die Frage: Quelle peine Louis, ci-devant roi des Français, a-t-il encourue? nichts weiter, als: la mort (S. 95), und als beim vierten Namenaufrufe die Frage: Sera-t-il sursis à l'exécution du jugement de Louis Capet? mit Ja oder Nein beant-

wortet werden mußte, antwortete er: Nein! (s. Moniteur, Nr. 24, S. 119.) Fouché hat, wie öffentliche Blätter berichten, seine tiefe und lebenslängliche Reue über dieses furchtbare Wort, das er mitten unter wahnsinnigen Fanatikern und Böſewichtern, die ihm als ſolche nicht erkennbar waren, ausſprach, dem König Ludwig XVIII. in einem Briefe bezeugt. Ueberlaſſen wir alſo dieſe Schuld ſeinem Könige, zu deſſen treueſten Dienern er gewiß gehört, und Gott! Keinem ſeiner Zeitgenoſſen geziemt es, jetzt ihn deßhalb noch anklagen zu wollen. Aber wohl darf Fouché's Biograph ſich darauf berufen, daß dieſes einmal ausgeſprochene Wort ihn unbedingt dem Terrorismus in die eiſernen, zermalmenden Arme warf. Es war das Blutſiegel, welches Fauſt dem Satan auslieferte.

Einige der Blutrichter handelten ſeitdem mit kühnem Trotze, einen Greuel durch den andern mit frecher Willkür überbietend. Andere ſchritten in dem ihnen nothwendig vorgezeichneten Gleiſe fort, ohne es tiefer, noch breiter ausfurchen zu wollen. Zu den letztern gehörte Fouché. Er ſaß nie in den Ausſchüſſen der Gewalt, genannt Wohlfahrtsausſchuß und Revolutionsgericht; ſondern er übernahm die Aufträge des Convents in den Provinzen, oder bearbeitete allgemeine Verwaltungsentwürfe. So ſchlug er den 14ten Februar 1793 ein Geſetz im Namen der Commiſſion des öffentlichen Unterrichts vor, welches auch angenommen wurde. Nach demſelben ſollte der früher beſchloſſene Verkauf der Güter der öffentlichen Lehranſtalten nicht vor ſich gehen, ſondern

die Verwaltung derselben, wie zuvor, beibehalten werden. Dasselbe Gesetz bestimmte auch den Gehalt der Professoren. Fouché mochte hier wohl die Absicht haben, das Vermögen der zum öffentlichen Unterrichte bestimmten Häuser sicher zu stellen; allein er konnte nicht durchdringen: daher schlug er, um wenigstens etwas zu retten, den 10ten März den Verkauf der Stiftungsgüter vor, mit Ausnahme der Schulgebäude, so daß von der Zeit an die Besoldung der Lehrer und der Unterhalt der Gebäude von der Nation aus der Staatscasse bestritten werden sollte. Als bald nachher alle Arbeiter und Künstler für die Vollzahl der Heere ausgehoben werden sollten, drang er mit dem Vorschlage durch, daß man diejenigen davon ausnahm, deren Kunstfleiß dem gemeinen Wohle in ihrer bisherigen Lage mehr Nutzen schaffte, als wenn man sie zum „Kanonenfutter" bestimmte; eine Wahrheit, welche Napoleon in seinen Bevölkerungsschlägen, Conscription genannt, ganz aus den Augen ließ. Man verfuhr damals sehr strenge, ja grausam, gegen die Familien der Emigrirten, indem man das Vermögen der letztern oft willkürlich genug einzog. Fouché schlug daher Maßregeln und Formen vor, die auch gebilligt wurden, nach welchen jene harte Maßregel nur die Person des Ausgewanderten, nicht seine zurückgebliebenen Verwandten treffen konnte. Bald darauf ging er in die Departements von Mayenne und der Loire, von wo er vortheilhafte Berichte über den Geist der öffentlichen Verwaltung erstattete. Zugleich berichtete er an den Convent, was man in Nan-

tes für Maßregeln ergriffen, um den Fortschritt der „Brigands," der unter die Waffen getretenen Feinde der Republik, zu hemmen. Von da ging er in Aufträgen des Convents in das Departement der Aube, wo er über die Vaterlandsliebe und den guten Geist der Einwohner von Troyes einen — unter den damaligen Verhältnissen sehr wichtigen — beifälligen Bericht erstattete. Natürlich mußte dieses Schreiben, wie jedes ähnliche, die Farbe jener Zeit tragen, und die Sprache der hochgespannten Kraft reden. Daher meldete er damals, wie der 31ste Mai und der 2te Junius den Patriotismus der Stadt Troyes entzündet habe, und wie er aus den Einwohnern derselben binnen 9 Tagen ein Bataillon braver Republikaner zu „improvisiren" gedenke. Aehnlichen Inhalts sind seine Briefe an Chaumette aus dem Departement der Nievre. Er meldet (s. Nr. 272 des Moniteurs) dem Procurator der Gemeinde von Paris, mit Hülfe von vier Patrioten habe er daselbst Alles gänzlich umgeschaffen. Doch hier mögen Chaumette's eigene Worte stehen, weil sie die Richtung bezeichnen, welche Fouché dem öffentlichen Schwindelgeiste zu geben beflissen war: „Vieillesse honorée, infirmité secourue, malheurs respectés, fanatisme détruit, fédéralisme anéanti, fabrication de fer en activité, gens suspects arrêtés, crime exemplairement puni, accapareurs poursuivis, incarcerés: tel est le sommaire des travaux du représentant du peuple Fouché."

Merkwürdiger ist jedoch seine zu Nevers den

19ten des 1sten Monats des Jahres II der Republik erlassene Verordnung über den äußern Cultus und über die Begräbnißfeierlichkeiten: „Le peuple Français ne peut reconnaître d'autres signes privilégiés que ceux de la loi, de la justice et de la liberté; d'autre culte que celui de la morale universelle; d'autre dogme (!) que celui de sa souveraineté et de sa toute puissance." Alle Arten von Gottesverehrung sollten daher nicht öffentlich, sondern nur innerhalb der Tempel Statt finden. Auf den Begräbnißplätzen sollte unter Bäumen die Statue des Schlafes, und nichts anderes stehen, auch keine andere Inschrift, als die Worte: La mort est un sommeil éternel. — „Ceux, heißt es ferner in diesem Beschlusse, qui après leur mort, seront jugés par les citoyens de leurs Communes, avoir bien merité de la patrie, auront sur leurs tombes une pierre figurée en couronne de chêne." — Zugleich wurden damals, wie bekannt, die goldenen und silbernen Gefäße der Kirchen als Staatsgut eingezogen; auch Fouché sandte über 1000 Mark davon nach Paris.

Die schwerste und bedenklichste Sendung war die nach Lyon. Diese Stadt hatte sich dem Willen des Convents widersetzt, und war bezwungen. Da wurde Collot d'Herbois, nebst Fouché und Montaut, dahin gesandt, um die gegen Lyon verordneten strengen Maßregeln zu vollziehen, überhaupt Alles, was zum öffentlichen Wohle gehöre, zu veranstalten. Fouché leitete damals das große Bürgerfest, welches zur Sühne des von den

Lyonesern ermordeten rasenden Jacobiners Challier gefeiert wurde. Man wählte zu dieser Feier einen Festtag. Challiers Büste wurde von fanatisirten Männern und Weibern mit tiefer Inbrunst in einem feierlichen Aufzuge herumgetragen. Andere trieben Frevel mit ehrwürdigen Gegenständen der kirchlichen Andacht. Hierauf verbrannte man den Leichnam Challiers unter Klageliedern, und vertheilte die Asche unter die Auserwählten. Fouché berichtete hierüber unter dem 10ten November 1793, 20sten Brumaire II, Moniteur 1793, Nr. 57, an den Convent: „L'ombre de Challier, sagt er in seinem Schreiben, est satisfaite, ses cendres sont exposées à la vénérasion publique et à la réligion du patriotisme!" Das übrige schildert die Stimmung der herrschenden Parthei in den damals üblichen Phrasen, erwähnt aber nicht des Unsinns und der Ausschweifungen, denen sich bei diesem Anlasse der Sansculotten-Pöbel überlassen hatte. In einem spätern Berichte meldet er, was man thun wolle, um das Decret wegen Zerstörung der Stadt Lyon, die nunmehr ville affranchie heißen sollte, zu vollziehen. Von da begab er sich zur Armee vor Toulon. Die Stadt wurde von den Republikanern wieder erobert. Wenn man sich erinnert, welche Wuth damals alle Partheien ergriff, und wie die Engländer einen Theil der französischen Flotte mit sich führten, und den andern verbrannten, so kann man das Schreiben begreifen, in welchem Fouché seinem „Collegen und Freunde," Collot d'Herbois, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, von

der Einnahme Toulons Nachricht gibt. Weil dieſes Schreiben die damalige Volksſtimmung der Republikaner gegen die Andersdenkenden und gegen die Engländer, nach der Logik der Bergpartei und des Schreckensſyſtems, bezeichnet, ſo wollen wir es mit ſeinen Flammenworten aus der Hölle herſetzen: „Soyons terribles pour ne pas craindre de devenir faibles ou cruels; anéantissons dans notre colère et d'un seul coup tous les rebelles, tous les conspirateurs, tous les traîtres, pour nous épargner la douleur, le long supplice de les punir en rois. (!) — Exerçons la justice à l'exemple de la Nature (!), vengeons-nous en Peuple, frappons comme la foudre, et que la cendre même de nos ennemis disparoisse du sol de la liberté. — Que de toutes parts les perfides et feroces (?) Anglais soient assaillis; que la République entière ne forme qu'un volcan qui lance sur eux la lave dévorante; que l'île infâme (!) qui produisit ces monstres, qui n'appartiennent plus à l'humanité (?), soit à jamais ensevelie sous les flots de la mer! — Adieu, mon ami, les larmes de la joie (!) coulent de mes yeux, elles inondent mon âme."

Unterzeichnet: Fouché.

Seine folgenden Berichte betrafen wiederum Lyon. Er meldete dem Convente die Vollziehung ſeiner Decrete, vertheidigte das Verfahren der Kriegscommiſſion, und beklagte ſich, daß der Convent die Delatoren aus Lyon angehört habe.

Ein späterer Bericht enthält seine Anzeige von der Strafe der Schuldigen und von dem Feste der Gleichheit, das auf den Gräbern der Aristokratie gefeiert worden; auch schlägt er vor, die Güter der Rebellen unter die Sanscülotten zu vertheilen. Späterhin wünschte er dem Convente Glück zur Entdeckung der Verschwörung Heberts. Allein sein Bericht über Lyon, den er an die Jacobiner sandte, mißfiel der Versammlung. Man wollte mit Vorwürfen gegen ihn auftreten: Er habe nicht im Geiste der Revolution gehandelt u. s. w., allein Robespierre hintertrieb die Sache, indem er dafür hielt, Fouché's Bericht sey nicht vollständig.

Um diese Zeit schien Fouché's Ansehen gegründet zu seyn, so daß er glaubte, auch seine Ansicht geltend machen zu können. Er hielt zur Vertheidigung seiner als verdächtig verleumdeten Landsleute eine Rede, und bewirkte ein Decret, welches erklärte, die Sanscülotten von Nantes hätten nicht aufgehört, sich um das Vaterland verdient zu machen. Nun wurde er Präsident des Jacobiner-Clubs. In dieser Eigenschaft antwortete er den Abgeordneten des Clubs von Nevers auf eine Art, die Robespierre mißfiel. Er mußte sich deßhalb vor den Jacobinern rechtfertigen. Auf seine Bitte, daß der Club sein Urtheil über ihn aufschieben möchte, bis die Ausschüsse seinetwegen ihren Bericht erstattet, klagte ihn Robespierre, den er durch einige Scherze bei dem Feste zu Ehren des höchsten Wesens beleidigt hatte, als Verschwörer an, der seine Hände mit Raub gefüllt habe. Nun ward er aus der

Gesellschaft der Jacobiner ausgestoßen, was so viel wie ein vorläufiges Todesurtheil war. Allein der 9te Thermidor, wo Robespierre das Blutgerüste besteigen mußte, rettete auch ihn. Doch trat Fouché in der Sitzung des Convents, in welcher der Tyrann zuerst angegriffen wurde, wie in dem Kampfe überhaupt, persönlich nicht gegen ihn auf; sondern ein anderer Deputirter, Panis, ging wegen Fouché dem Dictator zu Leibe, welcher es aber vermied, die verlangte Auskunft zu geben. Nach dem Sturze des Schreckenssystems riefen ihn die Jacobiner in ihre Mitte zurück. Seitdem hat er stets zu gemäßigten Grundsätzen sich bekannt, und zu helfen gesucht, wo er konnte. So zeigte er die Plünderungen an, deren man sich in Lyon schuldig machte, und schlug vor, den Beschluß aufzuheben, durch welchen man Lyon in Rebellionszustand erklärt hatte. Gleichwohl mußte er sich hierauf selbst wegen angeschuldigter Verbindung mit Babeuf rechtfertigen, und kam, wie alle Conventsdeputirten, die auf Sendungen gewesen, in Untersuchungen. Als er sich nun gegen die erhob, welche den Convent in sich uneins machen wollten, so verlangte Tallien seine Verhaftung. Er mußte wegen seines Betragens in Nevers und Lyon sich rechtfertigen, und auf die frühere Anklage Robespierre's antworten, als ob er mit der Aristokratie unterhandelt habe, das hieß in jener Zeit so viel, als ob er mit den Verurtheilten und der Gegenpartei überhaupt zu schonend umgegangen wäre. In seiner Vertheidigung machte er den Umstand geltend, daß Robespierre sein Feind gewesen.

Auch sprachen für ihn Legendre, Tallien und andere, die ihn als einen der Urheber des 9ten Thermidors rühmten. Indeß machten Beaurencot und Lesage ihm diese Ehre streitig; und Boissy d'Anglas bewirkte endlich ein Verhaftsdecret gegen ihn; allein er wurde durch das Amnestiedecret vom 4ten Brumaire des Jahres IV losgesprochen. Nun lebte er in Zurückgezogenheit bis 1799, wo er als Gesandter, an Trouvé's Stelle, nach Mailand ging. Man rief ihn aber bald zurück, und bestimmte ihn zum Gesandten im Haag; kaum war er daselbst angekommen, so ernannte ihn das Vollziehungs-Directorium, an Bourguignons Stelle, im Julius 1799 zum Minister der allgemeinen Polizei. Hier zeigte er sich sehr thätig als einen Feind aller Anarchisten, was er stets gewesen war. Er half den glücklichen Ausgang der Unternehmung Buonaparte's am 18ten Brümaire sichern, und setzte sich bald bei diesem furchtbaren Manne in große Achtung, da er nicht nur um die allgemeine Ruhe des Staats, sondern auch um die Person des ersten Consuls sich unleugbar große Verdienste erwarb. Das von ihm überaus sinnreich und zweckdienlich organisirte, und auf den durch die Revolution gänzlich verwilderten Charakter der Franzosen, der Pariser insbesondere, richtig berechnete Polizeisystem ist, ob es schon zuletzt auf geheimer Kundschaft beruhte, eins der wirksamsten Mittel gewesen, die Revolution in ihrem Laufe aufzuhalten. Hätte Buonaparte nicht seitdem diesen revolutionären Geist in die Diplomatik und auswärtige Staatskunst übertragen, dadurch aber Europa und

Frankreich aufs neue verwirrt, so würde er noch jetzt den Thron besitzen.

(Der Beschluß folgt.)

Anzeige.

So eben ist erschienen, und in allen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu haben:

Sprengel Institutiones medicae, Tom. V. gr. 8. (Preis 2 Thlr. 12 Gr.)

Auch unter dem Titel:

Sprengel Institutiones pharmacologicae. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Leipzig, im December 1815.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

Zu Bandes 188 Stück.

Nennt Euch!

An die Verunglimpfer der deutschen Sache.

Noch ist der leipziger Schlacht kein Denkmal errichtet. Die Feier des 18ten Octobers wird sogar in einigen deutschen Ländern nicht gestattet. Scheint es doch, als ob man hier und da sich scheue, es öffentlich anzuerkennen: das deutsche Volk sey wieder geworden, was unsere Väter waren, mannhaft, frei und ehrenfest! Auf daß die Erhebung des Gemüths der Nation ja nicht fortdauere; daß die Deutschen ja nicht als Brüder endlich einer Thatkraft, eines Ruhmes sich freuen lernen! Damit der schwache Eckstein unserer Wiedervereinigung, genannt deutsche Bundesacte, ja recht bald in einem Bürgerkriege wieder umgerannt werde! Damit man je eher, je lieber, an fremde Staatsgewalt sich verkaufen, fremden Fahnen und Ordenszeichen folgen, mit dem Jammer des zertretenen Volks neue Ländergrenzen erkaufen, und den alten dürren Stamm einseitiger Territorial-Staatskunst mit frischem Blute wieder begießen könne!

Oder wohin sonst strebt ihr, die ihr falsche Actenstücke schmiedet, um die öffentliche Meinung

zu verführen, die ihr — Napoleon selbst und sein Staatsrath könnten es nicht besser anfangen, — um die Eintracht aus dem Herzen der deutschen Völker zu reißen, nie zur Sühne redet, sondern die Wunden vergiftet, den Haß stachelt, und das Edle höhnt?

Ihr sprecht nicht wie deutsche Männer, freimüthig und bescheiden, kraftvoll und gut, warnend und versöhnend, sondern wie Bastarde, die keinen Vater haben, wie Delatoren aus den Zeiten des verworfenen Roms, wie Söldlinge, die für einen geheimen Zweck sich dingen lassen.

Und wie viel sind Eurer, die sich erkühnen, die Ehre, welche Deutschland errungen, meuchlings anzufallen, und auf den Staat, welcher die alten Rechte freier Standesherren, die anderwärts dictatorisch vernichtet wurden, feierlich anerkannte, so weit das Staatsrecht sie billigen durfte, den Verdacht zu lenken, als ob er nach Deutschlands Unterjochung strebe? Eurer sind so wenig, und eure Namen sind so unbedeutend, obgleich zum Theil aus der Zeit der Franzosenherrschaft her nur zu bekannt, als daß ihr aus eurer Verborgenheit hervorzutreten wagtet!

Ihr werdet die öffentliche Meinung nicht verführen. Ihr werdet die Liebe zu einem gemeinschaftlichen Vaterlande nicht aus dem Herzen der Deutschen reißen. Ihr werdet die Geschichtsbücher nicht vertilgen, welche die Thaten eines tapfern, frommen, freiheitsinnigen Geschlechts erzählen. Ihr werdet nicht in dem Andenken der Nachwelt fortleben!

Die Nachwelt wird richten über die Män-

ner, welche ihr verleumden wollt. Sie sprachen für die heilige Sache der Völker, und schüttelten sie unsanft den Staub von den Urkunden zu weit ausgedehnter Vorrechte ab, so wird das Urtheil der Geschichte dennoch ihre Fürstentreue nicht verkennen. Denn das ist Völkerrecht und Fürstentreue, frei zu sagen, wo Fürsten irrten, wo Fürsten Unrecht hatten. Kein Fürst, der nicht Tyrann war, hat je über solchen Freimuth sich erzürnt, kein Marc-Aurel, kein Friedrich II., kein Joseph II. Wohl aber fürchten solchen Freimuth die Rathgeber und Staatsklügler, welche hinter den Thronen stehen, und gutmüthig vertrauende Fürsten nach ihren Ansichten zu lenken vermeinen. Wohl fürchten ihn die, die mit diesen für untrüglich sich haltenden Räthen stehen und fallen! Wohl fürchtet ihn jeder, welcher seinem Fürsten so viel Gerechtigkeit und Weisheit zutraut, daß die Stimme der öffentlichen Meinung endlich zu seinem Ohre und zu seinem Herzen gelangen könnte!

Jeder Biedermann in Deutschland fühlt, daß noch vieles Unvollkommene zu verbessern, vieles Schadhafte zu heilen ist; jeder beklagt es, daß in dem großen europäischen Fürstenrathe so viel über Landesgrenzen, und so wenig über die Ausführung liberaler Ideen verhandelt und ausgemacht worden ist; jeder verwundert sich, daß die Staatsmänner, welche gegen Napoleon und seinen Anhang so laut und kräftig vor ganz Europa die Acht aussprachen, daß dieselben Männer kein nachdrucksvolles Wort gegen den Despotismus in Spanien und gegen die Barbarei

des Fanatismus in Frankreich öffentlich erklären! Denn daß sie es in dieser Hinsicht an Vorstellungen auf diplomatischem Wege nicht haben fehlen lassen, ist bekannt.

Dieß alles fühlt jeder Biedermann, und sagt es laut. Aber ihr, auf eurem Wege, werdet ihr je etwas Heilbringendes für die Sache der Menschheit bewirken? Eine Staatsinquisition wird euer Delatorenunfug hervorbringen, wenn es euch gelingen sollte, die Fürsten und ihre Minister zu bethören! Tretet offen in die Schranken der Wahrheit und des Rechts, für die ihr zu kämpfen vorgebt. Ihr wollt ja die Stützen der Fürstenthronen seyn. Was könnt ihr also fürchten, wenn ihr das Visier aufzieht? Aber das ist es eben, was ihr scheut. Denn so wie ihr euch nennt, so seyd ihr entlarvt, so seyd ihr widerlegt!

Schmalz und Niebuhr.

(Bemerkungen über eine nicht hinreichend würdige Kritik in der Vossischen Zeitung.)

Es mag ein lasterhafter Tugendbund, oder eine Fortsetzung desselben bestehen oder nicht, so erscheint doch die Art, wie ein sogenannter Recensent in Nr. 132 der Vossischen Zeitung die Schrift des Herrn geheimen Staatsraths Niebuhr gegen die Denunciation dieses Bundes vom Herrn geheimen Rath Schmalz belächelt, der Wichtigkeit dieser Verhandlungen um so unwür-

diger, als diese nichts mehr und nichts weniger zur Aufgabe hat, als die heilige und reine Gesinnung vieler der treuesten und begeistertsten Kämpfer für die Wiedererweckung unsers Vaterlandes einer gräßlichen Privatverschwörung zu beschuldigen, oder solchem Verdachte zu entrücken. Die Anklage einer solchen Privatverschwörung durch Herrn geheimen Rath Schmalz ist von einem großen Theile von Deutschland mit um so lebhafterem Antheile aufgenommen worden, als er die Existenz und die alle Begriffe und bisherigen Beispiele von Fanatismus politischer Verschwörungen übersteigenden gräßlichen Absichten dieses Bundes als ein Ehrenmann freimüthig und öffentlich erklärt, dieses Bundes, der nach der Anklage Furcht unter allen deutschen Bürgern verbreitet, und unter dem Aushängeschilde der Deutschheit die Unterthanen ihrer Eide vergessen machen will, dieses Bundes, der alle deutsche Regierungen schmählich beschuldigt, den ausgezeichnetsten Staatsmännern alle Einsicht, den ausgezeichnetsten Gelehrten alle Gelehrsamkeit abspricht, oder beiderlei gar als Bösewichter und Schwachköpfe verunglimpft, eines Bundes, der Mord, Plünderung und Nothzucht recht klärlich predigt. Besteht ein solcher Bund, so hat Deutschland mit seinem Blute nichts als einen zeitlichen Frieden erkauft, der die scheußlichste Schlangenbrut in seinem Busen nährt, und die von schwerer Entbindung noch kaum genesene Zeit geht bereits wieder mit dem gräßlichsten Drachenkinde schwanger, das die heiligen Rechte unserer geliebten Fürsten, die Einsicht unserer verehrtesten

Staatsmänner, die Gelehrtschätzung unserer berühmtesten Gelehrten, ja unser Leben, unsern Besitz, die Ehre unserer Frauen und Töchter, und die Eintracht der deutschen Völker zu bedrohen die Absicht hat; besteht ein solcher Bund, so wird jedermann in der Anklage desselben vor ganz Europa durch Herrn geheimen Rath Schmalz das freie und tapfere Wort eines als Gelehrten und Geschäftsmannes gleich ausgezeichneten, von allen seinen Freunden als biedern und tugendhaften Gatten und Vaters und Staatsbürgers geliebten, mit der Anerkennung seiner großen Verdienste vom Staate geschmückten und beehrten, tadellosen Mannes um so mehr anerkennen und ruhmwürdig erklären, als dieser verdienstvolle Mann somit einzeln und allein und ohne alle andere Waffen, als mit seiner Ehre, seinem Gewissen, seiner tiefsten Einsicht in die Sache, seiner gründlichen Ueberzeugung, seinen rechtskräftigen Beweisen und dem Segen des Himmels, der immer auf solchen Waffen ruhte, wie ein begeisterter Kämpfer für das Heiligste der Menschheit in die Schranken gegen die Hydra einer so scheußlichen Verschwörung tritt, der nach seiner Anklage die gräßlichsten, bisher in der Geschichte beinahe unerhörtesten Mittel gerecht sind. Er hat diesen Schritt mit reinster Absicht und einer mehr als zu erwartenden schönsten Freimüthigkeit gethan, und die Augen von ganz Deutschland sind rings mit banger Erwartung darauf gerichtet gewesen, wo und wie sein unsichtbarer, in seinen höllischsten Tiefen angegriffener Gegner auftreten würde — und es erscheint als Gegner eine

Schrift des Herrn geheimen Staatsraths Niebuhr, in welcher das nicht weniger freie und tapfere Wort eines vielleicht nicht weniger als Gelehrten und Geschäftsmannes ausgezeichneten, von allen seinen, vielleicht nicht weniger trefflichen Freunden nicht weniger als biedern und tugendhaften Gatten und Staatsbürgers geliebten, mit der Anerkennung seiner nicht weniger großen Verdienste vom Staate nicht weniger beehrten, nicht weniger tadellosen Mannes um so mehr anerkannt werden muß, als er in dieser Schrift ohne alle andere Waffen, als mit Ehre, Gewissen, innigster Ueberzeugung, sicherem Tacte für die Zeichen der Zeit, dem dringenden Anspruche an rechtskräftige Beweise, und dem des Himmels, der immer auf solchen Waffen ruht, für die Unschuld und Rechtfertigung vieler von jener Beschuldigung unbestimmt anrüchig gemachten trefflichen Männer in die Schranken tritt gegen die Wahrheit und Besonnenheit einer Anklage, welche alle obgenannten, mithin unter beiden Streitern gleiche Waffen eines so geachteten Anklägers für sich hat. Das Auftreten eines als Menschen, Bürgers, Staatsmanns, tiefen Forschers, an Absicht, Einsicht, Vorsicht und Nachsicht so unantastbaren, von allen Tugendhaften und Verstehenden, dem Inhalte der Zeit gewachsenen, frommen und weisen Zeitgenossen unbedingt verehrten Mannes, als Herrn geheimen Staatsraths Niebuhr, gegen die Wahrheit der Existenz eines so scheußlichen Bundes, und also gegen die offenbare Anklage eines gleicher Prädicate so würdigen Mannes, als es Herr geheime Rath Schmalz ist,

thut die höchste Wichtigkeit des Gegenstandes dar, und fodert aus den Herzen aller ehrenhaften Theilnehmer des öffentlichen Lebens mit lauter Stimme Untersuchung und Beweis, oder sollten beide nicht erfolgen, die sich dann stillschweigend ergebende Erklärung, daß jene Anklage, auf mißverstandener, übelgebrauchter, bester Meinung beruhend, ein leerer, leider allzu lebhafter, die ganze Nachbarschaft mit Feuerjo aufschreckender, und dann so mit allerlei Fingern deutender, fataler Traum gewesen sey, der aus zu lebhafter Phantasie, verbunden mit Unverdaulichkeit für den Geist der neuen Welt, entsprungen seyn mag. Jeder, der den Ankläger als trefflichen Familienvater, Gelehrten und Geschäftsmann hochzuschätzen die Ehre hat, wird demselben, könnte er den Beweis seiner Beschuldigung nicht führen, was doch bei dem sichern Auftreten seiner Anklage und seinem anerkannt edlen Charakter zu befürchten nicht erlaubt seyn dürfte, einen solchen schweren Traum bei seinen großen anderweitigen Geschäften für die Emporbringung der Universität und Beleuchtung der Wissenschaften in diesen verwickelten und verhaspelten Zeitläuften gern verzeihen. Die Menschen sind gutmüthiger, als sie ein Mann glaubt, der eine so schreckliche Verschwörung unter ihnen ahnden konnte. Hat doch Herr von Kotzebue durch seine öffentliche Selbstanklage und nachfolgende, vielfältige, auf patriotische und tugendlehrende Art belustigende Komödien und Romane vor dem deutschen Publikum einst Verzeihung erhalten für den großen Scandal seines „Bahrdts mit der eisernen Stirn

we," wie sollte hier in einem, der Art und Absicht nach gewiß mit jenem gar nicht zu vergleichenden Irrthume nicht leicht die innigste Aussöhnung erfolgen. Wenn aber zwei solche Kämpfer, anklagend und Anklage niederschlagend, in Sachen so scheußlicher, alle menschliche Empfindung empörender Greuel in die Schranken treten, scheint er durchaus unziemlich von „Naivität" und „Mann im Monde" zu sprechen. Konnte es gleich in dem Charakter eines eitlen Philisters seyn, das Auftreten des frommen, gottgefälligen Hirten David gegen den breiten, hoffärthigen Goliath für sehr naiv zu halten; so gebührt sich doch solche Rede nicht, wenn, wie hier, zwei gleich verdiente deutsche Ehrenmänner für und wider reden; ja es ist zu vermuthen, daß sie beiden gleich unangenehm seyn dürfte. Auch der Mann im Monde gehört nicht hieher, hier ist die Frage: existirt ein so scheußlicher Tugendbund im Monde oder auf Erden? Besteht er auf Erden, so ist er angeklagt, muß entdeckt, ergriffen, vor Gericht gezogen und zertreten werden, (wer möchte sein Haupt eher ruhig niederlegen!) der Ankläger aber ist ein Ehrenmann, und von einem eben so ehrbaren Manne zu seiner Pflicht aufgefodert, als Ankläger, der von mehr als Vermuthungen spricht, die schuldtragenden Verbrecher vor Gericht zu stellen, oder im Falle des Nichtkönnens einzugestehen, der Bund bestehe nur im Monde, und der Einfluß dieses Gestirns auf hypochondrische Gelehrte habe ihn irre gemacht. Dem witzigen Recensenten in der Vossischen Zeitung fügt man hier bei, daß sol-

gende schöne Fabel vom Manne im Monde besteht: der Mann im Monde ist der Schutzengel aller Unschuldigen, und für den, der nach einer unrechten Handlung ohne Anlage zu erröthen in den Mond schaut, erröthet der züchtige Mann im Monde von Herzen.

Mauvaise ruse ni excuse, ni accuse, ni amuse.

Fouché, Herzog von Otranto.

(Beschluß.)

Fouché's Sorgfalt war hauptsächlich auf die Unterdrückung der für die allgemeine Sicherheit so gefährlichen geheimen Gesellschaften gerichtet; und er war ganz der Mann, um diesen Dämon der Revolution, den Jacobinismus, in seinen Schranken zu halten. Selbst ohne Leidenschaften, ein feiner, ruhiger Beobachter, tief eingeweiht in die Geschichte aller Partheien, vertraut mit dem Charakter der bedeutendsten Männer und mit dem Gange der Begebenheiten, besaß er alle Eigenschaften, die zu einem Polizeiminister erfodert werden. Mit einem festen Charakter vereinigte er einen durchdringenden Verstand, der schlau und klug die Verhältnisse erwog, und geschmeidig nachgab, wo er nicht durchzudringen vermochte; dabei besaß er die Gabe, sich mit Leichtigkeit auszudrücken, und in seinen Berichten den treffenden Punkt ins gehörige Licht zu stellen. Er mußte zwischen zwei Partheien, den Royalisten und Jacobinern, hindurchsteuern, um die neue Ordnung der Dinge zu befestigen. Dieß konnte

er nicht thun, ohne mehrere Maßregeln der Strenge zu ergreifen. Napoleon fand ihn aber nicht so fügsam, als er wünschte; daher vereinigte er im Jahre 1802 das Ministerium der Polizei mit der höchsten Justizstelle, welche der Großrichter Regnier bekleidete. Der in den Grafenstand erhobene Fouché aber trat den 15ten September 1802 in den Erhaltungssenat, und ward gewählt, den Berathungen der helvetischen Volksvertreter in Paris beizuwohnen. Die Mediationsacte, welche die Fortdauer des Eidgenossenbündes sicherte, scheint also mit sein Werk gewesen zu seyn. Die Processe gegen die Verschwörer, die Schandthat gegen den Duc d'Enghien, Pichegrü's Erdrosselung und der Proceß Moreau's fallen ihm nicht zur Last; er hatte weder mit der Polizei, noch mit der Justiz etwas zu thun. Als aber der nunmehrige Kaiser Napoleon einen klugen Rathgeber in der innern Regierung des Staats vermißte, so übertrug er Fouché im Julius 1804, dem er kurz zuvor die Senatorerie Aix ertheilt hatte, das Polizeiministerium in seiner ehemaligen Organisation aufs neue. Er blieb dieß bis zum Jahre 1810. Erst in dieser Zeit erhielt er den 1sten Februar 1805 das rothe Band der Ehrenlegion, und ward später zum Herzog von Otranto erhoben. Seine Aufmerksamkeit richtete sich jetzt vorzüglich auf die Journale und Zeitungen. Er veranlaßte die Präfecten, darauf zu sehen, daß die Anordnungen der Regierung in Hinsicht auf Religion und Cultus in den Tageblättern nicht angegriffen würden. In Paris wurde die Zahl derselben beschränkt,

und den bestätigten ein Redacteur von der Regierung gegeben. Das letzte merkwürdige Gesetz, welches sein Ministerium in dieser Zeit betraf, war das kaiserliche Decret vom 3ten März 1810 über die Staatsgefängnisse. Die Entscheidung über die Gefangenhaltung sollte im geheimen Rathe des Kaisers auf den Bericht des Großrichters oder Polizeiministers erfolgen.

Fouché fiel jetzt in Ungnade, weil er, wie man erzählt, einen seiner Unterhändler aus eigener Bewegung nach London geschickt hatte, wovon Buonaparte durch seine, Fouché's Spähern entgegenwirkenden Kundschafter unterrichtet worden war. Savary erhielt das Ministerium der allgemeinen Polizei, und Fouché wurde zum Gouverneur der römischen Departements ernannt; allein er trat diese Stelle nicht an, weil ihn ein kaiserliches Decret in seine Senatorerie Aix verwies. Der Grund dieser Verbannung soll Fouché's Weigerung gewesen seyn, dem Kaiser seine geheimen Papiere auszuliefern, wodurch gewiß eine Menge Menschen unglücklich geworden wären. Ueberhaupt that Fouché als Minister nicht mehr, als er thun mußte. Wo er nur konnte, war er, wie Männer versichert, die ihn näher gekannt haben, menschlich, schonend und milde; er hat das Schicksal vieler Unglücklichen erleichtert, und sich besonders gegen die gefangenen Emigranten gut benommen.

Als Buonaparte im Jahre 1812 ohne Heer nach Paris zurückkam, sah er sich wieder nach Fouché's Beistand um. Die Verschwörung Mallets, welche in der Zwischenzeit Statt gefunden,

und die außerordentliche Lage, in der sich der Kaiser selbst befand, hatten allen seinen Argwohn aufgeregt. Allein Savary und Cambaceres wußten Fouché von seiner Person entfernt zu halten, der nunmehr den Auftrag erhielt, nach Dresden zu gehen, von wo er sich nach Illyrien begab, um an Jünots Stelle die Verwaltung zu übernehmen. Von hier vertrieb ihn der Krieg nach Italien, und er kehrte erst, nachdem Buonaparte abgedankt hatte, nach Paris zurück.

Da ihm der König kein Vertrauen schenken konnte, lebte er zurückgezogen, und verhielt sich, so viel man weiß, durchaus vorwurfsfrei, den Gesetzen gemäß, ohne an der Verschwörung Theil zu nehmen, die Buonaparten zurückrief. Unstreitig war er allein der Mann, welcher an der Stelle des schwachen d'André die allgemeine Polizei hätte verwalten, und die Verschwörung, welche so viel Unheil über Frankreich brachte, verhindern können.

Buonaparte ernannte ihn zum Polizeiminister. In diesem wichtigen Posten verstärkte ihm das Zutrauen seiner alten Freunde. Die Mehrzahl der Nation wollte die Bourbons nicht; alle aber verlangten eine freie Verfassung, und Fouché gehörte mit zu denen, welche Buonaparte's Willkür Schranken gesetzt haben würden. Daß er ihm aber nicht unbedingt ergeben war, daß er ihn nicht herbeigerufen hatte, ja daß er ihn für untauglich hielt, Frankreich zu retten, scheint aus seinem Verhalten nach der Schlacht bei belle Alliance hervorzugehen. Er widersetzte sich nämlich dem Vorhaben des geschlagenen Kaisers, sich zum

Dictator erklären zu lassen, so wie er schon früher die Verschwörung der Buonapartisten, alle Anhänger der Bourbons zu ermorden, unterdrückt, oder wenigstens zurückgehalten hatte. Auch leitete er mit die Absetzung des Kaisers ein, der Buonaparte durch Abdankung zuvorkam, und knüpfte Unterhandlungen mit den Verbündeten an. Zugleich soll er, einverstanden mit Wellington, welcher Ludwig XVIII. in Paris einführte, alles so eingeleitet haben, daß Buonaparte sich nicht zur Armee an der Loire, sondern nach Rochefort begab, wo er den Engländern sich selbst überliefern mußte. Dadurch ward Frankreich von einem Bürgerkriege gerettet.

Ludwig XVIII. erkannte Fouché's Verdienste an, und überzeugt, daß dieser kluge und erfahrene Mann eine von den Stützen seines, von großen Gefahren bedrohten Thrones sey, ernannte er ihn den 9ten Julius zum Minister Staatssecretär der allgemeinen Polizei, ohne auf den Widerspruch der Angoulemeschen Parthei und seiner ganzen Familie zu achten. Die übrigen Minister, unter dem Vorsitze des Prinzen Talleyrand, *) waren der Hof- oder der Prinzenparthei eben so wenig angenehm. Gegen sie vereinigten sich alle strengen Royalisten. Am entschlossensten weigerte sich die Herzogin von Angouleme, mit einem

*) Fouché ist durch seine zweite Vermählung mit dem Fräulein von Castellamare, aus einem alten Geschlechte in der Provence, mit dem Prinzen Talleyrand verwandt, und hat an dieser mächtigen Familie eine große Stütze. Aus seiner ersten Ehe hat er vier Kinder, die er mit Sorgfalt erzieht, so daß er auch als guter Hausvater Achtung verdient.

Blutrichter ihres Vaters zugleich in der Nähe des Thrones zu leben. Wie sie, dachte auch ihr Gemahl, Monsieur, und der Duc de Berry. Sie wandten Alles an, um das Ministerium zu stürzen. Auch sollen Chateaubriand und mehrere Deputirte die Absicht gehabt haben, den Polizeiminister Fouché in Hinsicht seines frühern politischen Lebens bei der Wiederzusammenkunft der beiden Kammern anzuklagen. Unterdessen hatte Fouché das Mißfallen der verbündeten Monarchen durch zwei Berichte über die Lage Frankreichs an den König erregt, welche aus seiner Canzlei in das größere Publikum gekommen waren. Der zweite insbesondere übertraf an Vollständigkeit alles, was bis dahin über den innern Zustand des Landes und der Nation geschrieben worden war. Niemand im ganzen Umfange des Reichs war im Stande, ein solches Werk zu vollenden, als eben Fouché, weil Niemand, gleich ihm, so viele tausend und aber tausend Wege hatte, um zu erfahren, was in jedem Departement vorgeht, was man wünscht und fürchtet, haßt und thut. Dieser Bericht hat eine Menge Gegenstände klar und lichtvoll dargestellt, die an sich sehr verwickelt und vielfältig mit einander verschlungen sind. Dabei ist er merkwürdig durch die männliche Freimüthigkeit und die Feinheit, mit der Fouché vor dem König constitutionelle Ideen aufstellt. Die Verbündeten glaubten, diese Berichte sollten sie durch die Furcht eines allgemeinen Aufstandes schrecken, und zum Nachgeben in den Friedensbedingungen bewegen. Auch konnten sie wirklich die üble Stimmung in Frankreich noch mehr er-

bittern, um so mehr, da Ton und Ausdruck den größten Beiall bei der Nation fanden. Noch glaubt man, daß Fouché's Behauptung, es seyen nicht mehr als zehn französische Departements für die Bourbonische Dynastie, den König selbst auf den Minister unwillig gemacht habe. Unstreitig hat aber auch Rußlands Einfluß mit gewirkt. Dieses bestand auf Frankreichs Integrität; und die vorgeschlagene Ernennung des Herzogs von Richelieu, bisherigen Gouverneurs von Odessa, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an Talleyrands Stelle, war ganz geeignet, das französische und russische Staatsinteresse zu verknüpfen. Ludwig XVIII. entschloß sich daher, sein bisheriges Ministerium zu entlassen. Als Fouché sah, daß er seinen mächtigen Gegnern weichen mußte, suchte er den 19ten September um seine Entlassung an. In dem Schreiben, das öffentliche Blätter geliefert haben, kommen die Worte vor: „Es scheint, daß man wieder zu der Schreckenszeit zurückkehren will. Ich ersuche Ew. Majestät um die Erlaubniß, Ihnen einen andern Beweis meiner Treue zu geben, indem ich frei und aufrichtig bekenne, daß Ihre Monarchie nicht auf Grundlagen beruht, die stark genug sind, um den Angriffen zu widerstehen, deren Besiegung man wünschen möchte." Hierauf entließ Ludwig XVIII. den 25sten September die bisherigen Minister, worauf sofort seine Familie sich wieder um seine Person versammelte. Der Herzog von Otranto wurde zum Gesandten in Dresden ernannt, wo er gegenwärtig mit seiner Familie in stiller Ruhe lebt.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1815.

3n Bandes 198 Stück.

Politisch-historische Literatur.

Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation. Von B. G. Niebuhr. Berlin, October 1815.

Ueber des Herrn B. G. Niebuhrs Schrift wider die meinige, politische Vereine betreffend. Vom geheimen Rath Schmalz. Berlin 1815.

So aufrichtig jeder Wohlgesinnte wünschen muß, daß die berüchtigte Schmalzische Schrift, welche die beiden, unter obigen Titeln erschienenen Flugschriften veranlaßte, nie geschrieben worden wäre, und so gern wir den ganzen trostlosen und unerfreulichen Streit, der daraus hervorgehen mußte, in Vergessenheit versenken möchte; so dürfen doch die deutschen Blätter, da die Sache einmal zur Sprache gekommen, und auch hier, wie nothwendig war, zur Prüfung gebracht worden ist, jene neuen Mittheilungen über denselben Gegenstand nicht unerwähnt lassen. Aber es kann nicht frommen, die Gemüther noch mehr aufzuregen, als schon geschehen ist, und der ganze

Streit hat, wie zu fürchten war, eine solche Richtung genommen, daß viel Gutes dadurch gefährdet wird, und leicht manches Böse geweckt. Darum mag eine einfache Anzeige hier genügen.

Herr Niebuhr hatte unbezweifelt Beruf, auf die Schmalzische Schmähschrift zu antworten, und so widrig dieser Streit ist, so meinen wir doch nicht, daß es besser sey, wenn er geschwiegen hätte. Aus seinem Standpunkte konnte er das Wehgeschrei über gefährliche politische Vereine am besten würdigen, und in seiner Richtigkeit darstellen. Er ist nicht Parthei in der Sache; nur ein Verfechter der Wahrheit und Ordnung, des Rechts und der allgemeinen vaterländischen Angelegenheit; dazu ein, nach wohlerworbenem Verdienst in Deutschland geehrter Mann, dessen Wort Vertrauen findet und Befriedigung gewährt. Und seine Erklärung ist um so löblicher, als er, wohl voraus ahnend die unangenehmen Folgen seines Entschlusses — „indem Einer auf den Andern hinsieht, ob er nicht ihm den Verdruß ersparen wolle, vorzutreten" — sich nicht scheute, „in Gottes Namen das Wort zu nehmen, um das Gerede in eine ernste Prüfung zu verwandeln," und nun mit rühmlicher Selbstverleugnung gegen den, an seinem vermeinten Triumphe sich schon ergötzenden Ankläger in die Schranken trat. Diesem Kläger mußte ein solcher Anwalt der Gerechtigkeit und unserer Zeit sich entgegenstellen, damit eine, an sich eitle, aber in ihren Folgen doch nicht unbedeutende Gespensterfurcht, die er mit Einsicht und Glück bestreitet, und ein gehässiges Geschrei, dessen Wir-

kungen nicht bloß für den preußischen Staat, sondern auch für das gemeinsame deutsche Vaterland gefährlich werden konnten, dessen Nichtigkeit aber zu beweisen wußte, nicht noch weiter verbreitet, nicht noch bedenklicher werde. In wie fern auf diese Weise eine, wie die Erfahrung lehrt, doch ziemlich weit erschollene, beunruhigende Sage endlich durch ehrliche und gründliche Prüfung, nachdem ein bekannter Mann, selbst ein preußischer Beamter, sie öffentlich ausgesprochen hatte, mehr aufgehellt und beseitigt ward, möchte man diesen Schriftwechsel, und selbst die Schmalzische Denunciation nicht so ungern sehen, wenn nur nicht so viel anderes, was uns allen mehr am Herzen liegen muß, und was nicht bloß dem vorübereilenden Augenblicke angehört, mit hineingezogen worden wäre in den Strudel der geschwätzig anklagenden Leidenschaft. Vielleicht ist durch Niebuhrs Schrift manchem Andern, der mit weniger Vernunft, Mäßigung und Kraft aufgetreten wäre, die Mühe erspart worden.

Ueber die Schmalzische Anklage haben unsere Blätter sich schon hinlänglich erklärt. Wir haben es demnach mit den beiden neuen Erscheinungen allein zu thun.

Niebuhr beweis't mit scharfsinnigen und meist treffenden Gründen das Nichtdaseyn solcher politischer Vereine. Vielleicht geht er darin zu weit; das wissen wir nicht. Aber das hat er in höchster Klarheit und mit überzeugender Kraft dargethan, daß gefährliche Vereine nicht vorhanden sind, und in dieser Hin-

ſicht gibt er genügende Beruhigung allen, die früher das dunkle Gerücht, nachher das Schmalziſche Geſpenſt geängſtet hat. Dieſe Beruhigung iſt um ſo dankenswerther, als unverkennbar, nur zu viel Grund zur Beſorgniß gegeben wäre, wenn das Gerücht ſelbſt einen Grund hätte, und etwas Wahres berichtete. Bei der verſtändigen (von Herrn Schmalz freilich, nach ſeiner Art, beſpöttelten) Unterſcheidung zwiſchen Partheі, Secte und geheimer Verbindung, ergibt ſich aus der, nicht hiſtoriſchen, aber doch theoretiſch gründlichen und geiſtreichen Beweisführung Niebuhrs, daß ein Verein, wie Herr Schmalz ihn, ohne Beweis, denuncirte, in dem preußiſchen Staate durchaus nicht vorhanden ſeyn könne. Partheien ſind da, wie in andern Staaten, und müſſen, jetzt zumal, wo ſo Vieles angeregt und aufgeregt iſt, da ſeyn. Aber eine Parthei iſt darum nicht auch ein Verein, der nicht bloß durch ein Inneres, ſondern auch durch ein Aeußeres, und für irgend einen beſtimmten Zweck verbunden iſt, während die Parthei, durch nichts vermittelt, als durch eine ähnliche Neigung oder verwandte Ueberzeugung, oder Geſinnung, ein gemeinſames, völlig übereinſtimmendes Wirken für einen gemeinſamen, in den allgemeinen und beſondern Staatsverhältniſſen nicht ſchon begründeten Zweck nicht beabſichtigen kann, ohne erſt für einen ſolchen Zweck in einen Verein zuſammenzutreten. Wohl kann, wie leicht begreiflich iſt, aus einer Parthei ein Verein werden; aber ſo unmöglich es iſt, eine gemeinſame, ſelbſt von gewiſſen anerkannten Anſichten

abweichende Meinung, Ueberzeugung und Gesinnung, selbst durch alle Mittel der Despotie auszurotten, so lächerlich und bösartig würde die Auffoderung seyn, gegen eine unsichtbare Parthei zu wüthen, bloß darum, weil sie anders denkt, als andere, vielleicht auch anders, als sie sollte, oder weil endlich doch ein Verein daraus werden könnte. Je regsamer das Leben eines Staats ist, je mehr im Fortschreiten, Fortbilden begriffen, desto gewisser müssen in ihm Partheien entstehen, und selbst die Reibung, auch ein unsanfteres, nur nicht gesetzloses Aneinanderstoßen derselben, wird, weit entfernt, gefährlich zu seyn, nur das Staatsleben erhöhen, die Kräfte erwecken und bilden, daß sie, unter der höhern Leitung, in einer wohlbegründeten Verfassung, dem Wohle des Ganzen um so förderlicher seyn müssen. Zu Zeiten ist selbst in den verschiedenartigsten Partheien eine gemeinsame Gesinnung, selbst eine gemeinsame Richtung auf Ein Ziel, da sie wohl alle von einem löblichen Vaterlandssinne geleitet werden können; und es ist dann nur die Eigenthümlichkeit der Meinung, nur die Verschiedenheit der Ansichten, die man von der Zweckmäßigkeit der Mittel sich gebildet hat, was die Partheien trennt. Wer dieses wohlthätige, auch durch die Geschichte gerechtfertigte und bewährte, in einer menschenwürdigen Staatsverfassung überhaupt unvermeidliche Daseyn von politischen Partheien bestreitet und vernichten will, der mag versuchen, eine steinerne chinesische Verfassung einzuführen, durch die allerdings Partheien einigermaßen verhütet werden können.

In den trüben und schweren Zeiten unserer Unterjochung war durch ganz Deutschland eine Parthei verbreitet, (wenn man in dem Falle überhaupt von einer Parthei reden kann, wo alle Bessern an sich schon Einen gemeinsamen Zweck haben mußten!) die unsichtbar in dem gerechten Unwillen über die fremde Tyrannei, in dem Verlangen, sie zu vernichten, in der Ueberzeugung, daß dieß endlich geschehen müsse, in der Bereitwilligkeit, dazu die Hand zu bieten und kein Opfer zu scheuen, verbunden war. Aus dieser Parthei ist allerdings der sogenannte Tugendbund hervorgegangen, der mit jener Parthei durch kein besonderes Band zusammenhing, und ihr natürlich, selbst wenn er entartet wäre, nimmermehr zum Vorwurf gereichen könnte. Was jene nur geistig vereinigte, wollte dieser Bund auch zu einem äußern Bindemittel benutzen, und, von der Ueberzeugung ausgehend, daß der Unwille, das Verlangen, die Ueberzeugung und Bereitwilligkeit der Bessern auch zu einer errettenden, befreienden That werden müsse, suchte er diejenigen anzuziehen, von denen ein kräftiges Wirken gehofft ward, um nun in einem engern, geheimen Vereine still und verborgen das große Werk vorzubereiten und zur Reife zu bringen. Aber, wie zu geschehen pflegt, es gesellte sich zu diesem Vereine in seinem verborgenen Treiben so viel Außerwesentliches und zum Theil Abgeschmacktes, und zu seinen Eingeweihten so mancher Unberufene und nicht Auserwählte, daß Verständigere sich allmählig zurückzogen, und der Bund selbst endlich im Jahre 1810 wieder aufgelöst

ward. Ein großer Theil der vormals Verbündeten aber, denen der ursprüngliche, an sich sehr löbliche Zweck des Bundes eine theuere Angelegenheit ihres Lebens geworden, hatte denselben gar nicht bloß an das Daseyn des Bundes geknüpft, und blieb ihm dann auch, getrennt von der geheimen Verbindung, von Herzen treu. Mehrere von ihnen haben denn auch, in den Zeiten der beginnenden Befreiung, sich selber treu, für das große Werk mit großer Freudigkeit und Selbstaufopferung, und gewiß mit Erfolg gewirkt. Der erloschene Bund aber, obwohl sie durch denselben gar nicht mehr mit einander vereinigt waren, hatte doch in seiner ursprünglichen Einrichtung eine noch größere Einmüthigkeit in ihrem nachmaligen Wirken befördert. Hätte jener Bund noch fortgedauert nach dem Jahre 1810, so hätte er seine Endschaft erreicht mit der Zeit, als der ursprüngliche Zweck, Befreiung vom fremden Joche, erreicht war. Gewiß aber ist, daß gerade die edelsten und tüchtigsten Glieder, wenn sie auch zum Theil bis zu seiner gesetzlichen Auflösung ihm zugethan gewesen wären, nachmals, gegen den Willen der Staatsbehörde, nicht mehr ihn fortgesetzt haben. Doch könnte seyn, daß vielleicht aus einigen, mit der Auflösung des Bundes nicht einverstandenen, aber gewiß nicht sehr wichtigen Bündnern kleinere Vereine sich gebildet, und dem ursprünglichen, im Wesentlichen erreichten Zwecke einen andern eingeimpft hätten. Aber nicht nur wären diese Vereine durchaus ungefährlich, weil ihr Spiel sich gar bald von selbst auflösen müßte, und jeder

mächtigern Begünstigung entbehrte, ja selbst in seinem Einflusse auf die öffentliche Meinung ganz unbedeutend seyn würde; sondern es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß, wenn sie eine Zeit lang bestanden hätten, sie auf keinen Fall geheim geblieben, sondern durch die Wachsamkeit der Behörden bald entdeckt, auch vernichtet worden wären. Dieß hat Herr Niebuhr befriedigend dargethan, und zugleich klärlich gezeigt, welch ein unnützes und unziemliches Geschrei Herr Schmalz erhoben hat. Auf keinen Fall ist abzusehen, wozu die öffentlichen Insinuationen und Schreckschüsse dienen sollten, da, wenn der Ankläger hinlängliche gerichtliche Beweise für das Daseyn solcher Vereine hatte, er, zumal als Beamter, gehalten war, sie bei der Behörde zur Anzeige zu bringen; wenn jene hinreichenden Beweise aber fehlten, als Ehrenmann ehrliche Leute nicht verdächtig machen, und andern Angst einflößen durfte. In dieser Hinsicht hat Herr Niebuhr ihn nach Gebühr abgefertigt.

Manche Erscheinungen in der neuern politischen Literatur aber, und einige von den, durch Herrn Schmalz als charakteristische Kennzeichen angegebenen Aeußerungen einiger Tagsblätter bedürfen wahrlich nicht der Voraussetzung, daß ein politischer Verein ihre Quelle sey. Mag es auch eine Parthei geben, deren Stimme sich in den unreifen Mittheilungen einiger Flugblätter vernehmen läßt, und die den naturgemäßen Gang einer bedächtig fortschreitenden Staatsreformation stürmisch beschleunigen, und, ganz ihren eigenen Declamationen entgegen, auf den Umsturz

des Alten ein neues luftiges Staatsgebäude erbauen möchte; so ist doch kein Grund vorhanden, auch an die Existenz eines gefährlichen, darauf gerichteten Vereins zu glauben. Die allgemeine Bewegung, von der die Weisen, wie die Unweisen der Zeit ergriffen worden, das Gefühl von der Unbefriedigtheit, von dem Mißlingen mancher, auch bessern Hoffnungen; die leidenschaftliche Stimmung, die erst nach außen, nun aber vielleicht mehr nach innen sich richtet, wie sie manche mit fortgerissen hat, erklärt sattsam jene unfreundlichen Erscheinungen der Schriftstellerei. Aber das wird sicher und ohne bedeutende Gefährde vorübergehen, und es bedarf dazu nicht des Schmalzischen Eiferns, das die Sache nur schlimmer, aber gewiß nicht besser machen kann. Die starken Aeußerungen des Franzosenhasses, manche sehr ungebührliche Aeußerungen gegen einige Regierungen, auch das heftige Ankämpfen gegen einzelne, mehr oder minder wichtige Persönlichkeiten, und was sonst Alles Herr Schmalz als Anklagepunkte zusammengeworfen hatte, (wir erwähnen nicht das Schlimmste, was er ohne Scheu und geziemende Ueberlegung ausgesprochen,) wird endlich der bessern, bewahrtern Stimme einer leidenschaftlosen, auf das Wahre und Rechte gerichteten Gesinnung Platz machen. Um solcher Verirrungen willen selbst Edleres und Besseres, was unsere Zeit erstrebt, verdächtig machen, und Gutes und Schlimmes auf einmal verdammen, indem man jenes zu diesem gesellt, kann in keiner Hinsicht löblich oder verdienstlich seyn, und die rechte Bürgerkrone,

die nicht so leicht wie andere Auszeichnungen errungen wird, nicht erwerben.

Die Niebuhrsche Schrift hat manche unverkennbare Gebrechen unserer Zeit ernst und kräftig gerügt; aber in welchem andern Geiste und Sinne, als das Schmalzische Libell! — Das gediegene, wohlerwogene, umsichtige Wort unterscheidet sich von dem leidenschaftlichen Geschwätz so unverkennbar, daß es gar nicht besondern Rühmens bedarf. So werden die klaren und kräftigen Stellen, in denen Niebuhr seine treffenden Ansichten von der Verderblichkeit politischer Vereine und von dem Wesen einer volksmäßigen, repräsentativen Verfassung ausspricht, sich jedem unbefangenen Leser von selbst empfehlen.

Es findet sich auch eine starke Stelle gegen die Freimaurerbrüderschaft. Mögen Andere, wenn sie es für nöthig halten, Herrn Niebuhr darauf antworten. Wir geben gern zu, daß er die Veranlassung, auch von ihr zu sprechen, nicht vom Zaune brach; aber wir können auch nicht bergen, daß es ihm — doch wohl einem Nichteingeweihten? — nicht zustand, über eine Verbindung, deren inneres Wesen er nicht vollständig erforschen konnte, so unbedingt abzusprechen. Die handgreifliche Nichtigkeit der Zwecke möchte er wenigstens gewiß nicht darthun können, und einem Manne seiner Art ziemt es am wenigsten, ohne hinreichenden Grund zu verdammen. Daß die Maurerei keine politischen Zwecke hat, ist sattsam erwiesen; die bekannte Theilnahme einiger Fürsten und der ersten Staatsbeamten scheint sogar dafür zu sprechen, daß innerhalb

der verschwiegenen Hallen nichts Bedenkliches verhandelt werde. Daß sich hier auch falsche Brüder finden mögen, und daß diese vielleicht auch versucht haben, die Verbindung zu mißbrauchen, und ihr falsche Zwecke unterzuschieben, das läßt sich wohl annehmen; aber der Bund scheint doch so organisirt zu seyn, daß er solche Versuche nie allgemein werden läßt, und wo sie etwa theilweise eintraten, sie bald wieder ausstieß. Uebrigens wollen wir dem nicht widersprechen, „daß es eine nicht gleichgültige Untersuchung sey, zu prüfen, ob nicht die deistische Betrachtung der Religion und die Lehre von der Gleichmachung der Stände durch die Freimaurer ausgebreitet sind?" — Aber wer wird die Untersuchung führen? Nichteingeweihte vermögen es schwerlich; und den Eingeweihten würde die Mehrheit doch wohl nur dann glauben, wenn sie die Anklagepunkte bestätigten, schwerlich wenn sie das Gegentheil behaupteten. Das aber scheint der Umgang mit solchen, die offenkundig dem Bunde angehören, befriedigend zu beweisen, daß die unverständige Lehre von völliger Gleichmachung der Stände aus den Logen wohl nicht hervorgehen kann. Wenigstens darf man den, allen Bundesgliedern gemeinsamen Brudernamen, der wohl kaum außer den Logen gilt, dahin nicht deuten, damit nicht ein viel höherer und allgemeinerer Brudername auch gemißdeutet werde!

Im Uebrigen muß jeder Unbefangene der Niebuhrschen Schrift die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ernst und kräftig, würdig und anständig von ernsten Angelegenheiten redet.

Man sieht leicht, es ist dem Manne um die Sache zu thun, nicht um ein Persönliches; es spricht aus ihm nicht eine gereizte Eitelkeit und beleidigte Empfindlichkeit, sondern ein tüchtiger Sinn für das Gute, Heilsame, für das Allgemeine. Die wohlerworbene Achtung, mit der Niebuhrs Name durch ganz Deutschland genannt wird, ist, wenigstens bei uns, dadurch nur erhöht worden. Aber wir fürchten gleichwohl, daß die geist- und gehaltreiche Schrift nicht so allgemein gelesen und beherzigt werden wird, wie die Schmalzischen Blätter, weil für die etwas schwerfällige und ungewandte Schreibart Niebuhrs solche Leser gehören, die durch die härtere Schale zum reichen Kern hindurchdringen können, und etwas kräftigere Speise, mit einiger Anstrengung gewonnen, den lustigen, leichten Lesewerken vorziehen. Herr Schmalz, dem die glatten und gewandten Worte mehr zu Gebote stehen, würde daher die Menge der Leser auf seiner Seite haben, wenn nicht ein natürlicher gesunder Sinn und Tact auch die Mehrzahl mit Unwillen gegen seine Pamphlets erfüllte.

Die zweite Schmalzische Schrift anbelangend, können wir uns kürzer fassen. Hier ist auch nicht Eine Ausbeute für die Erörterung dessen, was der Herr geheime Rath zur Sprache gebracht hat, aufzufinden. Desto mehr beweis't seine versuchte Vertheidigung, wie bodenlos und nichtig sein erstes Gerede war. Wenn er doch wüßte, doch vorher geahnet hätte, wie sehr er sich und seiner Achtung in den Augen Vieler, und wahrlich auch viel Solcher, auf die er gar

nicht so hochmüthig herabsehen dürfte, geschadet hat. Könnte Er Umfrage halten durch ganz Deutschland, die Stimmen der Unbefangensten und Tüchtigsten sammeln über sein neuestes öffentliches Auftreten; er würde sich überzeugen müssen, daß die öffentliche Meinung — die er doch gewiß nicht gänzlich verschmäht — sehr laut und stark sich gegen ihn erklärt. Er hat doch wohl zu übereilt, zu unbedachtsam den fatalen Streit begonnen, und nun reißt ihn, den ernsten Mann, der Strom der Leidenschaft mit fort. Daß eine beleidigte Eitelkeit ihn zuerst verleitet hat, so erbittert sich auszusprechen, hat der, der zuerst in diesen Blättern über jene Schrift sich erklärte, wohl mit Recht gemuthmaßt. Es mag ihm Manches angethan worden seyn, was wir, die wir aus der Ferne nur den Schriftenwechsel beachten können, gar nicht wissen. Aber, wie er die Sache öffentlich gemacht hat, halten wir uns billig an die Sache, wie sie vor uns liegt, und sind bescheiden genug, wenn wir nur davon reden, ohne die Veranlassung seiner Rede aufspüren, oder ihm geradehin eine böse Absicht unterschieben zu wollen. Man hat ihn übrigens immer für einen redlichen Mann gehalten, und auch jetzt wollen wir nicht bezweifeln, daß er das ist. Möchte er nur auch seinem Gegner mit der schuldigen Rücksicht und Achtung geantwortet haben, die diesem doch unstreitig gebührt. Das ist das Schlimme, das Widerwärtige jedes Gelehrtenstreites, zumal eines solchen, der die Verhältnisse der Streitenden tiefer berührt, daß er immer anzüglich wird, in unziemliche Persönlich-

keiten und Schmähungen ausartet, und unvermeidlich Blößen gibt, wie sie der ehrbare Mann sonst in andern Lebensverhältnissen sorgfältig vermeidet.

Wer kann es billigen, wer mag es entschuldigen, daß Herr Schmalz einem Niebuhr so Rede steht, wie er gethan? Hatte die Niebuhrsche Schrift etwas Bitteres, den, gegen den sie gerichtet war, Verletzendes, warum erwog Herr Schmalz nicht, wie es hier doch zumeist um die Sache zu thun sey, und wie er sich und seiner Angelegenheit schaden müsse, wenn er sie so gänzlich in die Persönlichkeit hinüberspielt? Durch eine besonnene, ernste, den Gegner würdig bestreitende Antwort konnte Herr Schmalz nur gewinnen; jetzt hat er selbst durch die Art seiner Waffen sich in Nachtheil gestellt. Es blickt überall durch, wie er sich denn doch übereilt hatte in seiner ersten Anklage, und wie er nun nur darnach hascht, dieß nicht merken zu lassen, und möglichst die Meinung der gemeinen, flüchtigen und wenig prüfenden Leser für sich zu gewinnen.

Wirklich stößt die Selbstgefälligkeit, das hoffärthige Wesen, womit er gegen seinen Bestreiter einhertritt, zu sehr den Unbefangenen ab, als daß damit ein günstiges Vorurtheil zu gewinnen wäre. Ist es nicht gleich beim ersten Anblick des Titels seiner Antwort lächerlich, daß er dem Herrn B. G. Niebuhr (der doch, wie er, in demselben Staate Rang und Titel hat,) den geheimen Rath Schmalz gegenüberstellt? Ist es glaublich, daß er mit der Insinuation beginnen kann, Herrn Niebuhr habe minder an der

Sache, als daran gelegen, Schmähungen gegen seine Person auszustoßen? Er muß für Leser geschrieben haben, die Herrn Niebuhrs Schrift gar nicht kennen, nicht gesehen haben, wie ernst und fest die Sache ergriffen ist. Doch genug davon, und zur Sache.

Denn von der Sache, verspricht Herr S., soll recht ernstlich die Rede seyn. Wir lesen, und lesen wieder, und finden die Sache meist umgangen. Herr Schmalz hatte zunächst auf die Punkte zu antworten: Sind jene von ihm denuncirten Vereine wirklich so bekannt, daß er sie, mit Angabe gewisser Kennzeichen, zur Untersuchung bringen kann; so müssen, da die Vereine doch nicht in der Luft schweben, sondern aus Menschen bestehen müssen, ihm wirklich Mitglieder derselben bekannt seyn, an denen er jene Kennzeichen wahrgenommen hat. Warum aber nennt er sie nicht, da durch die wirkliche Nennung der Mitglieder allein eine Untersuchung, wie er sie veranlassen zu wollen scheint, möglich wird? Und kannte er das wirkliche Daseyn der Vereine und Glieder derselben, warum brachte er denn eine Sache, die er als für den Staat so gefährlich ansah, nicht an die Behörde, die eine gesetzliche und ordnungsmäßige Untersuchung führen kann, und machte sie lieber zur Sache des Publikums, das weder eine inquisitorische, noch richterliche Gewalt hat? — Was antwortet Herr Schmalz darauf?

Er begreift nicht, mit welchem Rechte von ihm gefodert werden könne, daß er den Beweis des Daseyns jener Vereine führe, oder Namen

ihrer Mitglieder nenne! Er habe es nicht mit Namen, sondern mit der Sache zu thun! — Wie? Wenn Einer etwas rügt, was die Ehre, die Ruhe, die Sicherheit mehrerer seiner Mitbürger gefährdet; steht dem nicht zu, das wirkliche Daseyn dessen, was andere mit Verdacht belegt, genügend zu beweisen? So aufs Gerathewohl hin dürfte man von verdächtigen, staatsgefährlichen, so verbrecherischen Verbindungen reden, Kennzeichen angeben, die auf sehr ehrenwerthe, durchaus unbescholtene Männer passen können, und doch nur die Glieder solcher angeblichen Vereine charakterisiren sollen; ohne auch nur einige Beweise für das Daseyn solcher Vereine, auch nur einen hinreichenden Grund, außer etwa den erbärmlichen des Tagsgeschwätzes, der weit verbreiteten Sage, zu haben, ohne auch nur Ein Mitglied, als solches, wirklich zu kennen, oder anklagen zu dürfen? — Ist doch hier die Sache von der Person unzertrennlich, da jene ja ohne diese nicht bestehen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

3n Bandes 20s Stück.

An den Redacteur der deutschen Blätter.

Mein Herr!

Ihre Volksschrift, mit Recht die teutschen (deutschen) Blätter benannt, zeichnet sich auf die ruhmwürdigste Weise aus vor so mancher gleichzeitigen, und genießt darum das wohlverdienteste Lob. Wie weit verbreitet, wie viel gelesen ist sie daher auch! Ohne mich nun weiter auf Lobsprüche einzulassen, deren sie nicht bedarf, muß ich doch meine Verehrung aussprechen gegen die teutschen Männer, die, als Mitarbeiter, in edler Freimüthigkeit partheilos und bescheiden des Vaterlandes heiligste Angelegenheiten zur Sprache bringen. Aber, fragt man sich, wie geht es zu, daß solche tüchtige Männer unsers Volks sich nicht einigen mit andern hochgeachteten Schriftstellern unserer großen Zeit über unsern Namen? Während die Einen, gestützt auf gute Gründe, das gemeinschaftliche Vaterland Teutschland nennen und schreiben, behalten die Andern ihr Deutsch bei, ohne viel mehr als „das Ueblische" für sich zu haben. Erhalten die, welche auf unser Volk wirken und wirken wollen, somit

nicht recht geflissentlich den allerärgsten Zwiespalt? Machen wir uns nicht muthwillig so zum Spott der Fremden, von denen man so oft schon den bittern, doch gerechten Tadel hat vernehmen müssen, daß wir nicht einmal wüßten, wie wir hießen, und uns doch ein großes, altes, tiefdenkendes Volk nennen wollten? Und ist dem nicht also? Trifft uns dieser Vorwurf etwa unverschuldet? Ist es denn nicht unerhört in der Geschichte aller bekannten Völker, selbst der rohesten, daß sogar die Schriftgelehrten nicht gewußt, oder doch endlich sich nicht vereinigt hätten, wie sie sich und ihr Volk nennen und schreiben sollten? Man schreibt, man redet, man eifert, man predigt von Einigkeit und Einheit im Volke; und alle, die da schreiben, reden, eifern und predigen, wissen nicht, ja scheinen nicht zu ahnden, wie rings um uns her im Auslande gezischt und ins Fäustchen gelacht wird, daß wir bis zu dieser Stunde nicht einmal zur Einigkeit gelangt über unsern Namen! Bedächten wir solches recht inniglich; so — meine ich — müßte uns die blutrothe Scham überlaufen. Das ist aber der alte Rost, der unsers Ruhmes Glanz zernagt, daß, die Kleinen wie die Großen, jeder für sich nur Recht haben und ertrotzen, keiner aber nachgeben will. Sollte man nicht glauben, es sey von zwei verschiedenen Völkern, wenigstens von zwei ganz abgesonderten Stämmen, die Rede, wenn Diese Teutsche, Jene Deutsche sich schreiben?

Was muß man aber denken, wenn man den Titel eines verdienstvollen Sprachwerks vom Jahre

1807 ansieht, wo es heißt: „Teut oder Lehrbuch des gesammten Deutschen Sprachunterrichts," und dann in der Einleitung zum 1sten Theile, S. 12 und 13, die auf allzu schwächlichen Füßen wankenden Gründe für das D lieset..! So ist es aber auch wirklich: die, welche das weichliche Deutsch zur Bezeichnung unsers kräftigen Volks beibehalten, haben — genau besehen — nichts für sich, als die schlaffe Gewohnheit. Besser möchten sie sich nicht vertheidigen können. Ganz anders dürfte es denn doch um jene stehen, die muthig ihr Teutsch schreiben. Gleichgültig aber dabei auf die Dauer zu bleiben, wäre jetzt mehr, als zuvor, Verrath an unserm Volke; und bloße Rechthaberei allzu sehr verwerflich. Weit entfernt indeß, die alten Streitereien aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts in diese unsere große Zeit zurück zu wünschen, hört man doch gerade noch immer lauter und eifriger den Wunsch aller Bessern wiederholen, sich endlich darüber zu vereinigen durch Gemeinsinn und Nachgiebigkeit.

Möchten Sie, lieber Herr Brockhaus, daher vorangehen mit einem würdigen Beispiele, und künftig Ihr einflußreiches Volksblatt

Teutsche Blätter

überschreiben. Möchten so auch die Ehrenmänner, Ihre Herren Einsender, sich anschließen, ihr bisheriges D in den Bezeichnungen unsers Volks und Vaterlandes mit dem kräftigen T unsers Arndt, A. Wagner, Müller und Anderer mehr zu vertauschen.

Möchte so auch ich ein Scherflein beigetragen haben zur Loskaufung von der alten, schweren Schuld.

D.... im December 1815.

Th. Rummek.

Antwort der Redaction.

Der Vf. scheint uns die Sache etwas zu ernsthaft zu nehmen in Bezug auf die politische Wichtigkeit des D und T, zu leicht in Bezug auf die Wahl des einen oder des andern.

Daß die Ausländer lachten und zischten, weil wir unsern Namen nicht zu schreiben wüßten, ist uns neu. Davon werden diese Leute kaum Kenntniß haben — und was liegt uns in Sachen der Sprache an Ausländern!

Daß gar durch diese verschiedene Schreibung der allerärgste Zwiespalt unter unserm Volke unterhalten würde, während man Einheit predigt, ist uns noch neuer. Wir haben wohl Zwiespalt gesehen zwischen Süd- und Norddeutschen, zwischen Oesterreichern und Preußen, Baiern und Würtembergern, Hessen und Hannoveranern u. s. w., aber nie auch nur ein Wort gehört von einem Kriege zwischen Deutschen und Teutschen! Dieser vermeinlich fürchterliche Unterschied muß daher gar nicht auf unser Volk gewirkt haben. Wollen wir daher Frieden behalten, so werfen wir jene aus den zwei dteutschen Ländern hinaus, und diese versprechen, sich friedlich zu vertragen.

Da sich nun der Zwiespalt im dteutschen Vaterlande nicht recht will als Zeuge vernehmen lassen; so ruft der Vf. die schlaffe Gewohnheit, Gleichgültigkeit, und endlich das Gegentheil, Rechthaberei, herbei, und belegt diese Partheilichkeit für die Herrschaft D oder T endlich gar mit der Anklage eines Verraths an unserm Volke. — Das sind zu ernsthafte Worte über zu leicht genommene.

Der Vf. nimmt es nämlich zu leicht, wenn er meint, es wäre nur schlaffe Gewohnheit oder Rechthaberei, (doch wohl blinde) daß man an dem einen oder andern hänge. Der Vf. wird aber sogleich gestehen, daß ein Theil seiner Sache wohl überlegt, und seine Sprache im Grunde studirt habe, also nach Gründen schreibt, und mithin das Schamrothwerden an den Ausländern ist, wenn diese wähnen, wir wüßten unsern Namen nicht zu schreiben.

In der Geschichte der germanischen Völker kommt wiederholt die Merkwürdigkeit vor, daß sie sich Abkömmlinge Gottes, und ihr Land Gottesland genannt haben. So die Gothen und Gothland von Gott, die Thoringer von Thor, Deutsche, Deutische und Deutsland von Theut, welches mit dem griechischen Theos ohne Zweifel einerlei ist.

Wir wissen daher gar wohl, woher unser Name stammt, und auch sehr wohl, welches dessen Anfangsbuchstabe ist — aber dabei bleiben wir nicht, wie etwa ein Ausländer, und wie auch wohl mancher Inländer, stehen, sondern wir wissen mehr, wir wissen, daß die Sprachen

nicht seit 2000 Jahren verstockt, sondern fortgewachsen ist, und mit ihr die Buchstaben. Unter diesen gibt es nun kaum einen, der sich so sehr verändert hätte, als das Th, aber wohl gemerkt, nicht das Th, sondern das Theta.

Sollte demnach unser Name nach seiner ursprünglichen Form geschrieben werden, so müßte es ein Th (Theta), nicht ein T seyn. Es wird zwar solche geben, welche meinen, man müsse den göttlichen Stammvater unserer Nation Teut nicht Theut schreiben. Allein diese irren. Erstens weil das Wort ganz mit dem griechischen einerlei ist, was der Name Gothen besagt, der nur eine Uebersetzung vom Theutischen ist. Aber wer einmal sich aufs Leugnen gesetzt hat, wird auch hier die Augen zudrücken. Denen müssen wir einen schlagenden Beweis beibringen, und ihnen sagen, daß Deutsch jetzt diesen Augenblick noch lebend, und zwar in Deutschland selbst mit dem Theta gesprochen wird. Auf der jeverischen Insel Wangerooog lebt ein Häufchen Fischer und Schiffer, welche die altdeutsche Sprache unverändert beibehalten haben. Diese Leute sprechen Dütsk völlig mit dem alten Laut zwischen D und S, oder völlig so, wie der Engländer Thuitsk sprechen würde. Es ist mithin durch die lebende deutsche Sprache erwiesen, daß man Theut (mit dem Theta gesprochen) spricht, und mithin auch geschrieben habe, und mithin auch noch so schreiben müsse, wofern wir jetzt im neunzehnten Jahrhundert noch so zu schreiben verbunden sind, wie im ersten.

Das sind wir aber nicht. Das Theta ist aus unserm Munde verschwunden, und hat sich bald in D und T, bald in S und Z verwandelt. Die Frage ist also nur die, in welchen dieser Buchstaben hat sich Theuts Theta verwandelt?

Es ist bekannt, daß das Theta in D, selten in Z, und höchst selten in T übergeht, daß die äolische Mundart Th mit D verwechselt hat. So ging Theus zwar bei manchen Griechen in Zeus über, bei den Lateinern aber in Deus, so Thaimos in Domus u. s. w., worüber wir natürlich an die Grammatik verweisen müssen.

Diese Uebergänge sind aber in unserer Sprache noch viel häufiger, und noch so nagelneu und vor jedermanns Ohren, daß wir in der That die deutschen Schriftsteller einer großen Unachtsamkeit zeihen müssen, welche darüber in Unwissenheit sind.

Wer weiß nicht, daß die englischen Wörter the, thick, Brother, Youth, think, thorough, though, Thumb, Thrush u. s. w. unser der, dick, Bruder, Jugend, denken, durch, doch, Daumen, Drossel sind? Einige haben zwar bei uns auch T bekommen, aber äußerst wenige, with mit, Father Vater, Thousand, tausend; andere sind S geworden, wie Footh Fuß; dieses sind aber große, große Seltenheiten.

Gehen wir nun zu unserer Sprache über, so finden wir durchgängig, daß das alte Th, welches wohlgemerkt wie Theta lautete, in D übergegangen ist. So thiu die, thahtun dachten, Thamm Damm, thar dar, Tharm Darm,

thaß daß, theken decken, thenen dehnen, theonen dienen, thurich durch, thurtic dürftig, thurften durften, Thrau Drohung, thorot dort, Thulti Geduld, thingen dingen, Thiarna Dirne, und noch viele.

Aeußerſt wenige ſind in T übergegangen: Dehti Tugend, Thuß Getös, thuwan betäuben, Throh Betrug, Thoſund Tauſend. Dieſes ſind faſt alle, und von den meiſten iſt es zweifelhaft, ob das Th oder Theta ſteht. In Z ſind noch weniger übergegangen.

Welches Geſetz die Verwandlung des Th befolgt hat, zeigt ſich ſchon ſehr deutlich. Wir kommen aber nun an den Angeklagten ſelbſt.

In den älteſten Denkmälern unſerer Sprache finden wir überall Deut, nirgends Teut geſchrieben; obſchon im Lateiniſchen bald theodisca, bald teudisca lingua geſetzt wurde. Die Schriftſteller ſchon um, vor und unmittelbar nach Carls des Großen Zeiten hatten, dem Geiſte der deutſchen oder fränkiſchen Sprache gemäß, überall das D. Notker von St. Gallen ſchreibt Dütiſcun. Otfried von Weißenburg theodisce sive francisce. Der Dichter von Carls des Großen Krieg gegen die Saracenen ſetzt Deuſen, der des Gedichts auf den heiligen Hanno Diutſche land und Diutiſchin ſprechin.

Noch nicht genug: Wir ſchreiben und haben immer geſchrieben Dietmarſen, ehemals Thetmarch, Detmold, Duysburg, Deutz, deutlich. Noch mehr: die Holländer nennen ſich Niederdütſche, die Engländer uns Dutſchmann. Was braucht es denn mehr?

Das T hat also gar nichts für sich, als daß einige Neulinge vor wenigen Jahren irgendwo Teutones gelesen haben, und nun in der Eile mit ihrer Entdeckung ganz Europa und ein Jahrtausend belehren und bekehren wollten. Sollten wir denn nun auf einmal Teus statt Deus, Tieterich statt Dieterich, Tippold statt Dippold, teuten, teutlich, und demnach teutsch schreiben? Der Grund, daß ein so kräftiges Volk auch einen Namen mit harten Buchstaben haben müsse, ist doch wahrlich völlig läppisch.

Diese Blätter nennen sich mithin mit Recht deutsche, da theutsche veraltet ist.

* * *

Hier ist gelegener Ort zu einer wichtigern Wortbedeutung. Das Wort Nation ist uns verhaßt geworden, weil es die Franzosen so oft im Munde führten, mißbrauchten und lächerlich machten. Dafür braucht man nun Volk; allein dieses Wort hat bekanntlich den Nebenbegriff, daß man darunter nur den gehorchenden Theil der Nation, und wohl gar nur das sogenannte gemeine Volk versteht, und das mit Recht. Man kann nicht sagen, gemeine Nation in dem Sinne von Absonderung des schlechtern Theils derselben, sondern nur, indem man eine ganze Nation gemein nennt. Das Wort Nation ist mithin untheilbar; und dieses ist der einzig wahre, und mithin würdige Begriff von einer Nation, den mithin unser Wort Volk nicht ausdrückt.

Ferner bezeichnet Natio alle Menschen, wel-

che durch ihre Geburt, also durch die Natur, nicht von Rechts-, und deßhalb von Schlechtswegen zusammen gehören; Volk dagegen weiter nichts, als einen Haufen Söldlinge oder Dienstmannen, welche das Gefolge eines Großen ausmachen; es bezeichnet mithin gerade das Gegentheil von dem, was es bezeichnen soll, und was Natio wirklich und trefflich bezeichnet. Volk ist mithin wirklich der Pöbel oder der große Haufen einer Nation, welcher blind nachläuft.

Dazu sind wir durch unsere Fortschritte in der Civilisation gekommen! Da wir Jahrhunderte lang nichts als Gefolge gewesen sind, haben wir die Idee von Nation verloren, und jetzt, wo uns wieder ein Licht, oder wenigstens ein Schein aufgegangen ist, binden wir diesen edeln Begriff an den sclavischen, und nennen uns Volk, Nachläufer.

Unsere Urväter haben besser gewußt, beide Begriffe von Volk (dem Feudal-Haufen) und von Nation (der untheilbaren Gesammtheit eines Menschenstammes) zu unterscheiden, und haben diese Diet genannt, zum Beispiel fränkisches Diet, das etwas Erhabeneres war, als fränkisches Volk; König des Diets steht einer Nation vor, König des Volks kann aber jeder Anführer seyn. Dietskönig — Rex populi, Volkskönig — Regulus partis populi.

Das Wort ist uns nun fremd geworden, dessen müssen wir uns schämen. Man muß es nur nach und nach wieder in Gebrauch ziehen.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte das Wort noch seine Gültigkeit, weil die Deutschen noch

eine Nation, ein Diet waren, einen Rex hatten; nachher wurden sie unter Reguli vertheilt, und sind es noch — und sind mithin Volk, nicht Diet.

Der Schöpfer des Nibelungen-Lieds, der um 1300 gelebt hat, sagt: Ich en sage uich nicht merr von der grosen Not, — — Wie ir Dinch angefiengen sit, der Hunen Diet.

Politisch-historische Literatur.

Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation. Von B. G. Niebuhr. Berlin, October 1815.

Ueber des Herrn B. G. Niebuhrs Schrift wider die meinige, politische Vereine betreffend. Vom geheimen Rath Schmalz. Berlin 1815.

(Beschluß.)

Was weiß Herr Schmalz von der Sache, wenn er sie nicht an irgend eine Person anknüpfen kann? Auf ein lange dauerndes Gerücht bezieht er sich. So mochte er wieder erzählen das Gerücht, aber nicht auftreten als Einer, der mehr wisse, der so treffliche Kennzeichen angeben könne, die er doch wohl irgendwo abstrahirt haben mußte. Aber er scheint gefolgert zu haben, weil der und der das und das reden, und mehrere dasselbe reden, müssen sie in einem geheimen Bunde stehen! Sonach wird er noch viele andere Vereine aufzudecken haben. — Und wie

kümmerlich ist die Ausflucht: Im politischen Journal stehen ja sogar die Statuten eines solchen Vereins! des sogenannten Tugendbundes allerdings. Aber soll der Aufsatz dieses Journals etwa das Daseyn seiner denuncirten Vereine beweisen? Begriff er nicht, daß ein geheimer Bund denn doch wohl aufgehört habe, wenn seine Statuten so bekannt gemacht werden, und daß daraus, weil bis 1813 ein solcher Verein bestand, vernünftiger Weise noch nicht das Daseyn anderer Vereine gefolgert werden kann? Und endlich das lahme Gleichniß von falschen Münzen, die im Umlaufe seyen, deren Kennzeichen man angebe, ohne die falschen Münzer mit Namen zu nennen. Hatte er doch nicht bloß von falschen Münzen, sondern auch von Falschmünzern geredet, und sie trefflich bezeichnet; die mußte er doch wohl kennen? Er hatte hingewiesen auf Leute, von denen die falschen Münzen ausgingen; warum sind jene denn nicht namhaft zu machen?

Auf den andern Punkt: warum er die böse Sache nicht der Behörde angezeigt habe? antwortete er: Ob Herr Niebuhr denn wisse, daß er es nicht gethan? — Darauf ist denn nichts weiter zu sagen, als: Hatte der Kläger die Sache schon an die rechte Behörde gebracht, was macht er denn nun öffentlich noch für einen Lärmen, und erschreckt die Hausgenossen und Nachbarn, die ja doch der Behörde nicht vorgreifen sollen?

Weiter aber läßt er allerdings noch mancherlei merken, daß er mancherlei wisse von Eiden, mit seltsamen Namen des Alterthums durchwebt, von einem Verzeichnisse geheimer Namen im

Bunde, von der Wölfin des Romulus, und was der schönen Dinge mehr sind; aber es gefällt ihm nicht, uns mehr Licht aus seinem Wissen zu geben, und er fragt lieber: Warum Herr Niebuhr nicht das politische Journal, das die Statuten gab, und ihn, gerade ihn, geschmäht habe? Das bedenkt er in seiner Hast nicht, daß gegen ein Actenstück über etwas, was vorübergegangen, nichts zu rügen war; wohl aber gegen ein gefährliches, Verdacht und Besorgniß erregendes, etwas seyn sollendes, anklagendes Pamphlet.

Immer ist es übrigens zumeist das Gerede, die Sage, die denn doch etwas Wahres enthalten müsse, woraus er den Hauptbeweis für das Daseyn seiner geheimen Vereine zieht, und das politische Geschrei einiger Tagsschriftsteller, aus deren Eintönigkeit er eine Verabredung, eine planmäßige Vereinigung folgert. Wir wollen abwarten, ob er künftig das, was er angeklagt hat, als wirklich vorhanden, mit mehr Sicherheit beweisen, und jene geheimen Verbindungen wirklich aufdecken kann. Dieß Aufdecken wird verdienstlich seyn; das bloße Andeuten, versteckte Merkenlassen, kann ja doch zu nichts führen! Wir sehen übrigens aus der Schrift des Herrn Schmalz allerdings, daß einige Menschen unlöbliche Zwecke mit unlöblichen Mitteln, auch in Beziehung auf Staatsverhältnisse und Verfassung, durchsetzen wollen. Haben solche seinen Eifer erregt, so würde dieser dann achtbar seyn, wenn er nicht auch Löbliches bedenklich, und schuldlose Menschen verdächtig gemacht hätte. Selbst einige Wendun-

gen, die er gegen Herrn Niebuhr nimmt, möchten fast dessen Gesinnung zweideutig machen, und ihn revolutionär darstellen. — So enthält sich Herr Schmalz der Persönlichkeiten, indem er recht den ganzen Menschen antastet!

Die allergreulichste und abscheulichste Beschuldigung, die er seinen Bündlern gemacht, nimmt er ziemlich leicht, und überläßt es andern, dieselbe zu beweisen. Uebrigens belehrt er uns: klärlich predigen heiße „entfernt zu verstehen geben."

Endlich schließt er mit einem verbrauchten Witze! — Wir bitten besonders unsere jungen Leser, daß sie an diesem sonst sehr ehrenwerthen Manne ein Beispiel nehmen, und sich hüten lernen, unbedachtsam einen Streit aufzuregen; wenn es aber unglücklicher Weise geschähe, gegen unvermeidlichen Angriff doch ja würdigere und tüchtigere Waffen suchen, und ja nicht glauben, die öffentliche Meinung spreche sich durch die Recensiranstalten aus, die Manches loben, was das Urtheil der Besten verdammt.

A. J.

Anzeige.

So eben ist erschienen, und in allen deutschen Buchhandlungen in und außerhalb Deutschland zu erhalten:

Bibliothek neuer Englischer Romane. 3r und 4r Band, enthaltend: Darstellungen aus dem wirklichen Leben von Mistreß Opie. Bearbeitet von Henriette Schu-

bart. 2 Theile. (4 Erzählungen.) Jeder Theil 1 Thlr. 8 Gr. (oder 2 Fl. 24 Kr.)

Die Erzählungen der Mistreß Opie gehören zu denen Schriften, die sich besonders dem weiblichen Geschlechte sowohl zur angenehmen als nützlichen Lectüre empfehlen lassen, indem sie Gefahren schildern, die Hang zur Verschwendung, Geringachtung des Scheins und zu hohe Ansprüche auf Selbstständigkeit den nähern Verhältnissen der Frauen und ihrer Ruhe bereiten. Mit Lebhaftigkeit fodern sie zu jener Selbstverleugnung und Mäßigung auf, welche dem weiblichen Leben gewöhnlich so nöthige Begleiterinnen sind. In der zweiten Darstellung findet sich in Bezug auf Erziehung auch manches, was beherzigt zu werden verdient. Die Verschiedenheit der englischen Romane von den deutschen gibt den Uebertragungen derselben — die hier und da sich wohl Abkürzungen erlauben müssen — noch ein besonderes Interesse durch die Vergleichung mit diesen, und gewährt eine Bereicherung der Mannichfaltigkeit in Behandlung und Auffassung der Erscheinungen. Den englischen Romanen liegt gewöhnlich eine moralische Tendenz zum Grunde; in den deutschen spricht sich mehr eine philosophische oder künstlerische Idee aus, sie sind Kinder der Einbildungskraft, oder eine Reihe Resultate und Erfahrungen. Der englische Roman ist weniger erfindend, als beschreibend; aber die Charaktere darin entwickeln sich mit der größten Anschaulichkeit, er enthält oft Witz und treffende Bemerkungen, und die Bestimmtheit des Natio-

nal-Charakters ist der Grundton. In den deutschen Romanen herrscht gewöhnlich die Leidenschaft; in den englischen die Tugend; und was ihnen vielleicht an Phantasie abgehen dürfte, ersetzen sie durch Wahrheit, Verstand und Sittlichkeit, wodurch sie unfehlbar immer Interesse erregen werden. Die beiden ersten Bände dieser interessanten Sammlung, welche in keiner Unterhaltungsbibliothek fehlen sollte, enthalten zwei Romane der Miß Edgeworth: die „Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn," und „Schleichkünste," beide von Caroline v. Woltmann bearbeitet. Der Preis ist ebenfalls für den Band 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. — Die Sammlung wird übrigens fortgesetzt, und jährlich werden zwei bis vier Bände, welche die anziehendsten und neuesten Erscheinungen Englands im Fache der Roman-Literatur enthalten sollen, ausgegeben werden.

Leipzig, im December 1815.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 218 Stück.

Der neue Frieden.

Zur Feier des sogenannten neuen Friedens sollen in London einige Häuser beleuchtet gewesen seyn, in Paris keins, und in ganz Deutschland kein Fenster. In Frankreich soll man sehr viel über diesen Frieden reden, in Deutschland kein Wort. Die Völker empfinden also nichts bei ihm!

Verdient aber dieser Frieden wirklich als etwas so Schlechtes oder Mißlungenes betrachtet zu werden, und verdienen die, welche denselben, gewiß mit Aufwand von viel gutem Willen, Muth, Talent und Geduld endlich so hergestellt haben, wie er ist, so viel Undank, als ihnen von unserm Volke zu Theil geworden? Wir dächten nicht, wenn man nämlich nicht die Eitelkeit hat, zu wähnen, es müsse alles erfüllt werden, was man vernünftiger Weise wünschen darf, und es mußten alle Cabinette für Deutschland so gesonnen seyn, wie wir es selbst sind.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß die Wiedergewinnung unserer Provinzen, des Elsasses und Lotharingens, des Bourbonischen Raubes in Deutschland, nur ein geringer, mäßiger Wunsch des deutschen Volks war, gegen dessen Erfüllung es wohl gern den Franzosen die 700 Millionen, die sie ohnehin mehr drücken, erlassen haben würde, und wir wollen daher keineswegs in den Predigerton derer einstimmen, welche alles gut und vortrefflich gemacht finden, und die es wohl gar als Ungerechtigkeit hinstellen möchten, wenn man den Franzosen unsere Länder wieder abge-

nommen hätte; wir wollen auch nicht wie diese Teufelsadvocaten preisen, daß nur solche Milde gegen die Franzosen, oder solche Schonung der Bourbone uns eine dauernde Ruhe verspreche, indem es uns vorkommt, als wenn diese Menschen den fast tausendjährigen Charakter des Franzosen weder studirt, noch die jetzigen gewaltsamen Maßregeln gegen das französische Volk gehörig gewürdigt haben; sondern daß sie halt pflichtmäßig die gelegten Eier waschen, anstreichen und loben müssen. Ungeachtet wir keine, von der des gesammten deutschen Volks verschiedene Meinung über diesen Frieden haben; so glauben wir doch in ihm manches zu sehen, was uns beruhigen, und was uns gegründete Hoffnungen auf günstige Folgen für unsere innere Gestaltung, und dadurch auch für äußere Sicherheit, namentlich gegen die Franzosen, diesen eroberungsgierigen, wandernden Nomadenhaufen geben kann.

Wir möchten sagen: Gelegenheiten, wo sich Grundsätze entwickeln, sind mehr werth, als Thaten. Diese beschäftigen die Welt bloß durch ihr Geschehen als Spectakelwerk, und lassen dem Nachdenken und dem Feststellen von großen Grundsätzen um so weniger Zeit und Gelegenheit, als sie größer sind. So ist die französische Revolution, so ist Napoleons Wirken in lauter Thaten zu Grunde gegangen, ohne für das französische Volk auch nur das Geringste von dem, was er erstrebt hat, oder was die Idee solcher Bewegungen erstrebt, zurückzulassen, während für uns, die wir lange Zeit zugesehen, und, nachdem wir zur großen That, wodurch dem sinnlosen Großthun der Franzosen das Ende gegeben wurde, gezwungen, sie vollbracht, und uns wieder der Ruhe, dem Nachdenken, dem Festsetzen des Rechten überlassen haben, während für uns, die wir in keinem Thatenschwalle erstickt sind, sich eine Reihe von Grundsätzen entwickelt hat, welche Fürst und Volk durchdrungen, und beide geneigt gemacht hat, in Eintracht, in Anerkennung wechselseitiger Rechte, die Früchte zu genießen, welche aus einer

großen That nothwendig hervorbrechen, und wenn man ihnen Zeit läßt, zur vollen, gesunden Reife gedeihen können.

Diese Früchte, glauben wir, gibt uns der zweite Pariser Frieden, und zwar gerade deßhalb, weil er wider Erwartung mild, weil er fast in der Gerechtigkeit ungerecht ausgefallen. Unrecht leiden ist immer gewinnreicher, als Unrecht thun.

Einmal ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß, hätten wir auf der Wiederherstellung von unserm Bourbonenraube bestanden, die jetzt wenigstens bestehende, und der Welt wohlthätige Eintracht der Fürsten und Cabinette wäre zerstört worden, wofern es nicht gar zu einem Kriege gekommen wäre. Auf jeden Fall wäre es Kriegsflammen gewesen. Spanien hat einen Bourbon, Sicilien haben einen Bourbon. Sobald sich Frankreich erholt gehabt hätte, hätte es sich dieser, uns ohnehin unholden bedienen können, uns zu beunruhigen, wozu Rußland seinen Beitrag kaum verweigert hätte. Wir haben zwar den Krieg nicht zu fürchten — aber haben wir ihn denn zu wünschen, herauszufodern? Sollen wir denn ewig Krieg führen, unsere Geistesgaben auch bloß im Kriege vergeuden? Haben wir denn eine Verfassung? Haben wir nicht um diese mehr zu kämpfen, als um den äußern Feind abzuhalten? Liegt uns Elsaß und Lotharingen zu fern, wenn wir einmal eine Verfassung haben? Wird unsere Vaterlandsliebe nicht noch feuriger; vernünftiger, ernsthafter, andauernder werden, wenn wir auch etwas im Staate gelten, wenn wir nicht der Willkür eines Ministers, wie bisher, vorgeworfen sind? Gibt es eine größere Wohlthat für den gebildeten Menschen, als Verfassung? Gibt es etwas Erniedrigenderes, etwas den Geist und jede Kraft Tödtenderes, als von der Gnade eines oder einiger wenigen Menschen abzuhangen! Ist aber irgendwo in Deutschland schon eine Verfassung? Sieht es bei uns nicht wie in wilden Staaten aus, wo niemand weiß, was morgen Gesetz, wo, was heute eine Bürgertugend, morgen ein Staatsverbrechen ist?

Wird nicht jetzt Vaterlandsliebe, Enthusiasmus gegen Volksunterdrücker und Fürstenverjager als Staatsvergehen gebrandmarkt, und wird diese Brandmarkung nicht mit Orden verziert? Bedürfen wir also nicht des Friedens, welch geringen Gewinn er uns auch von Außen bringen möge? Bedürfen wir nicht der Ruhe, um unsere Aufmerksamkeit, unsere Talente gegen die Despotenknechte zu wenden, welche den Wunsch nach Verfassung als Jacobinismus verschreien, welche ein gebildetes Volk in die Foltern der ungewissen, menschheiterniedrigenden Willkür spannen wollen, welche zischeln und geifern, und schon die braunen Brillenköpfe triumphirend aus dem Nesseltuche hervorrecken, um dem kaum gebornen Himmelskinde, Verfassung, den Gifthaken ins Hirn zu schlagen, damit es nur mit den Fußmaschinen sinnlos fortzappele, und Seinesgleichen fort und fort erzeuge.

Weg wendet eure Augen und euren Sinn von den fremden Kriegen, weg von den Franzosen, weg wendet sie von eurem Rechte, das euch Ausländer gestohlen! Her kehrt euch auf die Hyänen in eurem Vaterlande, her zu diesem Gethier, das nur zur Zeit der Brunst sein Weibchen kos't, ist die Lust gesättigt, es wieder verstößt, um der Freßbegierde nachzurennen! Dieses, hier sind eure Feinde! Hier sind die Franzosen! Elsaß und Lotharingen laßt fahren, um Deutschland nicht zu verlieren! Also Friede mit Frankreich, schlechter Friede mit Frankreich, damit Deutsche Deutschland nicht vernichten! Es thut uns Noth genug, mit der Welt gut zu stehen! Es fodert die einfältigste Klugheit, keinen Feind herauszufodern, damit gerettet werden kann das Fundament, das zu unserm Staatsgebäude gelegt ist, damit gelöscht werden kann, wenn Brenner das Halbgebaute anstecken! Wir brauchen die Fenster nicht zu beleuchten für einen Frieden mit den Franzosen, hinter Durchscheinen braucht kein Friedenssatyr zu grinsen; aber das Innere unsers Hauses will Licht haben, je-

der Winkel will Licht haben, damit die Kröten verscheucht werden!

Ein zweites Lob verdient der Pariser Frieden, daß er die Welt von der Mäßigkeit und Friedensliebe der Fürsten und Cabinette überzeugt hat. Diese Ansicht kann man nicht genug herausheben. Sie ist es eigentlich, welche uns Trost gibt bei dem thränenerweckenden Blicke auf unser Quasi-Vaterland, wo man sich um Einräumung der natürlichsten, der ewigen Rechte streiten, wo man es als eine übermenschliche Gnade ansehen muß, wenn es einem nur gnädigst zugestanden wird, ein Mensch zu seyn, was man von Natur aus ist, nämlich menschliche und gleiche Rechte zu haben. Was ist denn von einem Cabinette zu hoffen für die innere Freiheit, das bei jeder äußern Verhandlung schreit: „Entweder so, wie ich will, oder Krieg!" Was von einem Cabinette, dem der Krieg ein Leichteres ist, als das Aufgeben seines Eigensinnes, wäre er auch auf das Rechte gerichtet? War das nicht Napoleons und seiner Rotte Sprache? Hat nicht jedermann gebebt, der mit ihm zu unterhandeln hatte? Hat er aber diese Brutalität, die er außen geübt, nicht auch heim getragen, und da jeden zittern gemacht, der es wagte, auch sich um den Staat zu bekümmern, der eben nicht Regierungsrath hieß? Ein Cabinet, das den Krieg männlich anzunehmen weiß, wenn er ihm angezwungen wird, gibt Vertrauen; Angst aber das, welches um jeder Bagatelle willen mit Krieg um sich wirft, denn es verwildert, kann keinen Widerspruch, auch den vernünftigsten, mehr leiden, es wird von Anmaßung blind, äfft Napoleons laut verkündeten Grundsatz, daß über Politik niemand, als Regierungen, zu reden zustehe, nach, wenn es ihn auch auszusprechen zu feig ist, und blind schlägt es nothwendig die nächsten, die um es stehen, Kinder und Diener.

Bei Friedensunterhandlungen muß man es daher nie durch seine Schuld dahin kommen lassen, daß man zu sagen gezwungen ist: entweder so, oder Krieg! Nämlich man muß nie eine voriaute, großsprecheri-

sche Sprache führen, daß man nachher, um nicht lächerlich zu werden, zu barbarischen Mitteln wider Willen, und meist wider Kraft gezwungen ist. Man muß, ehe man fodert, überlegen, ob jener es leisten, und ob man es mit Recht und Kraft verlangen kann; sonst wird man ein Tyrann wider Willen, oder schamlos. Hat man aber einmal eins ergriffen, so ist man durch falsche Scham gezwungen, daran zu halten; der schlechte Charakter organisirt sich an, und man ist Despot oder Ehrloser lebenslang und durch zehn Zeugungen hindurch. — Freuen wir uns daher über die Mäßigung, welche unsere großen Fürsten und unsere edlen Staatsmänner in Paris den Franzosen angethan haben: sie kommt uns zu gut. Sie ist uns eine Gewährleistung, daß die Fürsten und andere, die dem Beispiele offen sind, nicht mit ihrem Volke hadern und feilschen werden um die Rechte, die ihm gebühren, daß sie ihm nicht die Verfassung kleinlich und ängstlich, wie Finanzschmuggler, vorenthalten, oder was es etwa schon daran hat, abzwacken werden, wie wir neuerlich das Aergerniß ein halbes Jahr lang ohne Scham haben vor aller Welt Augen aufführen sehen. Nur Fürsten, welche auch dem Feinde sein Recht heilig halten, und noch mehr, seinen Wünschen Opfer bringen, sind auch im Stande, das Recht ihrer Unterthanen in Ehren zu halten, und ihm von den Ansprüchen zu opfern, welche einem herrschsüchtigen, stolzen Menschen schmeicheln können. Unbeschränkt Millionen oder nur tausenden gebieten, und diese sich beugen sehen zu können, ist ohne Zweifel ein Besitz, der ein nicht gegen alle Verführung erprobtes Gemüth blenden, und, fehlt ihm die Erfahrung, es verleiten kann, zu glauben, Fürstenwürde bestände nur in der Gesetzlosigkeit; und von dieser Ueberzeugung ist es nicht mehr weit zu ihrer Ausübung, wäre es auch nur, um den Knechten zu zeigen, daß man sie ausüben kann. Wir haben ja dieses schreckliche Beispiel umhertoben gesehen unter uns selbst, und wir haben auch die Bekehrung gesehen, sie mit Frohlocken gesehen — und wir

trauen ihr! Wer Kraft hat, Despot zu seyn, hat auch Kraft, dem Gesetze zu gehorchen, wenn er sich demselben einmal unterworfen hat.

Bei solchen Fürsten, die den Feind großmüthig behandelt, darf man erwarten, daß sie ihr Volk gutmüthig behandeln, daß sie den kleinen Despoten, die um den Thron kriechen, und ihm unnatürliche Vorrechte auf Kosten der bürgerlichen Freiheit gnädig ertheilen, und sich das Ansehen geben möchten, als wäre ihnen der Fürst den Glanz schuldig, mit dem er umgeben ist, daß sie diese als Schmeichler, Speichellecker, nach Aemtern, Orden- und Rangkriecher aus den Vorgemächern, und zur Mäßigung und zum Verstande weisen werden. Das deutsche Volk darf jetzt mehr auf die Person, den guten Willen und die Einsicht seiner Fürsten bauen, als auf einen großen Theil ihrer Umgebungen, oder wenigstens ihrer Andränglinge.

Ein dritter Gewinn der Pariser Unterhandlungen sind unsere Staatsmänner. Deutschland traut ihnen, Deutschland hat die Ueberzeugung, daß sie in Paris gelernt haben, Völkerrechte zu kennen, zu achten, daß Staaten nur stark sind, wenn diese den Unterthan erquicken, ermuntern, entflammen. Diese Lehren haben sie nicht jenseits des Wasgau's und der Ardennen gelassen. Sie werden auch Geschmack an dem Ruhme finden, den die französischen Staatsmänner bei ihrem Volke erndten. Ein neues Gefühl, das ihnen bisher fremd geblieben, da sie sich bloß mit dem Beifalle ihres Fürsten begnügt, und den des Volks als eine unversuchte Gabe in den Wind geschlagen haben. Volksbeifall hat aber, wenn der des Fürsten größer, greiflicher, unmittelbarer ist, die besondere Eigenschaft, daß er dauernd ist, wenn jener oft über Nacht erstirbt. Den Beifall des deutschen Volks, das Lob unserer Geschichtschreiber werden unsere Staatsmänner sich auch zu erwerben wissen in deutschen Sachen, so wie sie sie im Allgemeinen für die Pariser Unterhandlungen erworben haben. Auch unsere Staatsmänner haben wir durch

diesen Frieden erobert. Sie sind in Paris deutsch geworden.

Eine unmittelbare Folge dieser Umbildung unserer Staatsleute ist die Hoffnung, welche der Deutsche auf den Frankfurter Bundestag setzen kann. Zwei Gegenstände kommen daselbst zur Sprache, von denen man einen zum Theil schon kennt, die Ländervertheilung, den andern aber noch ziemlich hinter Nebel gespensterartig herumgaukeln sieht.

Was nun das erste betrifft, so wird der Pariser milde Frieden, der den Franzosen unser Elsaß und Lotharingen gelassen hat, den guten Einfluß äußern, daß unsere Fürsten, denen ein Stück Land zugetheilt wird, oder welche tauschen, nicht gierig auf einem Dörflein mehr oder weniger bestehen werden, sondern um des Landfriedens und des guten Beispiels willen, welches hier wieder ihnen ihr Kaiser gegeben hat, uneigennützig fahren lassen, was nicht ohne Zank oder Aerger zu bekommen ist. Man wird nicht judenmäßig um einige hundert Seelen schachern, genug, daß man in Deutschland diese unwürdige, eigentlich nur bei Leibeigenen wahre und gültige Berechnungsart angenommen hat.

Wie man aus den vorgeschlagenen Tauschen sieht, ist das Land jenseits des Rheins, welches Preußen nicht hat, Oesterreich zugefallen. Dieses wünscht dafür sein Innviertel und Salzburg wieder von Baiern zu haben. Um dieses liebe Land zu bekommen, wiegt nicht Seele mit Seele auf, sondern gebt Baiern sogleich ein Land darein, das an 60,000 Seelen enthalten soll. Solche Liberalität ist noch nicht erhört in Israel, aber sie wird durch die Politik gerechtfertigt, wie wir sogleich sehen werden, und in Oesterreich wird man sich daher über ein solches, von Baiern eben nicht wohl verdientes Geschenk nicht ärgern.

Oesterreich tritt zugleich an Darmstadt ein Land ab, damit dieses sein Westphalen Preußen geben könne. Oesterreich verstärkt also auch noch einmal Preußen, und, damit Darmstadt sich nicht widersetzt, thut

es noch an 30,000 Seelen dazu. Hierin ist uns die Politik noch zu hoch.

Daß Baiern Zweibrücken und die Anwartschaft auf die Rheinpfalz erhält, mithin an die französische Grenze kommt, und ein Land wird, welches sich ununterbrochen von Lotharingen durch die Pfalz, den Odenwald, Aschaffenburg, vielleicht Mergentheim nach Franken bis an Böhmen zieht, ist für die Sicherheit und Einheit Deutschlands von unberechenbaren Folgen. Baiern, das bisher mit den Franzosen gegen Deutschland gehalten, ist jetzt Deutschland gewonnen, es ist jetzt mit Frankreich in natürliche Feindschaft gesetzt, und muß, um Zweibrücken und die überrheinische Pfalz nicht zu verlieren, sich innig und aufrichtig mit Oesterreich und Preußen, das gleicher Gefahr und gleicher Erwartung ausgesetzt ist, verbinden. Einen Feind hat mithin Oesterreich durch Freundschaft, durch Geben, durch Vergrößern, und zwar durch Vergrößern am rechten Orte, aus Deutschland hinausgeworfen. Das werden die Baiern hoffentlich dankbar erkennen, und ehrlich und treuherzig an ihren Nachbarn hangen, mit denen sie ja zu einem Stamme gehören, indem sie nur die Westbaiern, jene die Ostbaiern sind.

Baiern kann sodann auf eigenem Boden an Frankreich kommen, es steht in schmalem, langen Erdstriche senkrecht auf Frankreich, wie Preußen, und hat mithin eine lange Rückzugslinie, wenn es diese braucht. Das Opfer, was Oesterreich gebracht hat, finden wir daher höchst politisch. Baiern war vor kurzem ein Ländchen, welches zwischen Lech und Inn und der Donau eingegrenzt war, jetzt ist es ein Land des Maingebiets, und steht in der Auslage gegen Frankreich, eine Gestalt, welche wir für Baiern vorgeschlagen haben, ehe jemand den Gedanken einer solchen Ausführung für möglich halten konnte.

Wir sehen sie kommen, die nächste Gestalt Deutschlands; sie erscheint uns als drei neben einander liegende Riesen von Ost nach West, den Kopf hieher, die Füße dorthin gerichtet.

Oesterreich liegt im Süden von Ungarn, durch die Lombardei, Tyrol, Vorarlberg, und hoffentlich durch Vorderösterreich oder die Schweiz und Elsaß auf Frankreich.

Preußen liegt im Norden von Rußland durch Brandenburg, Obersachsen, Niedersachsen, Westphalen, Berg, Köln, Trier auf Frankreich.

Baiern liegt in der Mitte von Böhmen durch Franken, Aschaffenburg, den Odenwald, die Pfalz und Zweibrücken auf Frankreich.

Nun kann man doch von einer Staatengestalt in Deutschland reden, es taucht allmählich aus dem Meere, wo Welle Welle unordentlich trieb, Land hervor, das wir nach Staaten, wie nach Bergrücken und Flüssen, eintheilen können. Vorher waren die deutschen Länder ohne Ordnung durch einander geworfen; keiner wußte, wem er näher lag, keiner wußte, wohin Linien zu ziehen wären, um einige Scheidung zu bewirken. — Dieses verdanken wir auch dem Pariser Frieden und der Klugheit und Anspruchslosigkeit Oesterreichs.

Ob aber jene Unordnung nicht besser, und diese Scheidung nicht nachtheiliger für Deutschland ist?

Eine Frage, die ihr mit Recht mir dazwischen werft. Sie ist leicht zu lösen, so wie dann alles leicht zu lösen ist, wenn einmal die Fäden zurecht gelegt sind.

Stände Deutschland unter *einem* Haupte, unter einem Kaiser; dann wäre allerdings die Scheidung in große Massen schädlich, und die Vereinzelung in Provinzen vortheilhafter, ja nothwendig und natürlich; — soll aber aus Deutschland nicht ein Staatenbündel werden, so ist diese Scheidung vortheilhafter.

Nun wollt ihr ja aber keinen Kaiser! Ihr wollt ja kein Reich! Ihr wollt ja kein Deutschland! Ihr wollt ja nur ein Oesterreich, nur ein Preußen, nur ein Baiern, und wohl gar ein Hannover, Würtemberg, Sachsen! Es gibt ja sogar unter euch, die von einem König von Deutschland schwatzen, und die, vom

Eigendünkel blind und taub und fühllos, nicht merken, wie sehr sie dadurch Deutschland heruntersetzen.

Deutschland ist einmal gefallen. Diese Schande hat es überlebt, ja man ist elend genug, es nicht einmal zu fühlen, daß es keine Schande ist. Sollte Deutsche wieder ein Staat werden, so wird er sich doch nicht etwa gar noch einmal die Schande anthun, als ein untheilbarer Staat noch weniger zu seyn, als er zuvor bei loser Vereinigung gewesen! Soll Deutschland wieder ein Staat seyn, so muß es ein Kaiserreich werden, wie es gewesen! Man redet aber jetzt von einem König von Deutschland, bloß weil man fühlt, wie abenteuerlich solch ein Vorschlag ist, und weil man daher vor der Erhabenheit des Kaisertitels zurückbebt. „Können wir ihn nicht zum Kaiser erheben," sprechen sie unter einander, „so reißen wir Deutschland herunter, und zwingen ihn, König zu werden!"

Soll aus dem Dinge mithin ein Bund werden; so ist es besser, es stecken drei dicke Prügel darin, als ein Haufen Reisig, das leicht verflackert.

Die obige Theilung, wenn sie ausgeführt wird, wie sie im Werke ist, ist mithin für die Ruhe von Deutschland von Wichtigkeit. — Warum man aber Darmstadt auch einen so großen Tauschschilling gegeben hat, sehen wir nicht ein; wenn man ihm nicht etwa den guten Willen abkaufen mußte, damit Deutschlands Sicherheit durch dessen Weigerung, welches die Grundregel aller Diplomatik ist, nicht gefährdet bliebe. Für Deutschlands Sicherheit, meinen sie, soll niemand Opfer bringen, als Oesterreich, dessen Amt es ist, als ehemaligen Reichsoberhaupts.

Dieses sind die etwas lose mit dem Pariser Frieden zusammenhangenden, mithin leicht übersehbaren Vortheile für Deutschland. Andere, wie die 700 Millionen Franken und die Paar Festungen, welche die Franzosen verlieren, sind zu einleuchtend, als daß wir sie wiedergeben sollten. Es ist zwar gegen das, was die Franzosen nur aus Deutschland geraubt haben, allerdings wenig, allein als runde Summe,

so zu sagen auf einmal, ist es für Frankreich doch ein großes Schwächungsmittel. Alles wird es freilich nicht bezahlen. Sobald sich diese Regierung ein wenig erholt hat, wird sie widersträuben. Man hat die lächerlich drohende Sprache am Wiener Congresse nicht vergessen. Indessen wird es immer einige 100 Millionen hergeben müssen, und wir werden sie bekommen — und das macht einen großen Unterschied.

Elsaß und Lotharingen, der immer wiederkehrende Wunsch aller Deutschen, ist deßhalb nicht aufgegeben. Deutschland gestaltet sich nun in drei große Reiche, deren fast jedes es mit Frankreich aufnehmen kann. Mit der Zeit wird eins das andere verschlingen — alle Deutsche werden in die Hände klatschen und preisen den, der dazu den Gedanken gefaßt, und dem es gelungen.

Dieses sind die Hoffnungen des neuen Friedens!

Literarische Anzeige.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Ersten Bandes erste Abtheilung: Einleitung (die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum Jahre 1789.) XVI und 468 S. Ersten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Anfange der französischen Revolution, bis zur Gründung der französischen Republik. XXXVIII und 496 S. gr. 8. Preis beider Abtheilungen 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl. rhein.), und auf Schreibpapier 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr. rhein.) Leipzig und Altenburg, bei F. A. Brockhaus. 1816.

(Motto aus Tacitus: Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. Ein Werk unternehme ich voll Schläge des Schicksals, durch Heerkampf furchtbar, von Partheiwuth entstellt, selbst im Frieden noch schrecklich.)

Von diesem Werke, welches das große Ziel erstrebt, ein Spiegel unserer Zeit und des Staatenschicksals der letzten 25 Jahre zu seyn, ist jetzt der erste Band in zwei Abtheilungen (also der vierte Theil des Ganzen) erschienen. Die erste enthält die Geschichte von zehn Menschenaltern, welche dem unsrigen vorausgingen; die zweite den Anfang unserer bürgerlichen Verwilderung, wie sie von Frankreich und Polen aus auf den Thronen und unter den Völkern einriß, seit Friedrich II., Kaunitz, Washington und der große Chatam nicht mehr die Bande der Ordnung und Freiheit zusammenhielten. Da wir am Scheidepunkte zwischen der alten zertrümmerten und der neu sich gestaltenden Ordnung der politischen Welt stehen; da jetzt das Schicksal unserer Enkel begründet wird, ob Europa auch künftig den Rang vor den übrigen Welttheilen durch eine, mittelst liberaler Ideen fortschreitende Cultur behaupten, oder ob es, in spanisch-jesuitischen und aristokratisch-willkürlichen Formenzwang zurückgedrückt, gegen Amerika, in welchem die Saat einer geistig-freien und menschlich-edlen Entwickelung vor unsern Augen aufgeht, wie einst der in Verfinsterung und Despotismus erstorbene Orient gegen das zum freien Leben erwachte Europa, in zunehmender Erbärmlichkeit zurücktreten soll; da wir an diesem großen Wendepunkte einer denkwürdigen Vergangenheit und einer zweifelhaften Zukunft nicht ohne Beklommenheit stehen: da ist es für jeden Gebildeten ein hochwichtiges Geschäft, die Geschichte seiner Zeit als ein Ganzes ernst und fromm zu betrachten, und die Erfahrung zu befragen, was sie eigentlich als Richtschnur unsers öffentlichen Lebens in ihrem Schooße für uns enthüllt? Dem Vf. haben drei würdige Lehrer der Geschichte, der vortreffliche Heeren, der kräftige Spittler und der freimüthige Bredow die Bahn geebnet, in welcher er männlich frei, ernst, wahr, und das Ideal der Geschichte in tiefer Brust bewahrend, den furchtbar lehrreichen Zeitraum unsers Lebens durchwandert, um ihn darzustellen, wie er war, wie er vor dem Geiste edler Zeitgenossen vor-

überschritt, und wie er vor dem Urtheile der Nachwelt erscheinen wird. Es ist eine inhaltschwere Rechenschaft, welche nicht er, sondern welche die Göttin der Geschichte selbst vor dem Genius von Europa ablegt. Der erste Schritt ist gethan, und wir glauben, seiner Vorgänger würdig und der Aufgabe entsprechend. Die zweite Abtheilung des Werks enthält nämlich den Anfang des blutigen Schauspiels aller sittlich-politischen Verwirrung, wie sie einestheils aus wilder Neuerungslust eines verdorbenen Volks, anderntheils aus starrem Festhalten der blinden Gewalt an ungerechten Mißbräuchen hervorgegangen ist, um den Stolz des Despotismus zu beugen, und den frevelnden Uebermuth der Völker zu züchtigen, damit die große Wahrheit durch alle Jahrhunderte hindurch den kommenden Geschlechtern entgegenblitze: daß nirgends Weisheit und Glück zu finden sey, als in dem innigen Vereine des Glaubens an Gott und die Tugend, mit dem redlichen Sinne für das Wahre und Rechte. Denn seit der Verstand den Glauben bekämpft, hat er auch die Wahrheit verloren, und seit das Geld mit seiner Genußgier von der Entdeckung Amerika's an in die Stelle des Fleißes und der einfachen Sitte des Naturerwerbs getreten, hat die Selbstsucht das Gefühl der Liebe erstickt, und den freien Muth des Rechts gelähmt, die Menschen zu klugen Thieren erniedrigt, und die Vernunft mit dem Staate und der Kirche entzweit; doch nirgends in einem so hohen Grade, als in Frankreich. Wie dieß Alles gekommen, und wie es so kommen mußte, hat der Vf. in der Sprache seines stillen, tiefbewegten Gemüths, den reinen Blick auf die Höhen der Menschheit gerichtet, klar und gedrungen aus den Jahrbüchern unserer Zeit herausgehoben, und in Thatsachen, die zu einem lebenden Ganzen sich gestalten, und den ganzen Schauplatz des europäischen Menschenlebens in der alten, wie in der neuen Welt erfüllen, mit der Kunst der alten Geschichtschreiber der Mit- und Nachwelt zur Prüfung hingestellt.

Prüfet also sein Werk alle, die ihr an das Bes-

sere im Menschen glaubt, die ihr überzeugt seyd, daß eine sittliche Kraft die heilige Ordnung des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren verknüpfte, und daß diejenigen — es seyen Fürsten oder Völker — ihr eigenes Todesurtheil sich sprechen, welchen der reine Adel der Menschheit eine Thorheit, und das Donnerwort der Weltgeschichte eine Fabel ist.

Wir bemerken noch, daß der Verleger den Preis dieses Werks zur Erleichterung der Anschaffung äußerst niedrig gestellt hat (64 Bogen 3 Thlr. 8 Gr.), wogegen der frühere Pränumerationspreis aufgehoben, wie er überflüssig geworden ist.

(Ist in allen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten.)

Anzeige für Freunde der altdeutschen Literatur.

So eben ist erschienen, und in allen deutschen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Lobgesang auf den heiligen Anno, in der Grundsprache des elften Jahrhunderts, und mit einer Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. G. A. F. Goldmann. (20 Gr.)

Dieser episch-lyrische Hochgesang gehört zu den wichtigsten Ueberresten unserer ältesten vaterländischen Poesie. Seitdem ihn Opitz zuerst bekannt machte, und dadurch vom Untergange rettete, erwarben sich unstreitig Bodmer und Breitinger durch ihre Erläuterungen das größte Verdienst um denselben. Immer aber blieb eine befriedigende Bearbeitung dieses Gedichts noch zu wünschen übrig, wie sie hier von dem Herrn Dr. Goldmann geliefert wird. In einer Einleitung wird zuvörderst von dem Gedichte selbst Nachricht gegeben, und dem Leser der richtige und würdige Gesichtspunkt bestimmt, aus welchem er dieß Werk zu betrachten und zu beurtheilen hat.

Alsdann folgt das Gedicht, sowohl im Original kritisch berichtigt, als auch in einer Uebertragung in unsere heutige Sprache, welche das Original nicht ersetzen, sondern dessen Verstehen nur erleichtern soll. Den Beschluß machen kritische und erklärende Anmerkungen. Gewiß wird der alte Lobgesang in dieser schönen Ausstattung für alle Freunde unserer Nationalpoesie eine erfreuliche Erscheinung seyn.

Leipzig, im December 1815.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 228 Stück.

Die Weltgeschichte seit 1789.

Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum.

Ein Werk unternehme ich, voll Schläge des Schicksals, durch Heerkampf furchtbar, von Partheiwuth entstellt, selbst im Frieden noch schrecklich.

Mit diesen Worten des Tacitus eröffnet Saalfeld ein Werk, welches den Kreislauf eines Viertelsjahrhunderts in einem großen Rundgemälde darstellen soll, von der Zeit an, wo der Fluch der Völker den Thron der Bourbons unter Ludwigs XIV. zweitem Ururenkel zerbrach, bis zu der Zeit, wo der starke Arm der Völker ihn wieder aufrichtete. Dieser blutgefärbte Ring umschließt zugleich in vielfacher Verkettung das Schicksal Europa's, die heiligsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts, die furchtbarsten Leiden, die tiefste Erniedrigung und die größte Erhebung eines Zeitalters, dem wir selbst noch angehören.

Wir müssen daher unsere Leser auf dieses historische Denkmal unserer Zeit aufmerksam machen, und anzeigen, wie der Stifter desselben

seine große Aufgabe zu lösen versucht hat. —

Von der

Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution. Von Friedr. Saalfeld, Professor in Göttingen. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. 1815 u. 1816. gr. 8. Preis 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl. rhein.), und auf Schreibpapier 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr. rhein.)

liegen bis jetzt die beiden Abtheilungen des ersten Bandes vor uns. Die erste enthält auf 468 Seiten als Einleitung die Geschichte des europäischen Staatensystems seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Ausbruche der französischen Revolution im Jahre 1789, und bis zum Frieden von Jassy 1792, der Rußlands Eroberungen im Osten ein Ziel setzte. Die zweite Abtheilung enthält auf 496 Seiten die Geschichte des europäischen Staatenschicksals seit dem Ausbruche der französischen Revolution bis zur Gründung der französischen Republik im Jahre 1792. Natürlich werden unter dem europäischen Staatensystem die Colonien und der nordamerikanische Freistaat mit begriffen.

Der Vf. widerlegt in der ersten Abtheilung die Meinung derer, welche glauben, es sey jetzt noch nicht an der Zeit, das große Weltgericht unsers Jahrhunderts darzustellen. Als ob es nur historisch möglich sey und Ruhm bringe, aus dem Alterthume die Begebenheiten neu geordnet, schärfer geprüft und besser erzählt hervorzuführen; die neue Zeit aber, als solcher Behandlung ganz un-

fähig, von keinem Zeitgenossen beschrieben werden dürfe. Wir glauben, daß diesem Vorurtheile bei vielen die geheime Abneigung gegen wissenschaftlich ernst gehaltene Werke zum Grunde liege. Die meisten Leser begnügen sich an unserer Miscellen-Literatur. Sie wissen von Allem recht viel, durchblättern hundert Flugschriften, finden hier ein Anekdötchen, dort eins, je auffallender, je persönlicher und geheimnißvoller, desto besser. Das Einfache macht keinen Eindruck, man will nur gekitzelt und unterhalten seyn. Neues will man hören; das Alte, das Bekannte nicht lernen. Für denjenigen also, der, was er erlebt, worüber er so vielerlei Zeitschriften gelesen hat, nun endlich auch studieren und lernen, oder darüber wissenschaftlich ernst nachdenken will, für den ist das vorliegende Werk geschrieben, und mit Recht schon jetzt geschrieben. Tausend Zeugen können widersprechen, tausende die Lücken entdecken. Der Historiker selbst steht im Mittelpunkte seiner Zeit, und späht nach allen Seiten hin. Wenn er nur da, wo er steht, unabhängig ist, und frei über einen reichen Schatz von Quellen gebieten kann; wenn er in seiner Brust sich rein fühlt von Haß und Gunst; wenn er, wie Schelling in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, von der Geschichte so trefflich sagt: „selbst unter dem Heiligsten nichts sieht, das heiliger wäre, als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes; nichts, das weniger die Berührung unheiliger Hände ertrüge!" dann ist er berufen, die ernsten Mysterien

des menschlichen Schicksals zu feiern, die Geschichte seiner Zeit zu beschreiben.

Deutschland kennt schon den Vf. des vorliegenden Werks als einen im Felde der historischen Forschung und Kunst ausgezeichneten Gelehrten. Seine Geschichte Napoleons *) — welche einige mit Unrecht als eine Biographie dieses politischen Meteors angesehen, und daher von einer falschen Seite beurtheilt haben — hat den kundigen Beobachter der Zeitgeschichte in ihm bewährt. Er ist öffentlicher Lehrer in Göttingen an einer hohen Schule, wo kein Hof und kein Stand Rücksichten auferlegt; er ist Unterthan eines Fürsten, der über ein Volk gesetzt ist, wo die uneingeschränkteste Preßfreiheit herrscht; er benutzt eine öffentliche Bibliothek, die bekanntlich durch ihre innere Ordnung eben so zugänglich, als an allen historischen Hülfsmitteln, namentlich über die neuere französische Geschichte, so reich ist; er ist endlich der Bürger eines kleinern deutschen Staats, auf den kein mächtiger Nachbar Einfluß hat, wo ihn Vorurtheile, welche, aus Orts- und Provinzverhältnissen entsprungen, in unserm guten Deutschlande hier und da ziemlich kraus und sonderbar sich aussprechen, nicht erreichen können.

Wir danken ihm also, daß er dieses Werk unternommen hat, das freilich erst die Nachkommen ganz würdigen werden, da unsere Lesewelt nicht Ruhe genug hat, der ernsten Clio lange zu

*) Man hofft bald eine zweite Auflage dieses Werks zu erhalten, und einen zweiten Theil, der die Begebenheiten des Jahres 1815 enthält.

zuhören. In der Ausführung vereinigt es Gründlichkeit und Wahrheit mit Lebendigkeit. Man findet die Eindrücke und Gefühle, welche das große Schauspiel beispielloser Veränderungen bei der Mitwelt erregte, unverfälscht dargestellt, so wahr, wie nur der gleichzeitige Schriftsteller den Geist, der die Zeit bewegte und trieb, wiedergeben kann. Denn allerdings gehört, wie der Vf. bemerkt, dieser unterscheidende Geist der Völker in einer bestimmten Periode mit zu ihrer Geschichte. Eben dadurch wird aber auch seine Darstellung der Zeitgeschichte, ohne daß sie der Würde und Einfalt des historischen Styls etwas vergibt, nicht allein den Verstand befriedigen, sondern auch auf das Gefühl kräftig wirken. Solcher Geschichtswerke, die das Gemüth kräftig ansprechen, bedarf die Nation jetzt um so dringender, da die vergangene Zeit leider bewiesen hat, wie wenig die bittern Erfahrungen des 17ten und 18ten Jahrhunderts unsere Zeitgenossen vor ähnlichen Verirrungen im 19ten bewahrt haben. Die kalten Staats- und Reichsgeschichten trugen wenig oder nichts bei, um das lebende Geschlecht vor einem verderblichen Rückfalle in sorglose Trägheit zu schützen. Dagegen wird der fromme Ernst und das kräftige Gemüth, welches aus diesem Geschichtsbuche den Leser anweht, in ihm die heiligen Gefühle für Vaterland und Ehre und Freiheit erhalten und stärken.

Der erste Theil führt uns, nach Heerens trefflichem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien, durch die Vorzeit, welche die Mutter der Gegenwart

ist. Wie die geistige Kraft seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts erwachte, wie sie kämpfte mit dem mächtigen Willen der Gewalt, wie sie alle Völker Europa's um ein großes Anliegen, jene mehr, diese weniger fest, vereinigte, wie die öffentliche Meinung aus dieser sittlich-geistigen Entwickelung entsprang, wie sie mit der Willkür der Macht und mit dem Vorurtheile des Irrthums rang, wie daher die Versuche einzelner Gewaltigen, eine Universalmonarchie zu gründen, mißlangen, wie aus dem Gesammtleben gebildeter Nationen das System des wahren politischen Gleichgewichts, d. h. (S. 39) die Gleichheit der Staaten, als moralisches Wesen, im Rechte und vor dem Rechte, hervorgegangen, und wie auf die Ausbildung desselben vorzüglich die Seestaaten eingewirkt, und wodurch sie es in das practische Völkerrecht von Europa eingeführt haben; dieß alles entwickelt der Vf. klar, bündig und lehrreich aus der Geschichte von zehn entflohenen Menschenaltern. Wir setzen voraus, daß keinem gebildeten Deutschen, der nur einigen Anspruch auf historischen Sinn hat, Heerens obengenanntes Handbuch fremd ist. Es bedarf also keiner nähern Angabe des Planes, sondern wir bemerken nur, daß diese Abtheilung des Saalfeldschen Werks ein trefflicher Leitfaden ist, um jenes Handbuch zu studieren, und Heerens tief eindringende Zergliederung des Stoffs mit diesem lebendigen Ganzen zu vergleichen. Es sind bereits unsern Lesern einige Abschnitte aus demselben, über das System des Gleichgewichts und über das brittische Anleihe- und Subsidien-

ſyſtem, in wie fern es mit jenem im nothwendigen Zuſammenhange ſteht, mitgetheilt worden. Unter mehrern andern trefflichen Darſtellungen machen wir auf die Erzählung von der erſten Theilung Polens, S. 424 flg., aufmerkſam, obgleich der Vf. der gewöhnlichen Meinung folgt, wie der erſte Gedanke davon in Petersburg entſtanden ſey. Bekanntlich hat ſeit kurzem der Herr von Dohm in den Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit dieſen wichtigen Umſtand näher erörtert, und den wahren Urheber des erſten Entwurfs genannt. Als ein Beiſpiel, wie reichhaltig und zugleich gedrängt Hauptbegebenheiten erzählt ſind, nennen wir die Geſchichte der nordamerikaniſchen Revolution S. 446 flg. Die treffliche Charakteriſtik der Neuerungsſucht ſeit 1769, S. 382 flg., iſt ein Beiſpiel, wie der Vf. die Einwirkung moraliſcher Urſachen auf die politiſchen Verhältniſſe darzuſtellen weiß. Die Bemerkungen über die Entſtehung und Unwirkſamkeit des Fürſtenbundes, S. 397, zeugen von dem politiſchen Blicke, der das Ganze in ſeinem innern Zuſammenhange überſieht. Es iſt nicht möglich, daß bei dieſem Umfange des Gegenſtandes die einzelnen Begebenheiten umſtändlich entwickelt werden können. Der Vf. muß ſie raſch vor dem Leſer vorüberführen, jede an der Stelle und in der Ordnung, welche ihr Bedeutung gibt, ſo daß der Blick ſtets auf das Ganze hingeleitet wird. Wer daher mit einzelnen wichtigen Begebenheiten aus der letzten Zeit ſich genauer bekannt machen will, dem wird, wenn er Heerens und Saalfelds Werk in Verbindung ſtudirt, und den Grundriß der Zeitge-

schichte sich eingeprägt hat, der Herr von Dohm in seinen oben genannten Denkwürdigkeiten als der beste Führer und der gründlichste Forscher in jeder Hinsicht zu empfehlen seyn.

Als ein Beispiel von der Darstellung unsers Verfassers heben wir aus seiner Charakteristik der Hauptstaaten in der zweiten Periode von 1740 bis 1786, S. 398 flg., das aus, was er S. 409 über Preußen sagt: „Friedrich hatte den von seinem Vater ererbten Staat von nicht einmal dritthalb Millionen Einwohnern an Umfang und Menschenzahl verdoppelt, das Heer aber beinahe verdreifacht, wiewohl die Einkünfte kaum um das Zweifache gestiegen waren. Daher mußte, wenn gleich die Monarchie größer geworden, weil die Verhältnisse im Innern dieselben blieben, auch die Verwaltung Friedrichs der seines Vaters ähnlich seyn. Dieselben Grundsätze, die unter Friedrich Wilhelm I. gegolten, galten auch unter seinem größern Sohne. Dennoch aber, trotz der strengsten Oekonomie, trotz der unumschränkten Gewalt, mit der Friedrich beinahe in allen Provinzen seiner Monarchie regierte, gab es zugleich in derselben eine Sprech- und Preßfreiheit, eine Toleranz aller religiösen Meinungen, eine Liberalität in der Unterstützung aller nützlichen Anstalten, welche das Drückende der unumschränkten Herrschaft sehr verminderten. Nur die Finanzverwaltung, streng nach den Regeln des Merkantilsystems geordnet, und das Militärsystem, letzteres hauptsächlich durch die Trennung der Stände und die dem Adel im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit vorbehaltenen ausschließ-

lichen Vorrechte, schienen lästig, und machten die preußische Regierung im Auslande wenig beliebt. Daß der Staat, daß vor allem das Heer eine Maschine sey, daß auf letzterem allein, nebst einem wohlgefüllten Schatze, die Kraft der Regierung beruhe, den Irrthum theilte Friedrich mit seinen Zeitgenossen, und wohl war er verzeihlich, da er ja mit dem, nach diesen Grundsätzen geordneten Heere so Großes ausgerichtet. Friedrich bedachte nicht, wie viel Antheil an seinen Siegen der Geist gehabt, der seine Größe dem gesammten Volke, dem Heere vor allen, vom ersten bis zum letzten mitgetheilt. Daher ward auf die Formen in der militärischen, wie in der bürgerlichen Verwaltung ein übertriebener Werth gelegt; ein Mißgriff, dessen verderbliche Folgen weniger auffielen, so lange des großen Königs alles durchschauender und alles durchdringender Geist diese Formen belebte, der aber desto greller hervorspringen mußte, sobald dieser Geist fehlte. Friedrich war Selbstherrscher im edelsten Sinne des Worts, allein auch den ganzen Staat hatte er so organisirt, daß er unumgänglich eines Selbstherrschers bedurfte, sollte nicht die Kraft und das Leben aus demselben entweichen. Wie mochte man aber immer einen solchen auf dem Throne erwarten? Daher, nach Friedrichs II. Tode, ging zwar anscheinend die Maschine noch einige Zeit lang den gewohnten Gang fort, die alten Formen, welche dieselben geblieben, täuschten noch einige Zeit lang über die Abwesenheit des belebenden Geistes; als aber bald stürmische Zeiten kamen, als diese Stürme auch Preußen

trafen, da ward klar, daß der Geist gewichen, und die todte Form allein mochte nicht retten. — Dagegen aber, so lange Friedrich herrschte, gelang es ihm allerdings, durch die Kraft und die Einheit seiner Maßregeln einen rühmlichen Platz unter den größten Mächten zu behaupten, und, trotz des Mißverhältnisses der Kräfte, dem verbündeten Europa zu widerstehen. Allein, wiewohl er durch die Größe seines Geistes und die Stärke seines Charakters immer mit Auszeichnung in der Geschichte wird genannt werden, darf dennoch nicht unbemerkt bleiben, daß er dem Geiste seines Volks dadurch gar sehr geschadet, daß er als Mensch den Franzosen ungleich mehr, als den Deutschen zugehört, *) daß er aus Unkunde mit den lauten Anfoderungen der Zeit manche veraltete Einrichtungen, vor allen viele drückende Vorrechte des Adels, bestehen gelassen, und dadurch die öffentliche Meinung beleidigt, und daß er durch die unvorsichtige Freimüthigkeit (richtiger wohl: durch den leichtsinnigen Ton) seiner Aeußerungen über religiöse Gegenstände nicht wenig zu dem Verderbnisse der nächstfolgenden Zeiten beigetragen.

---

*) War dieß damals, fragt Referent, nicht mehr oder weniger bei allen ausgezeichneten Männern der Nation der Fall? Höchstens ragten Einzelne durch deutsche Gesinnung hervor, wie Gellert, vor allen aber Klopstock! Die übrigen waren sämmtlich von der Vorliebe für das Französische befangen, oder ihr Geschmack neigte sich zu französischer Kunst und Literatur hin. Man denke nur an Johannes von Müller! Am widrigsten spricht sich dieser fremde Geist in Wielands Briefen aus, die nach seinem Tode herausgekommen sind.

Die zweite Abtheilung stellt, wie es scheint, nur einen kurzen Zeitraum, den von 1788 bis 1792, dar. Allein welcher Reichthum von unheilbringenden Begebenheiten wird hier entfaltet! Dieser Theil öffnet die Büchse der Pandora, und man sieht schon die Sündfluth des Verderbens, welche heraus, und wie sie hervorstürzen wird. Zugleich mußte der Vf., was er meisterhaft gethan, die tiefer liegenden Ursachen der sittlich-politischen Uebel entwickeln, und den Krankheitsstoff zeigen, der überall in Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und in den Colonien verbreitet, nur auf die Gelegenheitsursachen wartete, um furchtbar auszubrechen, und den gesünderen Theil des Körpers, wie den schwächern oder siechenden, zu ergreifen. So beginnt dieser Theil mit der Geschichte der französischen Revolution. Man sieht das erste Entstehen dieser ungeheuern Mine, welche die politische Welt aus ihren Angeln heben sollte, in allen ihren Kammern und unterirdischen Nestern; man folgt ihren Windungen bis zum Auffliegen der stärksten und entsetzlichsten, genannt Jacobinismus, welche den Thron der Bourbons einstürzte, und sieht das Feuer auflodern, welches mehr als einen Welttheil in Brand setzte. Alles dieß entwickelt sich klar vor dem Auge des Beobachters von der seit 1776 steigenden Finanzverwirrung an bis zum 21sten September 1792, wo der Nationalconvent das Basilisken-Ei der französischen Revolution ausbrütete, welches die Hölle weihte mit dem Trugnamen: französische Republik! Nachdem hierauf die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs bis zur

Epoche des Rückzugs der Verbündeten, den 29sten September 1792, geschildert worden sind, erzählt der Vf. die Veränderungen in den übrigen Hauptstaaten des westlichen und Mittel-Europa's, wo auch die Unruhen in Lüttich und Belgien ihre Stelle finden. Dann folgt die Geschichte des nördlichen europäischen Staatensystems, wo der Schicksalsknoten der polnischen Nation, die Verfassung vom 3ten Mai 1791, auf welche endlich, nach einem 25jährigen Unglückswirbel, das wiedergeborne Polen durch die 37 Punkte des Entwurfs vom 25sten Mai 1815 zurückgeführt worden ist, mit Recht an der Spitze der Begebenheiten steht. Die Einleitung erzählt, was seit 1775 in Polen geschah, ehe dieser Knoten geflochten werden konnte, und was für Ereignisse an denselben sich reihten, bis zu dem Reichstage zu Grodno, den 29sten October 1792, wo die Nation zuerst das Todesurtheil an sich zu vollziehen von den Nachbarmächten gezwungen wurde. Hieran schließt sich die Geschichte Rußlands und Schwedens bis zum Tode des Königs Gustav III. durch Meuchelmord. Endlich geht der Vf. mittelst einer sehr natürlichen Verbindung von der Abschaffung des Sclavenhandels in Dänemark, den 16ten Mai 1792, zu der Geschichte des Colonialwesens über, welche hier, von 1787 an, mit einer Gründlichkeit und Genauigkeit erzählt wird, wie wir sie noch in keinem deutschen Werke gelesen zu haben uns erinnern. Vorzüglich ist die Geschichte von St. Domingo seit 1788, und die des ersten entscheidenden Kampfs der Britten in Ostindien mit Tippoo Saheb bis

zum Friedensschlusse vom 19ten März 1791 so ausführlich behandelt, als beide es ihrer großen Folgen wegen: Untergang der französischen, Erhebung der brittischen Colonialmacht, verdienten. Diese Abtheilung schließt mit der Gründung der brittischen Niederlassungen in Australien, Port Jackson und auf der Norfolk-Insel. Dem Ganzen sind die wichtigsten Urkunden der Zeit als Beilagen angehängt, unter andern die erste französische Verfassung vom 13ten September 1791, das Manifest des Herzogs von Braunschweig vom 25sten und 27sten Julius 1792, die Verfassungsurkunde von Polen vom 3ten Mai 1791. Voran steht ein sehr genaues Inhaltsverzeichniß aller chronologischen Tafeln. Dem Schlusse des Werks soll ein vollständiges Register beigefügt werden. Bei dem wichtigen Punkte, ob Frankreich oder das übrige Europa zuerst das Kriegsfeuer im Jahre 1792 entzündet, wird S. 149 flg. dargethan, daß vor der französischen Kriegserklärung keine Coalition vorhanden war, und als der auffallendste Beweis, mit welchen Lügen die Kriegspartei in Frankreich ihren Angriff zu beschönigen suchte, wird der angebliche geheime Vertrag von Pavia, zwischen Oesterreich, Preußen, Spanien und Rußland im Julius 1791 mitgetheilt, der ein naives Selbstgeständniß der französischen Machthaber ist, was sie von dem zusammengeraubten Reiche Ludwigs XIV. wieder zu verlieren, mit Grund befürchten konnten. Sollte es zu einem dritten punischen Kriege kommen, so wird das Urtheil, was sie damals über sich, gegen ihre Absicht, vorgeblich im Namen Anderer, ausspra-

chen, endlich wohl einmal zur Vollziehung reif seyn. Bei den verschiedenen Abschnitten hat der Vf. die Hauptwerke als Quellen, aus denen er geschöpft, angeführt, und die bedeutendsten derselben in der Vorrede kurz gewürdigt. Wir wünschen, diese Beurtheilung auch künftig, und zwar vollständiger, zu finden, weil sie dann nur um so lehrreicher ist. Aus der Anzeige des Inhalts sieht man, daß zwei merkwürdige Revolutionen, die eine im Westen, die andere im Osten von Europa die beiden Hauptgruppen in dem doppelten Gemälde des Ganzen bilden. Die eine ist das Gegenstück zu der andern, während aber am Ende der Periode die polnische Freiheit fremder Uebermacht erliegt, erscheint die französische Revolution noch in beständigem Fortschreiten. Der Vf. rechtfertigt sich in der Vorrede darüber, daß er über die letztere ein hartes Urtheil ausgesprochen, indem er erklärt, daß er nur den Inbegriff aller Irrthümer, Fehler und Verbrechen, welche theils zufällig, theils absichtlich, gleich Anfangs von denen begangen wurden, die, mit wenigen Ausnahmen, aus unlautern Beweggründen, die Revolution zu leiten sich vermaßen, nicht aber die wahrhaft großen und edeln Gedanken getadelt habe, die vornehmlich im Anfange dieser Revolution mit einer seit langer Zeit nicht gehörten Kraft und Kühnheit ausgesprochen worden. Und in der That athmet das ganze Werk einen von aller Einseitigkeit freien, edeln politischen Charakter. Der Vf. verdammt nicht unbedingt jede Revolution, weil die französische verdammlich war, wo ein verdorbenes Volk,

indem es, selbst charakterlos, das entehrende Joch einiger Elenden ertrug, der Freiheit sich unwürdig zeigte, die es nur in wilder Gesetzlosigkeit zu finden wähnte. Sein Urtheil über die polnische Revolution beweis't, wie gerecht er das erhabene Streben eines edeln Volks anerkennt, das sich von äußerer und innerer Unterdrückung selbst zu befreien ringt. Auch gegen den Vorwurf, als ob er sich zu heftig gegen das Franzosenthum geäußert, vertheidigt sich der Vf., wie wir glauben, mit vollem Grunde, und da das, was er hierüber sagt, ein Wort zur rechten Zeit ist, so möge es hier stehen: „Der Vf. läßt die Beschuldigung des Hasses des Franzosenthums dahin gestellt seyn, so lange er noch keiner Unwahrheit in seinen Behauptungen überführt worden. Das aber weiß er gar wohl, daß es seit einiger Zeit von neuem unter uns Sitte zu werden anfängt, zur Mäßigung, Sanftmuth und allgemeinen Menschenliebe (eigentlich wohl nur: zu einer schwächlich-höflichen Gutmüthigkeit) zu ermahnen, damit doch ja der erwachte Sinn des deutschen Volks, der freilich manchen eine Thorheit, andern eine drohende Gewitterwolke scheint, wiederum fein eingeschläfert werde, und die alte behagliche Trägheit und Erbärmlichkeit wiederkehre, die nach außen und nach innen die Deutschen zu so gutmüthigen, geduldigen Geschöpfen gemacht."

Jeder Leser wird mit uns der ungehinderten Fortsetzung eines mit diesem ernsten, männlichen und klaren Geiste geschriebenen Geschichtwerks mit Verlangen entgegensehen.

Merkwürdige Stellen aus dem neuesten Werke des Herrn von Pradt über den Wiener Congreß.

(Aus dem Journal de Paris vom 17ten December.)

„„Es war nicht die Coalition, die mich vom Throne stieß, sondern es waren die liberalen Ideen,"" so sprach Napoleon, als er die Insel Elba verließ; er fügte schon damals hinzu: „„ich kann mich nicht wiederherstellen, ich bin den Völkern widerwärtig geworden!"" Fürsten! Völker! hört! — Eurer aller Bestimmung ist in diesen Worten enthalten. Jener war so weit gebracht, anzuerkennen, daß er, weil er der geselligen Bildung seiner Zeit anstößig geworden, den Thron verloren habe, er, der von allen Sterblichen am meisten ausgerüstet schien, über sie zu triumphiren, wenn dieß traurige Vorrecht irgend einem unter ihnen zukommen konnte. Glaubet diesen Worten, weil ein Mann sie aussprach, dem vielleicht keiner jemals an Gewandtheit gleich kömmt, weil ein Mann sie aussprach, der, unübertrefflich in Eigenliebe, nur durch das Gefühl der unheilbaren Folgen seines Irrthums zu einem solchen Geständnisse vermocht werden konnte. Ich habe gegen liberale Ideen gesündigt, und ich sterbe! Das ist sein Vermächtniß, eine würdige Buße für den größten Krieger, den mächtigsten Monarchen; er hat alles umgekehrt, alles unterworfen, Völker und Könige; aber er hat sich an liberalen Ideen versündigt, und siehe, er stirbt!"

„Verkennet nun noch die Gewalt der Civilisation, die Tendenz Eures Jahrhunderts, den Geist, der Alles treibt und lenkt, ihr, die ihr, unter welchem Titel es auch sey, die Völker beherrscht und lehret; denn Fürsten oder Volkslehrer, es ist immer ein Reich, welchen Namen es auch führe, woranf es ankommt. Betrachtet genau alles, was ihr thut, so wie alles, was ihr redet, denn heut zu Tage hat jede Hintansetzung schwere Folgen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

3n Bandes 23s Stück.

Politisch-historische Literatur.

Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812 — 1815. Von Dr. Carl Venturini. Erster Theil: Krieg in Rußland 1812. Mit sechs Kupfern und einer Karte. Leipzig F. A. Brockhaus. 1816. 502 S. 8. Nebst einer auf XXXII Seiten gegebenen Uebersicht des Werks, und der dem Schlusse beigefügten Erklärung der Kupfer. Preis 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Inhaltschwere Worte enthält dieser Titel! Stellen wir die Bilder zusammen: Voran den furchtbaren Abenteurer, der, wie Pitt vor sechzehn Jahren sagte, in der Lotterie der französischen Revolution das große Loos gezogen, dessen Haupt, nach Narbonne's Ausdruck, ein Vulkan, dessen Fußtritt der zermalmende Gang des ehernen Ares war, und von dem Stägemann eben so schön als wahr sagt:

Cäsar Napoleon — — —
Dessen Brust, in glühend Erz geschlagen,
Nicht der Fluch, der Jammer nicht bekümmert;

ihm zunächst die tapfersten Schaaren des halben Europa; ein Schlachthaufe von einer halben Million Krieger, wie ihn jener, ein rasender Ajax, mit der Peitsche der Weltherrschaft von den Säulen des Herkules bis in die, allen erobernden Völkern, den Persern, wie den Römern, unzugänglichen Wohnungen der alten Scythen treibt; hinter ihm geistvolle, kunstfleißige, unterwürfige Völker, eine Masse von 58 Millionen Menschen, mit welchen seine Kaiser, und seine Königskrone nach freier Willkür schaltet; auf seiner Bahn erschrockene, zertretene, gehorsame Nationen, die seinem Donnerwagen folgen, Alles, Alles ihm geben, was nur die Hölle unter gräßlichem Hohngelächter, und ihr Bundesgenosse, der Krieg, in die Flammen eines Weltbrandes werfen kann; vor ihm aber die hundert Völker Rußlands, welche von Kamtschatka's Ufern bis an die Sümpfe der Beresina, einem jugendlich milden Kaiser zur Liebe, eher den eigenen Heerd zerstören und die heilige Stadt der Czaren verbrennen, als vor dem Dämon aus dem Süden niederfallen, und mitten auf diesem Kampfplatze, wo alle Nationen der gesitteten Erde entweder feindlich sich verwirren und vernichten, oder mit banger, stummer Erwartung dem großen Gottesurtheile eines Weltgerichts entgegenharren; die großen Erscheinungen der vier letzten Jahre, die alles hinter sich lassen, was die neuere Zeit Entsetzliches, Jammervolles, Glänzendes und Großmüthiges gesehen hat; stellen wir diese Bilder zusammen, so zittern wir vor dem Gedanken, daß ein

Sterblicher dieß riesengroße Gemälde vor uns aufstellen will.

Und dennoch muß es jetzt aufgestellt werden, wo Alles, was wir litten, sahen, empfanden, thaten, hofften und errangen, noch lebendig unser Innerstes erfüllt. Denn die Thatkraft dieser Zeit ging nur aus solcher Erfahrung hervor; und solches Bewußtseyn allein kann fassen, was geschehen, und wie es geschehen ist. Der Nachwelt bleibe der Ausbau dieses ungeheuern Werks vorbehalten; aber wie es vor unsern Augen entstand, so möge es auch unter unsern Augen und von einem Zeitgenossen beschrieben oder vorgezeichnet werden.

Doch wer unter uns soll dieser Zeichner seyn? Und welchen Charakter soll diese Zeichnung haben?

Schon sind viele einzelne Striche zu der grossen Schilderung vorhanden; Striche, zum Theil von Meisterhand, aber mehrere ohne Geist, wo nicht ganz verfehlt, kaum als Andeutungen zu Werksteinen für das Ganze brauchbar. Nur derjenige, welcher in und mit der Zeitgeschichte fortlebte, ihre Entwickelung beobachtete, die einzelnen Ereignisse sammelte und ordnete, die verschiedenen Abschnitte des Zeitlaufs darstellte, und, keiner Parthei angehörend, das Ganze als solches übersah, der, die innern Triebfedern, die ersten Kräfte der großen Bewegung erforschend, in ihren Mittelpunkt einzudringen vermochte, und den Charakter des Zeitalters, wie ihn die Geschichte, frei von Haß und Gunst, des Andenkens der Nachwelt für würdig hält, selbst in sich aufnahm und begriff; nur der kann und darf

die großen Erscheinungen seines Zeitalters zu schildern unternehmen.

Was aber den Charakter der Schilderung betrifft, von welcher hier die Frage ist, so darf sie in ihrer ganzen Haltung und Ausführung weder militärisch, noch diplomatisch seyn. Was die Waffenkunst berechnet und vollzieht, oder was der Staatsredner sinnreich entwickelt und haarfein abwägt, darf nicht der Geist, noch die Farbe, nicht die Bedeutung dieses Gemäldes werden, sondern nur der Umriß der Gruppen, die Abgrenzung des Vorder- und Hintergrundes, oder wenn wir es einem Kunstgewebe vergleichen, der Einschlag. Auch darf der Standpunkt, aus welchem solche Begebenheiten zu betrachten sind, nicht der publicistische oder völkerrechtliche seyn; denn der ganze Kampf galt ja entweder die völlige Vernichtung des schon unter die Füße getretenen öffentlichen Rechts, oder die Rettung der letzten Möglichkeit seiner Wiederherstellung: das Daseyn irgend einer Volksselbstständigkeit in Europa. Es ward nicht gestritten um ein Recht, sondern um das Recht überhaupt. Da nun aber das Recht mit der menschlichen Natur Eins und Dasselbe ist, da ohne jenes die Menschheit keine Würde, der Mensch keinen Adel hat, da ohne dasselbe der Mensch ein Thier ist, und die Vernunft ein Unding; so war der Todeskampf um Selbstständigkeit zugleich ein Kampf zur Behauptung des Rechts an sich, ein Kampf für eine große Idee, die das ganze Wesen des Menschen und seine edelste Kraft in Anspruch nahm, bei dem rohen, wie bei dem gesitteten,

nur daß sie dort mehr sinnlich-kräftig, hier mehr geistig-klar und erhaben thätig sich im Leben und im Handeln zeigte.

Wie aber eine Idee den Menschen bewegen, und ganze Völker erheben, wie sie allein Grosses und Unsterbliches vollbringen kann; das hatten bisher nur einzelne Völker, kleine Stämme, wie Griechen, Schweizer und Niederländer, oder einzelne Partheien, wie die Protestanten, in der Geschichte wahr gemacht; unserm Zeitalter zuerst war es vorbehalten, zu zeigen, wie eine Idee einen ganzen Welttheil, die verschiedenartigsten Völker zu einem Ziele zu begeistern vermag. Denn mehr oder weniger theilten diese Begeisterung mit dem Britten, dem Spanier, dem Russen und dem Deutschen, der Grieche, der Normann, der Italiener, sogar der von Eitelkeit und Habgier nicht befangene Franzose!

Und diese Seite allein ist die wahre Gestalt der Begebenheiten der letzten vier Jahre. Nur durch die Idee, welche sie hervorbrachte, stehen sie einzig groß in der Weltgeschichte da. Wer sie schildern will, muß ein Gemüth besitzen, das solcher Gemüthserhebung selbst fähig ist; er muß eine Sprache reden, in welcher das Gefühl seiner Zeitgenossen sich voll und kräftig vergegenwärtigt; durch sein Werk muß ein Geist der Einfalt und Hoheit wehen, wie er in dieser seltenen Zeit alle Völker durchdrang; und das Ganze muß Gestalt und Leben haben, aus welchen die edle Stärke und jenes fromme Vertrauen hervorleuchtet, das solche Wunder allein vollbracht hat.

Solch ein Werk ist das würdigste Denkmal

der Leipziger Schlacht, die als der Wendepunkt des Siegs in der Sache der Völker, den Schlachten von Salamis und Platää zur Seite steht. Athmet also die Geschichte dieses Kriegs den Geist unserer Zeit, so wird ihn die Nachwelt verstehen, den großen Erfolg begreifen, und das Geschlecht preisen, das den 18ten October erlebte.

Setzen wir aber einmal das Gegentheil: diese Geschichte würde geschrieben in dem Geiste einiger, zur Ehre unserer Zeitgenossen von den meisten kaum dem Namen nach gekannten Flugblätter, welche fein und kalt, vornehm und jesuitisch, an jenes erhabene Gefühl der Völker nicht nur nicht glauben, sondern, wo es frei und natürlich über seine Rechte und Wünsche sich äußert, dasselbe lächerlich oder verdächtig machen, und die Erfolge des großen Kampfs der gesittesten Welt lieber dem Belidor und einer Pulvermühle, oder dem Witze eines schreibenden Hauptquartiers, als der edeln Begeisterung eines braven Volks verdanken möchten; in welcher Form würde dann wohl diese Geschichte erscheinen? Massen und Zahlen zu Protokoll gebracht, würden das Ganze ohne Licht und Wärme lassen; vor uns stünde ein Mammuth-Gerippe, ohne Geäder und Muskelspiel, höchstens, um die marklosen Knochen zu verhüllen, mit Landkarten behangen und Staatsberichten.

Das Buch, von dem wir jetzt unser Urtheil dem Leser nach den angegebenen Gesichtspunkten vorlegen wollen, erfüllt die Foderungen, die man an dasselbe machen kann, in einem nicht geringen Grade. Der Vf. hat sich dieselben Gesetze

selbst vorgeschrieben. „Eins der würdigsten Nationaldenkmäler der großen Ereignisse, wodurch die deutsche Freiheit gerettet wurde, und zugleich eins der wirksamsten, um das heilige Gefühl deutscher Selbstständigkeit nicht wieder entschlummern zu lassen, ist wohl unstreitig eine Geschichte des Kriegs, welcher einzig in seiner Art vorbereitet, geführt, und, unter unleugbar wundervoller Mitwirkung der allwaltenden Vorsehung, zu Resultaten geleitet wurde, von welchen wir mit Recht die Wiedereroberung unserer Menschenwürde und unsers Nationalwerths erwarten. Eine solche Geschichte, würdig, wahr und mit deutschem Sinne kräftig dargestellt, wird und muß für alle Volksclassen eine Quelle ächter Nationalweisheit und starker Bürgertugend, ja ein Vereinigungsband zwischen Fürst und Volk werden, wie wir es leider! noch nicht gehabt haben." Auch war unser Vf. allerdings berufen, die Geschichte dieses Kriegs zu schreiben, da er mit den Vorarbeiten dazu durch seine schriftstellerische Thätigkeit, als Vf. der Chronik des 19ten Jahrhunderts und der Geschichte des spanischen Kriegs, sich mehr als irgend Einer vertraut gemacht hatte. Man darf annehmen, und sieht es dem Werke selbst an, daß er die vielen einzelnen Schriften, die von Deutschen, Engländern und Franzosen, *) von Offizieren und andern Augen-

*) Unter den letztern ist das Werk vom General Sarrazin das beste, welches der Vf. aber nicht benutzen konnte, da es erschien, als das seinige schon ausgearbeitet war.

zeugen herausgegeben worden sind, nebst mündlichen und schriftlichen Privatmittheilungen verglichen und geprüft hat. Seine Quellen und Gewährsmänner will der Vf., begleitet mit einer unbefangenen Critik ihres Werths und ihrer Glaubwürdigkeit, im letzten Bande seines Werks nennen. Natürlich kann das Einzelne nicht erschöpft seyn, und es mag in den Kriegscanzleien noch manches unbenutzte Papier liegen. Indeß wird man, was das Netz und den Faden betrifft, schwerlich etwas Wichtiges, oder in der pragmatischen Verbindung der Ereignisse den innern Zusammenhang vermessen. Nur suche man hier keine trockenen Kriegsberichte, keine wohlgestopften Notizenspeicher. Das Einzelne tritt an Ort und Stelle ein, wo es zur Fülle und zum Gliederbaue des wohlgestalteten und lebendigen Ganzen gehört; viele außer dieser Verbindung gedachten kleinen Züge aber werden erst durch ihre Stellung bedeutend, und sind gleichsam die Lichter in dem dunkeln Bilde. Das Ganze ist also ein welthistorisches Gemälde, ein großer Rubens, wie er einst unter dem Namen: Mars va à la guerre im Palast Luxemburg zu sehen war. Es ist, was wir oben als ein Haupterforderniß uns dachten, eine Darstellung im Charakter der Zeit, voll innerer Erhebung, würdig der Idee, für welche, würdig der Begeisterung, mit welcher gekämpft ward. Was Archenholz als Wahlspruch seiner Minerva vorsetzte:

— — — To shew
The very age and body of the time
Its form and pressure.

verdient mit vollem Rechte als das Charakteristische dieses Geschichtwerks ausgezeichnet zu werden. Ein Deutscher nur konnte den wahren Sinn der Begebenheiten so fassen, das Zeitalter in seiner Eigenthümlichkeit, mit seinen Gebrechen und seiner Noth, in seinem Erwachen, seiner Anstrengung und plötzlichen Erhebung so darstellen. Mancher wird vielleicht, zumal in der Einleitung, zu viel Gemüthsbewegung wahrnehmen; aber ist dieß nicht eben ein Zeichen jener Zeit? In der Brust des Geschichtschreibers muß die Nachwelt lesen, was unsere Herzen stürmisch erhob, was Alle Eines Sinnes machte, und was diesem Kampfe einen so erhabenen Charakter gab, daß Soldat und Bürger, Staatsmann und Gelehrter, der Jüngling, wie der Greis, daß Frauen und Kinder selbst, alles Besondere vergessend, nur das allgemeine Ziel der Völker einmüthig umfaßten. Ist dieß schon in unsern Tagen manchem ausgedorrten Klügling und Selbstling ein Räthsel oder ein Mährchen geworden; wie wird dieß nicht erst bei unsern Nachkommen der Fall seyn, wenn ihnen nicht ein lebendiges Bild von der Gesinnung unserer Zeit, das seine Wahrheit in sich selbst trägt, vor Augen gestellt würde! Auf diese höhere Wahrheit kann das vorliegende Werk vollen Anspruch machen; und in so fern ist es allerdings ein ächtes Denkmal einer außerordentlichen Zeit. — Zugleich strömt in ihm die reine Quelle des mächtigen Gefühls der Nationalehre und des ächten Nationalstolzes, wodurch ein Volk kräftiger, als durch alles Wortgepränge über Nationalruhm und Vaterlandsgeist, in seiner Selbst-

ständigkeit geschützt wird. Es ist die würdigste Leichenrede, welche dort Perikles den gefallenen Athenienſern, hier die Geschichte selbst den Männern hält, die für das Vaterland starben und für die Sache der Menschheit.

Aber auch für die Belehrung dessen, der dem Gange dieser Schicksalsjahre, von der Fackel der Geschichte erleuchtet, durch alle ihre Windungen hin folgen will, bietet dieser frische Ton der Erzählung des mit seinem Gegenstande ganz vertrauten Vfs. eben so viel Reiz als Befriedigung dar. Dieß wird sich aus der Angabe des Plans des Ganzen ergeben.

Zuerst legt uns der Vf. den Grundriß seines historischen Gebäudes vor, so weit er es in diesem ersten Theile schon aufgeführt hat. Dieser Grundriß kann als Inhaltsverzeichniß angesehen werden, obgleich die Seitenzahlen fehlen, was das Nachschlagen erschwert. Wir glauben aber, daß dem ganzen Werke ein genaues Sach- und Namenregister beigefügt werden wird; und dieß ist zweckmäßiger, als ein paginirtes Inhaltsverzeichniß. Was hier steht, ist mehr als ein bloßes Verzeichniß. Es ist der Umriß des Gemäldes; und wer die ganze Zusammenstellung schnell überlaufen will, darf nur die ersten 17 Seiten durchlesen, wo jeder Grundstrich ihn an eine große Begebenheit erinnern, der ganze Umriß aber ihm die Gestaltung dieser Heldenperiode vor Augen stellen wird.

Die Vorrede enthält eine Charakteristik der vier Hauptabschnitte dieses vierjährigen Kriegs, die man nicht ungelesen lassen darf, weil sie die

Idee des Werks ausspricht. Wie tief der Vf. in den Sinn seiner Aufgabe eingedrungen ist, beweis't vorzüglich die Anordnung des Gemäldes. „Der große Befreiungskrieg, sagt er S. XXVI, während der letztverflossenen Jahre macht ein Ganzes aus, das nur durch scharfen Ueberblick der seit dem Jahre 1792 mittelst der französischen Revolution herbeigeführten ungeheuern Ereignisse völlig begriffen, und in seinem pragmatischen Zusammenhange erfaßt werden kann." — Man sollte hiernach glauben, der Vf. werde diesen Ueberblick seinem Werke schon im ersten Theile vorausgehen lassen; allein er will dieses erst im zweiten Theile thun; hier begnügt er sich, in der Einleitung die unmittelbaren Ursachen des russischen Kriegs zu entwickeln. Seine Ansicht der Sache hat, uns wenigstens, in Ansehung der Richtigkeit des Plans vollkommen begründet geschienen. Er führt nämlich an: „daß sich die Idee eines wahrhaften Befreiungskriegs in dem Geiste der Völker und aus diesem, wie durch Gottes Stimme, auch in dem Geiste der Herrscher und ihrer nächsten Rathgeber, allererst im Laufe des Jahres 1813 entwickelte; daß die Idee nicht (wie manche Sophisten mit französischem Witze uns einreden möchten) von Englands kaufmännischen Speculationen, sondern von Preußens moralisch-intellectueller Kraft ausging, (was eben jene so änglich wegleugnen möchten), daß nicht Rußlands roher Volkssinn, obwohl er Moskau den Flammen Preis gab, sondern der deutschen Völker geläuterter Heldengeist der Franken alte Kraft brach; und daß alles,

was in Spanien geschah, ohne dieß Erwachen deutscher Kraft isolirt, und für Europa's Befreiung fast nutzlos geblieben wäre. Darum gehört die Enthüllung der welthistorischen Ansicht des Geschehenen der zweiten Periode des ewig denkwürdigen Kriegs an." Diese zweite Periode beginnt mit der hochherzigen Erhebung des preußischen Volks, um auf die Gefahr hin, Alles zu verlieren oder zu gewinnen, die schmachvollen Fesseln siebenjähriger Knechtschaft zu zerbrechen.

Auch der Schreiber dieser Anzeige hat ganz die Ansicht des Vfs., und ist so wenig ein Preusse, noch lebt er unter preußischem Scepter, wie jener, was der Vf. S. XXVII ausdrücklich bemerkt hat. Denn leider! muß man jetzt dieß allemal hinzufügen, wenn man seinen deutschen Mitbürgern, die preußische Unterthanen sind, Gerechtigkeit wiederfahren lassen will, seitdem es einigen Dutzenden unbekannter und ungenannter Menschen beliebt hat, den preußischen Adler anzubellen, weil er ihnen zu hoch der Sonne entgegenfliegt.

Dadurch hat aber auch der vorliegende Theil den Vorzug gewonnen, daß er als ein in sich abgeschlossenes Ganze angesehen werden kann. Er ist in gewisser Hinsicht Wallensteins Lager in Schillers dramatischer Trilogie. Man sieht das geängstigte Europa, wie es am Schlusse des Jahres 1811 und im Anfange des Jahres 1812, unter den Fesseln des Continentalsystems zusammengepreßt, kaum einige Glieder noch frei bewegen konnte. Diese Darstellung der europäischen Staaten- und Völkerverhältnisse beim Ausbruche

des nordischen Freiheitskriegs ist mit Kraft aus einem deutschen Gemüthe niedergeschrieben. Darauf werden die unmittelbaren Ursachen des Kriegs aus Buonaparte's Starrsinn und der englischen Minister Festigkeit abgeleitet, und die Vorbereitungen zu demselben erzählt, wo man finden kann, wie Preußen gefoltert wurde, bis es zu dem bekannten Vertrage vom 24sten Februar 1812 sich entschloß; ein Bündniß, das nur die äußere Form eines Vertrags hatte, an sich aber ein Zwingbefehl war. Hier wird auch angedeutet, wie der für Rußland unglückliche Friede mit der Pforte zu Bucharest, den 16ten Mai 1812, gerade im rechten Augenblicke zu Stande kam. Nach einer gründlichen Prüfung des Vorgebens der französischen Diplomatik, daß die im Utrechter Frieden angenommene Grundlage des europäischen Seerechts wieder anerkannt werden müsse, erzählt der Vf. den Gang der Unterhandlungen vor dem Ausbruche des Kriegs, wo die Arglist des französischen Kaisers schon aus der Vergleichung der Tage und Orte, an welchen er seine Staatsbriefe erließ, offenbar wird. Der erste Abschnitt der Geschichte des Kriegs enthält den Zug nach Moskau: eine Reihe Schilderungen des tollkühnsten Starrsinnes, dem die blutigsten Menschenopfer gebracht wurden, und dennoch übertroffen durch die spätern Ereignisse. Diese und die folgende Darstellung der Kriegsvorfälle ist kein trockener Auszug aus Kriegsberichten, sondern ein Flammenbild, ein wahrer Höllenbreughel; und dabei nichts weniger als ein Phantasiegemälde, oder ein dichterisches Wortgewebe,

denn man sieht die historischen Fäden des Einschlags, und vermißt nicht den Blick des Strategen; doch gesteht der Vf. selbst, daß der Mangel an guten Specialkarten eine militärisch genügende Darstellung des Kriegs in Rußland und Polen sehr schwer mache. Uebrigens glaube man nicht, daß der Ton und die Haltung der Chronik auch in diesem Werke vorherrsche. Es ist vielmehr ein großer Unterschied wahrzunehmen, so wie ihn schon der Titel Chronik und der davon ganz verschiedene Styl eines Geschichtwerks nothwendig macht.

Der zweite Abschnitt zeigt den französischen Kaiser in Moskau und auf der Flucht aus Rußland. Der Bericht von Moskau's Brand ist in dem großen Style dieser That geschrieben, und mit sorgfältiger Prüfung aller Nachrichten, die man darüber hat, abgefaßt. Die Charakteristik Rostopschins durfte hier so wenig fehlen, als sein Porträt in den dem Werke beigefügten Kupfertafeln. Der Rückzug selbst ist in drei verschiedenen Perioden (gleichsam die drei zermalmenden Fußtritte des Todes!) zuerst bis Smolensk, dann bis an die Beresina, endlich bis zu Napoleons schimpflicher Flucht, geschildert. Mit Yorks Capitulation und mit den Erfolgen des ganzen Feldzugs schließt das Werk. Es beschränkt sich jedoch nicht auf das, was unmittelbar in Rußland und Polen vorging; auch die entferntern Begebenheiten, wie die Vorfälle in Spanien, sind in so weit erwähnt, als sie bis in den hohen Norden hinauf ihre Rückwirkung äußerten.

Vollendet der Vf. sein Werk, dessen erster

Theil als ein für sich bestehendes Gemälde vor uns liegt, in diesem Charakter und mit der prüfenden Benutzung der mannichfach zerstreuten Hülfsmittel und Nachrichten, so besitzt die deutsche Nation die erste, das Ganze, wie das Einzelne aus welthistorischen Gesichtspunkten umfassende, kräftige Darstellung der furchtbaren Jahre 1812 bis 1815: ein Nationalwerk, das, wie einst die Lieder der Skalden der Väter Thaten aufbewahrten, ähnlich dem Heldenbuche der Nibelungen, das Schicksal und den Ruhm unsers Geschlechts dem spätesten Enkel meldet; ein Werk, das durch Inhalt und Form dem deutschen Manne und Jünglinge Kraft, Rath, Trost und Begeisterung gewährt. Wir heben keine Stelle aus, um den frischen Ton der Farben und den markigen Pinsel des Darstellers zu zeigen, weil sich aus einem organischen Ganzen kein lebendes Glied herausreißen, von einem wohlgeordneten Gemälde kein Theil verständig abtrennen läßt. Es ist zu wünschen, daß unterrichtete Krieger und Staatsmänner dem Vf. jede wichtige Nachricht von seinem Gegenstande, die nur sie beglaubigt wissen können, mittheilen. Dann glauben wir, daß die folgenden Theile ihren Stoff noch gedrungener und bedeutsamer gestaltet und ausgebildet vor uns hinstellen werden, als es hier geschehen konnte, wo fast nur Massen einander gegenüber traten, die eine von frommer Begeisterung, die andere von dem gewaltigen Willen eines Einzigen bewegt. Auch können aus der Schreibart die kleinen Ungleichheiten verschwinden, welche hier und da ein fremdes Wort oder ein mit der

edlen Gemüthssprache des Ganzen nicht übereinstimmender Laut hervorbringt.

Die Verlagshandlung hat Alles gethan, um dieses Werk würdig auszustatten. Das Titelkupfer, Napoleons Ankunft vor Moskau: Völkertreue, ist von Opitz gut entworfen; die beigefügte Kriegskarte vom Herrn von Schlieben mit Genauigkeit gezeichnet und mit Orten nicht überladen, so daß die Hauptpunkte schnell ins Auge fallen. Unter den beiden Blättern, von Krüger und Gottschick gestochen, die zehn Portraits enthalten, sind die des letztern brav gearbeitet; doch glauben wir, diese Künstler sollten uns lieber Umrisse geben, wie sie die Engländer mit vieler Kraft und Leichtigkeit ihren historischen Werken beifügen; man vergleiche z. B. die Public Characters. Die drei illuminirten Blätter, vom Director Berger in Berlin gezeichnet und gestochen, zeigen die Physiognomie der wackern russischen Feld- und leichten Truppen in wohlgeordneter Gruppirung.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

3n Bandes 24s Stück.

Zu dem Aufsatze: „Ein deutsches Fürstenwort," in dem 11ten Stücke der deutschen Blätter, Bd. 3.

Mit gerechter Würdigung ist in den deutschen Blättern die Zusicherung aufgenommen worden, welche der Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach seinen alten und neuen Unterthanen über die Errichtung einer landständischen, zeitgemäßen Verfassung nach dem wahren Sinne und Geiste des 13ten Artikels der deutschen Bundesacte gegeben hat. Wir eilen, jetzt zwei landesherrliche Verordnungen nachzutragen, welche seit jener Zusicherung in Weimar bekannt geworden sind, gewiß zur Freude Aller, welche es wohl meinen mit dem deutschen Vaterlande, und mit uns überzeugt sind, daß wenn nur erst einige deutsche Fürsten so viel Sinn für das Wahre und Rechte empfangen, und so viel Muth gewonnen haben, daß sie das Wahre laut verkündigen, und das Rechte in ihren Staaten verwirklichen mögen, den andern Regierungen nichts übrig bleiben wird, als dem Beispiele zu folgen, und so die in ganz Deutschland gewünschte allgemeine

Staatsverbesserung und Einigung — velint nolint — herbeizuführen.

I. In einer Verordnung vom 1sten December 1815 hat der Großherzog die künftige Ordnung seines Ministeriums ausgesprochen. Dieses Gesetz, welches in vier Abschnitten von dem Ministerium im Allgemeinen, von dem Präsidenten des Ministeriums, von den geheimen Räthen und Ministern und von den geheimen Referendarien handelt, beginnt mit folgendem Eingange:

„In Erwägung der Nothwendigkeit einer organisch bestimmten Verfassung der obersten Berathungs- und Regierungsbehörde eines jeden Staats und in Betracht der Unentbehrlichkeit einer gesetzmäßigen Verantwortlichkeit der höhern Staatsbeamten vor den Fürsten und den Landesständen, haben Wir bei der Vergrößerung Unserer Lande und mit Hinsicht auf die denselben verhießene landständische Verfassung, auch sonst zur Förderung des Geschäftsganges und zum Behuf deutlicher Abgrenzung der verschiedenen Geschäftszweige in Betreff Unsers bisherigen geheimen Consiliums verordnet u. s. w.;"

und §. 6 des 1sten Abschnitts heißt es:

„Alle Verordnungen, Rescripte, Patente, Edicte und jedwede andere Unserer Ausfertigungen in Regierungsgeschäften, die Wir eigenhändig unterschreiben, müssen, je nachdem dieselben in das eine oder das andere Departement des Staatsministeriums gehören, oder, und zwar namentlich in Verhandlungen mit den Landesständen, je nachdem dieselben der

gemeinschaftlichen Berathung und Besorgung sämmtlicher Mitglieder des Staatsministeriums vorbehalten bleiben, von dem Chef des Departements im Staatsministerium, oder, im letzterwähnten Falle, von sämmtlichen Mitgliedern desselben, welche bei der Beschlußnahme gegenwärtig waren und Sitz und Stimme hatten, in der Reinschrift der Ausfertigung, zum Zeichen der Verantwortlichkeit des Ministers oder des Staatsministeriums für die Zweckmäßigkeit und Uebereinstimmung der Verfügung mit den Gesetzen und der Verfassung des Landes contrasignirt werden."

II. In einem zweiten Gesetze, welches vom 18ten October 1815 datirt ist, ist der im Jahre 1732 von dem Herzoge Ernst August, wie das Gesetz ausdrücklich bemerkt, „mit Genehmigung der damals regierenden römisch-kaiserlichen Majestät zu Ermunterung der Treue und zu Belohnung der patriotischen Gesinnungen für das deutsche Reich und dessen Oberhaupt" gestiftete Weimarische Orden der Wachsamkeit oder des weißen Falken „in seiner wesentlichen Beziehung, und nur mit den durch die veränderten Zeitverhältnisse nöthigen Modificationen" erneuert, und mit Statuten versehen worden. Diese Statuten enthalten folgende Bestimmungen:

„Der im Jahre 1732, den 2ten August, gestiftete herzoglich Sachsen-Weimarische Orden der Wachsamkeit, oder Orden des weißen Falken, wird erneuert."

„Er ist und bleibt der einzige großherzoglich Sachsen-Weimarische Orden."

„Er besteht in drei Classen. Die erste Classe wird gebildet von dem Großmeister, dem jedesmaligen Großherzoge von Weimar, den Prinzen des großherzoglichen Hauses und zwölf Großkreuzen."

„Die zweite Classe besteht aus fünf und zwanzig Commandeur-Kreuzen."

„Die dritte Classe besteht aus funfzig Ritterkreuzen."

„Die Hauptpflichten der Ordensritter aller Classen sind:

a) Treue und Ergebenheit gegen das gemeinsame deutsche Vaterland und gegen die jedesmalige rechtmäßige höchste Nationalbehörde.

b) Ein jedes Mitglied des Ordens soll, nach Maßgabe seines Standpunktes, dahin wirken, daß vaterländische Gesinnung, daß deutsche Art und Kunst, Vervollkommnung der gesellschaftlichen Einrichtungen in Gesetzgebung, Verwaltung, Staatsverfassung und Rechtspflege sich immer mehr entwickele, und daß auf eine gründliche und des Ernsts des deutschen Nationalcharakters würdige Weise sich Licht und Wahrheit verbreiten.

c) Jedes Mitglied des Ordens hat die Verbindlichkeit, sich seiner bedrängten, und durch den Krieg in den Nothstand versetzten Mitbürger, besonders aber der im Streite für das Vaterland Verwundeten und der Hinterlassenen der im Kampfe für dasselbe gefallenen Krieger werkthätig anzunehmen."

„Als ein in den gegenwärtigen Zeiten angemessenes Symbol, welches zur Erfüllung dieser Obliegenheiten und zur Wachsamkeit für das Wohl der Deutschen auffodert, und allen Scharfsinn hierzu aufreget, ist das Ordenszeichen: ein goldener, weiß emaillirter Falke mit goldenem Schnabel und Fängen, auf einem achteckigen goldenen, grün emaillirten Sterne."

„Das Fest des erneuerten Ordens der Wachsamkeit soll alle Jahre am 18ten October, als dem Nationalfeste der Befreiung Deutschlands von der Schmach ausländischer Herrschaft, gefeiert werden. Jeder Ordensritter soll an diesem Tage sich durch Handlungen im Sinne der dritten seiner Ordenspflichten thätig zeigen."

Es wäre wohl überflüssig, über den Inhalt, den Zweck und den Werth dieser Gesetze viele Worte hinzuzufügen. Jeder denkende Leser wird die Betrachtungen selbst machen. In der Stellung, welche der Großherzog seinem Ministerium gegeben hat, legt sich der festeste, redlichste Wille für die Begründung eines mit wichtigen, hohen Rechten ausgestatteten landschaftlichen Vereins, in der Erneuerung des Falkenordens, wie sie erfolgt ist, und in den zu solchem Zwecke entworfenen Statuten legen sich Gesinnungen zu Tage, welche als die Gesinnungen eines erfahrnen und geachteten deutschen Fürsten unsere Hoffnungen für das gesammte deutsche Vaterland befestigen müssen. Der königlich preußische Staatskanzler, Fürst Hardenberg, ist der Erste gewesen, welcher das Großkreuz des erneuerten Ordens

aus den Händen des Großherzogs in Empfang genommen hat.

W. H.

Rüge.

In der Leipziger Literaturzeitung vom 15ten December 1815, Nr. 306, findet sich eine Recension der Schrift:

Heldensinn und Heldenstärke. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von J. Hottinger dem Jüngern. Winterthur in der Steinerschen Buchhandlung. 1814.

Die Recension beginnt mit folgenden Worten: „Die Verspätigung dieser Anzeige ist ein zufälliges Unrecht, welches der Vf. entschuldigen wird. Rec. hat eine wahrhafte Aversion gegen denjenigen deutschen Patriotismus, welcher seit 1813 in einer Sündfluth von jämmerlichen Producten sich offenbart, und selbst in den Erzeugnissen ächt poetischer Geister bisweilen so erbärmlich sich ausspricht, als in den gereimten Anhängseln der Frankfurter Oberpostamtszeitung. Daher pflegt er denn immer diejenigen Schriften, welche sich als vaterländisch ankündigen, zumal die dramatischen, zurückzuschieben; und da er in der vorliegenden den Druckort übersah, so geschah es, daß er die schreiende Sünde beging, die schweizerische, eidgenössische, republikanische Vaterlandsliebe mit der — neudeutschen zu vermengen.

Jeden Gutgesinnten, der diese Aeußerungen mit einiger Aufmerksamkeit überlies't, muß es äußerst befremden, wie ein Mann von Einsicht und Gelehrsamkeit, die man doch bei den Mitarbeitern der Leipziger Literaturzeitung voraussetzen darf, so weit sich habe verirren können, die Geistesproducte, in welchen sich neuerlich die deutsche Vaterlandsliebe vielfältig ausgesprochen hat, mit der Vaterlandsliebe selbst zu verwechseln, und wegen des geringen literarischen Werths, den er in jenen findet, die Triebfeder selbst zu verachten. Es ist wahr, daß in unserer Zeit Vieles zur Verherrlichung des deutschen Vaterlandes mit dem besten Willen geschrieben und gedruckt worden ist, was nicht einmal die Mittelmäßigkeit erreicht, und jämmerlich zu lesen ist. Allein wenn auch oft die Talente des Schriftstellers zu gering waren, um etwas zu liefern, was das Herz ergreifen, oder den Anfoderungen des gelehrten Beurtheilers entsprechen könnte, so darf man doch das edle Gefühl nicht verkennen, das diesen Geistesproducten zum Grunde liegt. Ein Mann von ächter, deutscher Vaterlandsliebe wird, wenn auch seine Schriften, womit er dieselbe zu verbreiten strebt, noch so mißlingen, uns immer schätzbarer und ehrenwerther erscheinen, als jener unbekannte Recensent, wenn er mit all seiner Gelehrsamkeit nicht gleiche Gesinnungen gegen das Vaterland verbindet.

Es kann nichts ehrwürdiger und erhebender seyn, als jener neudeutsche Patriotismus, welcher die Wiederherstellung unsers gemeinsamen Vaterlandes herbeigeführt hat, und noch köstli-

chere Früchte für die Zukunft verheißt; und diesen neudeutschen Patriotismus wagt Rec. mit Geringschätzung zu erwähnen!

Wir behandeln diesen Herrn mit vieler Schonung, wenn wir seine unwürdige Rede mehr einer Uebereilung im Urtheil, als seiner wahren, innigen Ueberzeugung zuschreiben. Ist er ein Schweizer, und hat er aus Vorliebe für sein schweizerisches Vaterland so lieblos von uns Deutschen geurtheilt, so ist ihm zu verzeihen; dann muß man es aber doch der Redaction verdenken, daß sie diese Stelle in ihr Blatt aufgenommen, und nicht berücksichtigt hat, wie nachtheilige Folgen eine solche hingeworfene Aeußerung haben, und wie sehr sie in dem Gemüthe des, fremden Eindrücken so leicht sich hingebenden Lesers das Gefühl, selbst für das Heiligste, entkräften kann.

Der Nibelungen Hagen.

„Als Rotberten *) das celtische Gallien übergeben war, ging Carl **) nach Sachsen. Er besuchte dessen Städte und königliche Sitze, die sich ihm ohne Weigerung übergaben. Auch gab er Heinrich, ***) von königlichem Range und Geschlecht, ihnen allen insgesammt zum Herzog. Nachdem der König indessen sich der gallischen Städte und Festungen versichert hatte, und

---

*) Herzog von Gallien, nachher auf kurze Zeit König von Frankreich.

**) Der Einfältige.

***) Der Vogler, nachher König der Deutschen.

das Osterfest nahete, begab er sich in den Pallast zu Aachen. Da strömen aus ganz Gallien die Fürsten zusammen; auch Schwächere kommen hierher mit vieler Gunst; auch Herzoge sind da, und zwar aus Sachsen Heinrich, aus Gallien Rotbert. Täglich harren sie vor der Thüre des königlichen Gemachs, täglich warten sie auf des Königs Austritt aus den innern Gemächern. Als ihnen aber vier Tage lang keine Antwort vom König gegeben wurde, soll Heinrich, das höchst übelnehmend, gesagt haben: entweder wird Hagenon einst mit Carl regieren, oder Carl wird mit Hagenon zu geringem Stande kommen, und aufgebracht ging er unüberlegt fort. Dieses war dem König unangenehm; er wünschte ihn zurückzurufen, und schickte deßhalb den Metropoliten von Rhems, Herwig, ab. Durch dessen offenes und freundschaftliches Zureden überzeugt, kehrt Herzog Heinrich zum König zurück, wird mit vielen Ehrenbezeugungen vorgelassen, und in den ersten Platz der Gnade aufs Familiarste aufgenommen."

* * *

Beides, was Heinrich geflucht, ist wahr geworden, wie es muß, wenn hochmüthige Minister die schwächern Fürsten und die Völker mißhandeln, und die Könige darin das rechte Herrschmittel erblicken.

* * *

„Im Jahre 920 haben fast alle Grafen des französischen Reichs ihren König Carl bei der Stadt der Suessioner, weil er Hagenon, seinen

Rath, den er aus Geringem mächtig gemacht hat, nicht entlassen wollte, verlassen, (um den geduldig im Vorzimmer wartenden Rotbert zum König zu machen.) Herwig aber, der Rheiner Erzbischof, nahm den König, als ihm alle den Dienst aufgesagt hatten, und führte ihn in seine Hospitien in den Weiler, der heißt Carcasiria. Den andern Tag kamen sie nach Kreuznach, des rheinischen Bischofs Weiler, um da zu bleiben, bis sie wieder nach Rhems könnten. So führte er ihn fast sieben Monate lang herum, bis er seine Fürsten ihm, und ihn seinem Reiche wiedergeben konnte."

„921 geht Carl nach Lotharingen, nimmt mit Gewalt einige feste Burgen seines untreuen Richwins, schließt mit Heinrich, dem überrheinischen Fürsten, *) bis zur Martinsmesse einen Vertrag, und kehrt nach Laudun (Laon) zurück. — Richard, der Marggraf von Burgund, stirbt."

„922 verheert Carl das lotharingische Reich wegen der Verfolgungen Giselberts (des Herzogs des niederländischen Lotharingens, Carls Abtrünniger,) und Otto's (auch eines mächtigen Herren) mit Plünderung, Kirchenschändung und Brand, sogar während der Fasten, wie durch den ganzen Winter. Als Carl nach Laudun zurück war, kam Hugo, Rotberts Sohn, nach Osten an die Wesle (Vidula), wo er bei dem Weiler Feismes (Fimmas) Herwigs, **) des

*) Der jetzt schon König von Deutschland war.

**) Der nun auch Carln verlassen hatte.

Erzbischofs, Getreue und einige Grafen Franciens fand, mit denen er an die Aisne (Axona) in das Gau von Laudun zog, wegen einer Abtei mit Namen Chelles (Cala), welche der König dem Hagenon geschenkt hatte. Carl verließ, aus Liebe zu Hagenon, mit Herbert (dem Grafen von Vermandois) und Hagenon Laudun, und aus Furcht oder Sorge für Hagenon zog er sich über die Maas zurück. Hugo verfolgte sie bis zwei Meilen von der Maas, wo er auf Giselbert, den Lotharinger, traf, mit dem er von seinem Vater, der an der Aisne im Laonischen lagerte, zur Unterredung gerufen, zurückkehrte. Als Carl dieß erfahren, setzte er über die Maas, und fing mit einigen Lotharingern, die sich zu ihm geschlagen hatten, an, die Weiler der Rhemischen Kirche zu plündern und zu verbrennen. Die Burg Altmont nahm und zerstörte er auch. Deßhalb zog sich Rotbert an die Materne (Marne) zu Rudolph, (Margraf von Burgund, der Carln auch untreu geworden war), Richards Sohn, seinem Schwiegersohn; Carl folgte ihm mit den Lotharingern, setzte über die Materne, und die Feste Sparnach (Sparnacum, Epernai) wurde von Hagenons Gesellen weggenommen. Auch Rotbert ging, während obbesagter Rudolph mit seinen Burgundern anrückte, unter Sparnach über den Strom, und schlug sein Lager nur drei Stunden von Carls Heer auf. Da saßen sie über eine Woche still, und unterhandelten hin und her, Hagenon und Carl ausgenommen. Indessen klagte Hugo (?) Richards

Sohn wirklich bei Rotbert an, nachdem er auf 200 von denen, die mit Hagenon in die Weiler des rhemischen Bischthums zu plündern gegangen waren, gestoßen war, sie gefangen, davon nur drei umgebracht, allen aber die Pferde und Waffen abgenommen, und sie mit Schimpf beladen zu den Ihrigen entlassen hatte. (Man glaubt einen Franzosen von 1806 zu hören.) Darauf lagerte Rotbert bei Kalmitzig (Calmiciacum, Connisi), und Carl bei Rhems. Als er drei Tage da gesessen, und ihm von den Rhemern einige Pferde genommen wurden, wagte er am Pfingstsonntage einen Sturm auf die Stadt, dem die Nacht ein Ende machte, nachdem einige von den Lotharingern geblieben, und die meisten verwundet waren. Als er inmittelst erfuhr, daß die, welche mit Rotbert waren, Laudun erobert, und Hagenons Schätze, welche sich dort befanden, zerstreut, und einen von seinen Brüdern gefangen hatten; so zog Carl mit Hagenon nach Laudun; von den Lotharingern ging ein Theil nach Hause, ein anderer folgte Carln. Da diesem der Einzug in Laudun verweigert wurde, setzte er sich an der Saar, und Rotbert an der Ale (Alea). Und da, während Rotberts Truppen zunahmen, Carls täglich abnahmen; so machte sich dieser mit Hagenon heimlich davon, und ging über die Maas, (d. h. wohl nach den Niederlanden). Nun wählten die Franzosen den ältern Rotbert, und übergaben sich ihm. Rotbert wurde demnach (den 30sten Junius 922) als König zu Rhems von den Bischöfen und den Reichsfürsten gesetzt.

Herwig, der Rhemer Erzbischof, starb den dritten Tag nach der Einweihung des Königs. Bei Kamerach (Cambrai) erschienen am Himmel die Sonnen, zwei gegen einander sich nähernde Spieße, und zwei in ähnlicher Bewegung begriffene Stöcke."

So geht es fort bis 929, wo Carl starb. Er lieferte noch eine Schlacht, die er zwar verlor, in der aber Rotbert blieb. Dennoch wollten ihn die Franzosen nicht zum König haben, sondern sie wählten Rudolph von Burgund. Carl wurde endlich von einem französischen Großen, Herbert, seinem vorigen Anhänger, freundschaftlich nach Laon gelockt, und verhaftet. Der nämliche Franzose wollte zwar nachher dem König Rudolph mit Carln drohen, und diesen wieder auf den Thron heben; allein es war nur, um Zwecke zu erreichen. Carl wurde hin und her geschleppt, und starb, wie gesagt. Sind die Franzosen sich nicht in allen Jahrhunderten gleich? Was aus Hagenon geworden ist, wissen wir nicht. Dieser Carl ist offenbar der einfältige Günther im Nibelungen-Lied.

D.

Frage.

Aus der Franzosenzeit schreiben sich noch Titel und Auszeichnungen her, die damals deutschen Männern von den fremden Gewalthabern, besonders dem Schattenkönig Hieronymus, ertheilt wurden. Eine jämmerliche Eitelkeit entblödet sich nicht, von dem, was doch offenbar nun mehr ein

Zeichen der Schande, als der Ehre ist, Gebrauch zu machen, auch noch jetzt. Schande ists doch, nach dem einfältigsten Verstande und dem natürlichsten Ehrgefühle, sich noch solcher Auszeichnungen zu bedienen, die nur die Zeit des vaterländischen Unglücks ertheilte, die immer an unsere Unterjochung mahnen, und den, der sie behält, zunächst nur als einen solchen darstellen, der auch ein Knecht der Fremden war, und, sogar von ihnen beehrt, ein Werkzeug ihres Willens, ihnen wohlgefällig gewesen seyn muß. Es haben auch sehr rechtliche Männer Amt und Würden von den Fremden erhalten, und sich in der Noth und Unterdrückung des Vaterlandes der öffentlichen Wirksamkeit nicht ganz entziehen dürfen; auch ihnen wurden Auszeichnungen zu Theil, die sie nicht ablehnen konnten. Aber sie haben nicht gesäumt, in der Zeit der Errettung sogleich den fremden Schmuck und Tand, die Abzeichen des vernichteten Sclaventhums, abzulegen. Die dieß nicht gethan, geben dem Verdachte sich Preis, daß sie der wahren Ehre das Scheinen und Schimmern vorziehen, und das Vertrauen ihrer Landesgenossen nicht achten.

Nun kann nicht die Frage seyn: ob es sich überhaupt zieme, daß irgend Einer, der von den Fremden einen Titel, ein Läppchen oder ein Diplom erhalten hat, diese noch fortführe? Der Mann von Ehre begibt sich dessen. Aber da wirklich noch mehrere sich damit brüsten, fragen wir: dürfen wir dergleichen anerkennen? Ist ein hinlänglicher Rechtsgrund vorhanden, der denjenigen, welcher selbst nicht die wahre Ehre der

Eitelkeit vorzieht, im Besitzstande seiner Titel, Bänder und Würden sichert?

Die Schätze und Güter, die Einer von den Fremden aus dem vaterländischen Eigenthume gewonnen hat, wollten wir sogar unangefochten lassen, wiewohl auch hier die höhere Treue sich nicht im durchaus rechtlichen und ehrenvollen Besitzstande fühlen könnte. Es würden mit Recht Alle, die von dem Unglücke des Vaterlandes Vortheil gezogen, darüber in Anspruch genommen, und sollten warnende Beispiele werden, daß wenn je, was Gott verhüte! wieder ein fremder Eroberer unser Eigenthum mißbrauchte und vergeudete, er wenigstens unter uns keine Begünstigung fände. Doch das lassen wir auf sich beruhen. Unsere Schwachheit, die Rang- und Titelwuth nur fechten wir an, und fragen: dürfen wir es dulden, daß die Zeichen unserer Trauer und Sclavenzeit noch höhnend getragen werden?

Amtstitel erlöschen eigentlich mit dem Amte. Die alten Aemter bei einem auf kurze Zeit eingedrungenen, dann rechtmäßig abgesetzten König haben völlig aufgehört, somit auch die Titel. Staatsämter und ihre Titel, aus einem aufgelöst'en Staate herstammend, sind nur in so fern, als die rechtmäßige Regierung sie wirklich bestätigt hat, mit ihren Rechten und Titeln gültig! Was soll uns im westphälischen Staatsrathe Präfect, Maire? Schämt er sich des Titels jetzt nicht, so haben wir das Recht, ihm denselben zu verweigern.

Das Kinderspiel mit den Bändern verdient nun gar keine Berücksichtigung. Es ist ja nichts

lächerlicher und verächtlicher, als jetzt sich einen Ordensritter des Jerome zu nennen, und so zu zeigen; das geschieht wohl kaum in Deutschland, wenn auch mancher sein Bändchen noch sorgfältig verwahrt.

Aber, was die Hauptsache ist, dürfen wir es dulden, darf besonders der deutsche Adel es dulden, daß sich Männer ihm gleichstellen, die der Franzos beadelt hat, daß sie Adelsrang, Titel und Gerechtsame noch usurpiren? — — Soll der deutsche Adel nicht selbst verfälscht und eine Lächerlichkeit werden, so müssen durchaus die Hieronymischen Grafen, Barone und Edle ausgesondert werden. Da zeigt sich recht die Erbärmlichkeit, daß selbst Männer von gutem deutschen Adel dem deutschen Altadelichen lieber den westphälischen Grafen u. s. w. verziehen, daß Bürgerliche ihre größere Würde so wenig bewahren, und das vom Westphalenkönig ertheilte jämmerliche von noch ihrem Namen vorsetzen. Das heißt doch recht das ehrsame Bürgerthum schänden.

Also, wenn die Schildknappen des Jerome sich seiner Adels-, Freiherrn- und Grafendiplome nicht selbst schämen, ist es verzeihlich, wenn wir irgend Einen dieses Geschlechts in diesem falschen Range anerkennen? Selbst auf die Kinder forterben lassen der Väter Schwachheit, Eitelkeit und Schande?

S.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 258 Stück.

Die Jahre 1515, 1615 und 1715.

Das Große und Erstaunungswürdige, welches das Jahr, in dem wir leben, hervorbringt, erzeugt in uns öfters den Gedanken, welche Ansicht mag die Welt vor hundert, vor zwei- oder dreihundert Jahren gehabt haben, und dieser Gedanke leitet uns auf eine eben so anziehende als lehrreiche Vergleichung von Begebenheiten; sie leitet uns auf die Bemerkung, daß die großen Weltereignisse, mit veränderten Umständen, sich manchmal wiederholen, und daß man endlich nichts mehr wunderbar und unerhört finden darf. Wir wollen zu dem Ende jetzt die Jahre der drei verflossenen Jahrhunderte, die mit dem gegenwärtigen einerlei Zahl führen, vergleichen.

Jahr 1515.

Frankreich, welches in unsern Zeiten in ganz Europa so heftige Erschütterungen hervorgebracht hat, spielte auf dem Welttheater, schon vor 300 Jahren, eine hervorstechende Rolle. Der französische Staat, welcher fast sein ganzes jetziges Gebiet umfaßte, dessen Bewohner schon seit Jahrhunderten zu einer Nation zusammengeschmolzen

waren, gehorchte, seit dem Jahre 1328, Königen aus dem Hause Valois, welches von einer Nebenlinie der Capetinger abstammte. Diese unterhielten, seit 50 Jahren, ein beständiges Heer, durch welches sie zu Eroberungen in den angrenzenden Ländern aufgemuntert wurden. Zu diesen Ländern gehörte die italienische, durch die Alpen von Frankreich getrennte Halbinsel.

In Italien befanden sich zwei Staaten, welche die Eroberungssucht der Beherrscher von Frankreich mächtig reizten; das Königreich beider Sicilien und das Herzogthum Mailand; jenes, das schon Carl VIII. erobert zu haben glaubte, aber wieder räumen mußte, aus dessen Besitz sich Ludwig XII. von Ferdinand dem Katholischen von Spanien, mit welchem er denselben getheilt hatte, verdrängt sah, machte seit drei Jahren eine spanische Provinz aus. Mailand, das im Mittelalter das Ansehen und die Macht eines großen Freistaates behauptete, unterlag endlich der Parthei des Visconti, denen die deutschen Kaiser die herzogliche Würde verliehen. Als ihr Mannsstamm (1447) erloschen war, eignete sich der Gemahl einer unehelichen Tochter des letzten Visconti, Franz Sforza, der Capitano oder Oberbefehlshaber einer für Sold dienenden Kriegsschaar, die Würde eines Herzogs von Mailand zu. Eine Schwester des letzten Visconti war die Großmutter des französischen Königs Ludwig XII., der sich durch diese Abstammung berechtigt glaubte, dem Nachfolger des Franz Sforza, dem Herzoge Ludwig Moro, sein Land wegzunehmen; es gelang ihm jedoch nicht, sich in dem

Besitze desselben zu behaupten. Glücklicher, als Ludwig XII., hoffte sein Nachfolger, Franz I., der in diesem Jahre (1815) die Regierung antrat, zu seyn. Er siegte (im September) über ein Heer von Schweizern, das dem Herzoge Maximilian, Ludwig Moro's Sohn, sein Land wieder erobert hatte, von seinem schweren Geschütze und seinen deutschen Lanzenknechten unterstützt, in der sogenannten Riesenschlacht bei Marignano, in der ersten, welche die Schweizer verloren.

Franz I. sah sich wegen des Besitzes von Mailand mit dem Kaiser Carl V. in mehrere Kriege verwickelt. Der Absicht der französischen Monarchen, ihre Herrschaft in Italien auszubreiten, setzten sich die Monarchen aus dem österreichischen Hause mächtig entgegen. Dieses war um diese Zeit bereits zu einer hohen Macht emporgestiegen. Der Kaiser Maximilian I. hatte mit der Burgundischen Prinzessin Maria, der Tochter Carls des Kühnen, den größten Theil der durch Gewerbfleiß blühenden Niederlande erheirathet. Dem Sohne, den er mit der Maria zeugte, Philipp I., (dem Schönen) verschaffte die Prinzessin Johanne, die Tochter Ferdinands des Katholischen und der Isabella, ein Recht auf die große spanische Monarchie. Johanne war die Mutter der beiden Kaiser, Carls V. und Ferdinands I.

Unter Carl V., von welchem die spanische Linie des Hauses Oesterreich abstammte, setzten die Spanier die von Colombo angefangene Entdeckung in Amerika fort, und sie vollendeten um

diese Zeit die Erforschung der Terra Firma, das ist des nördlichen Theils von Südamerika. Ihre Nebenbuhler, die Portugiesen, welche Amerigo Vespucci auf das gold- und diamantenreiche Brasilien aufmerksam machte, benutzten den von Vasco da Gama gefundenen Seeweg nach Ostindien so glücklich, daß sie sich schon im Besitze verschiedener Niederlassungen auf der Küste Malabar befanden, daß sie sich mit Ceylon, mit den Maldiven bekannt machten, daß sie (1515) die persische Insel Ormuz eroberten. Dieses Verdienst erwarb sich Alfons Albuquerque, der portugiesische Generalcapitän in Ostindien, der den schwachen, von einem Vetter bedrängten Fürsten von Ormuz ohne große Anstrengung nöthigte, die portugiesische Oberherrschaft anzuerkennen. Den vortrefflichen Albuquerque, der (1509 bis 1515) Goa, Malacca erobert, der die portugiesische Oberherrschaft in Ostindien auf den höchsten Gipfel erhoben hatte, den tödtete noch im December dieses Jahres der Verdruß, eine Würde einem Andern ertheilt zu sehen.

An den Entdeckungen in andern Erdtheilen nahmen um diese Zeit auch die Engländer Antheil. Auf diese leiteten sie die Versuche, durch das nordwestliche Eismeer nach Ostindien zu gelangen, und sie waren dadurch mit dem nordöstlichen Theile von Amerika bekannt geworden. Mit dem damaligen Könige, Heinrich VIII., theilte Thomas Wolsey die Regierungsgeschäfte. Dieser merkwürdige Mann, der Sohn eines Fleischhauers, schwang sich vom Caplan bis zur Würde eines Erzbischofs von York empor,

und der Papst ernannte ihn in diesem Jahre (1515) zum Cardinal und zum Legaten a Latere von ganz England. Den glücklichen Prälaten umgab ein Gefolge von 800 Personen, unter welchen sich viele prächtig gekleidete Edelleute befanden; der reiche Prälat widmete aber auch einen beträchtlichen Theil seiner Schätze den Künsten und Wissenschaften, vornehmlich der hohen Schule zu Oxfort.

Kaiser Carls V. Schwester, Isabelle, war die Gemahlin Christians II. von Dänemark, mit welcher er sich in diesem Jahre (1515) verheirathete. Seiner Herrschaft entzogen sich die Schweden, die mit der Calmarischen Union, durch welche die Königin Margarethe (1397) die drei nordischen Reiche vereinigt hatte, so unzufrieden waren, daß sie ihre Regierung sogenannten Reichsvorstehern anvertrauten. Der damalige war Sten Sture der Jüngere.

Schwedens östlicher Nachbar, der russische Staat, seufzte vor nicht gar langer Zeit noch unter dem Joche der Mongolischen Chane, an der Nordseite des caspischen Meeres. Der damalige Czaar Wasilei Iwanowitsch, der Nachfolger Iwan Wasilewitsch I., der Rußland von der Mongolischen Herrschaft befreite, der aber auch den blühenden Handelsverkehr der großen Stadt Nowgorod, des ersten Wohnsitzes der russischen Regenten, vernichtete, der dehnte die Grenze seines Reichs bis über Archangel aus. Ihm mußte der König Siegmund I. von Polen das Gebiet von Smolensk abtreten.

Noch stellte Polen damals einen von seinen

Nachbarn geachteten und gefürchteten Staat vor. Die königliche Gewalt wurde durch den Senat, oder die Versammlung der geistlichen und weltlichen Staatsbeamten, die Bischöfe, die Woywoden oder Statthalter der Provinzen, und die Staroſten oder Schloßhauptleute, ingleichen durch die Landboten oder die Bevollmächtigten der Edelleute eingeſchränkt.

Der polniſchen Oberherrſchaft war Weſtpreußen als eine Provinz, und Oſtpreußen als ein Lehn unterworfen. Der deutſche Orden, der vor dem unglücklichen Ausgange eines Bürgerkriegs, an welchem Polen Theil nahm, den Beſitz beider Länder vereinigte, beherrſchte in demſelben über 55 Städte, 48 Schlöſſer, 18,368 Dörfer, in deren Einkünfte von 1,600,000 Ducaten ſich 7000 Ritter theilten.

Ungarn, welches damals mit Böhmen, Mähren und Schleſien vereinigt war, fühlte die gefährliche Nachbarſchaft der Türken, die, zum Nachtheile der Venetianer, Genueſer und anderer Völker, ihr Gebiet erweiterten, und auch an der Donau näher rückten, immer lebhafter. Es fehlte ihrem damaligen Könige, Ladislaus VII., an einem ſtehenden Heere, um das Vordringen der Türken zu verhindern; es fehlte ihm zur Errichtung deſſelben an den nöthigen Mitteln. Von den ungariſchen Einkünften, die ſich um dieſe Zeit noch nicht viel über 200,000 Ducaten beliefen, konnte nur wenig auf eine beſtändige Mannſchaft, auf eine Leibwache verwendet werden. Der vornehmſte Rathgeber des Königs,

der Erzbischof Thomas von Gran, kam daher auf den Gedanken, das ungarische Volk zu einer außerordentlichen Bewaffnung gegen die Türken aufzufodern. Er erbat sich in dieser Absicht von dem Papste, Leo X., eine Kreuzbulle. Die Großen der ungarischen Nation warnten vergebens vor den bedenklichen Folgen eines Landsturms. Der Erzbischof, der den Titel eines Patriarchen von Constantinopel gegen die wirkliche Stelle desselben zu vertauschen wünschte, und der dieses Glück von einem Kreuzzuge erwartete, ließ Leo's X. Bulle feierlich bekannt machen. Bald versammelten sich viele Bauern, die sich von ihren Gutsherren gedrückt fühlten, und viele andere Leute, die eher etwas zu erwerben, als zu verlieren hofften, unter einem, durch seine Streifzüge gegen die Türken ausgezeichneten Siebenbürgischen Czekler, Zerny Dosa. Diesem übergab der Erzbischof eine weiße Fahne mit einem rothen Kreuze. Bald sahen sich jedoch die Edelleute durch das Weglaufen ihrer Bauern in so große Verlegenheit versetzt, daß sie es durch strenge Maßregeln zu verhindern suchten. Nun beschuldigte sie aber die Geistlichkeit der Verletzung einer der heiligsten Christenpflichten. Die Bauern, die den schicklichen Vorwand, sich an ihren Gutsherren für die erlittenen Drangsale zu rächen, mit Vergnügen ergriffen, ließen nun dem Adel Plünderungen und andere Gewaltthätigkeiten widerfahren. Der König und sein Minister sprachen den Kaiser und den König von Polen um Hülfe an. Endlich gelang es (1514) dem tapfern Johann von Zapolya, Grafen von

Zips, den Dosa zu besiegen und in seine Gewalt zu bekommen.

Dosa's Hinrichtung beweis't, wie weit die Denkart jener Zeit noch von der Menschlichkeit entfernt war. Nackend, auf einem eisernen Stuhle über dem Feuer sitzend, krönte man den Dosa mit einer glühenden Krone, gab ihm einen glühenden Scepter in die Hand, und zwang man, um das unmenschliche Verfahren vollends empörend zu machen, sechs seiner vornehmsten Anhänger, die man hatte mehrere Tage hungern lassen, das gebratene Fleisch ihres Anführers zu verzehren. Auf 70,000 Menschen hatten in diesem Kriege, den die Ungarn den Krieg der Kuruzzen nannten, in Zeit von vier Monaten ihr Leben eingebüßt, und die Bauern hatten nun das Schicksal, zur Bestrafung für ihren Aufstand, zu einer Art von Leibeigenschaft verurtheilt zu werden. Der muthige Retter des Vaterlandes, Johann von Zapolya, hatte sein Ansehen so sehr gehoben, daß ihm eine große Parthei der Magnaten, nach Ladislaus VII. Tode, die Krone bestimmte, und Zapolya bewarb sich daher auch um die Hand der Prinzessin Anne, der Tochter des Königs. Doch Ladislaus, der seinem Sohne, Ludwig, die Thronfolge zu versichern wünschte, schloß sich um so fester an Oesterreich an. Er und sein Bruder, der König Siegmund von Polen, reis'ten in dieser Absicht (1515) nach Wien. Der Kaiser Maximilian erklärte (20sten Julius) den ungarischen Kronprinzen Ludwig für denjenigen, der nach ihm auf dem deutschen Throne sitzen sollte,

und ließ sich die Prinzessin Anne, im Namen seines jüngern Enkels Ferdinand, antrauen. So wurde damals dem Hause Oesterreich das Recht, Ungarn und die mit demselben verbundenen Länder dereinst unter seiner Herrschaft zu vereinigen, von neuem bestätigt.

In der Ausbildung, in Künsten und Wissenschaften und im Kriegswesen hatten die Europäer jetzt schon merkliche Fortschritte gemacht; aber in gar vielen Dingen, vornehmlich im Kriegswesen, waren sie noch weit hinter der Vollkommenheit unserer Zeit zurück. Noch gab es, außer der Leibwache der Monarchen, wenig stehende Heere; noch unterschieden sich die Kriegsleute selten von andern Bürgern durch eine ausgezeichnete Kleidung; der größte Theil des Fußvolks war noch mit Spießen und Hellebarden bewaffnet, und die Musketiere stellten gleichsam die Schützen vor. Man theilte die Fußsoldaten noch in Fähnlein, und diese wieder in Rotten ab. Eine Rotte bildeten die hinter einander stehenden Leute, die bei der damaligen Stellung aus einigen und 20 Mann bestehen konnte. Der Führer derselben war der Rottmeister. Die Corporale hießen gemeine Webel. Ueber das ganze Fähnlein führten der Hauptmann, und unter demselben die Feldwebel den Oberbefehl. Die Reiterei stellte seit der Einführung des Feuergewehrs nicht mehr den vorzüglichsten Theil des Heeres vor. Die schwere bestand meistens noch aus Edelleuten, die, von den Franzosen Hommes d'Armes oder Gensdarmen genannt, völlig geharnischt, auf in Eisenblech eingehüllten Streithengsten ritten. Ei-

nen jeden solchen Ritter begleiteten mehrere andere Reiter, (Schildknappen, Schützen, Knechte), deren Zahl mit seinem Vermögen im Verhältnisse stand. Die Franzosen nannten einen solchen Reiterhaufen eine Lanze, die Deutschen eine Gleve, welches eben so viel bedeutet. Die Schützen stellten die leichte Reiterei vor. Des Feuergewehrs bediente sich die damalige Reiterei noch selten.

So viele Kriege in jenen Zeiten geführt wurden, so wenig schadeten sie doch, in Vergleichung mit den unsrigen, der Vermehrung des Menschengeschlechts, weil große Heere damals noch sehr selten vorkamen, indem man, des Lösegeldes der Gefangenen wegen, die Zahl derselben zu vergrößern suchte. Doch die Staaten hatten damals auch weit weniger Einwohner, als jetzt.

Die Bewohner der europäischen Länder entbehrten aber zu der Zeit noch manche Gegenstände eines angenehmen und bequemen Lebensgenusses. In manchen Ländern fehlte es noch an guten Genüssen, welche die Engländer, unter Heinrich VIII., aus Flandern kommen ließen. Noch hatte man keine Taschenuhren, kein Porzellan, keine großen Spiegel. Die Seidenweberei blühte nur noch in Italien, und wollene Tücher und Zeuge, so wie auch Leinwand, webten hauptsächlich die Niederländer und andere Deutsche. Die deutsche Hanse hatte sich damals des größten Theils des europäischen Handels bemächtigt. Die Juden machten sich durch ihren niedrig-emsigen Wuchergeist bei den christlichen Kaufleuten so sehr ver-

haßt, daß diese nicht nur ihre Einsperrung in besondere Quartiere bewirkten, sondern daß sie ihnen auch manche schreckliche Verfolgung zuzogen. Die Monarchen trieben die Juden, wenn sie neue Geldsummen nöthig hatten, wieder aufzunehmen.

Während die Europäer damals von der Vollkommenheit der jetzigen Manufacturen und Fabriken noch weit entfernt waren, entwickelte sich vornehmlich in Italien die Blüthe der Künste, nach dem Muster der Alten. Da entzückten schon die Bildhauerwerke eines Michael Angelo Buonaroti; da bewunderte man schon die Gemälde von eben diesem Michael Angelo, ingleichen von Leonardo da Vinci, von Perugino, Andrea del Sarto, von dem unvergleichlichen Raphael Sanzi, von Urbino, von Antonio Allegris, von Parmigianino, von Titian Vecelli, (il Veronese); da waren die Deutschen schon auf einen Albrecht Dürer stolz. In der Kunst des Holzschneidens, die um diese Zeit eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte, zeichnete sich besonders Hans Burgmaier (Birkmaier) aus; als Kupferstecher waren der Italiener Raimondi und der Franzose Garnier vorzüglich berühmt. Die Tonkunst zeigte damals ihre glänzendste Seite in der Kirche; zu Concerten und auf dem Theater wurde sie noch nicht gebraucht.

In Italien blühte jetzt auch die Dichtkunst herrlich auf. Damals lebten Ludwig Ariosto, Jacob Sannazaro, Peter Aretino; in dieser Zeit schrieben Castiglione, Bembo,

Machiavelli, Guicciardini eine musterhafte Prosa; unter dem glühenden Himmel Spaniens und Portugals dichteten ein Montemayor, ein Miranda und Andere; die Franzosen begnügten sich noch mit einem Marot, mit einem Rabelais, und die Deutschen hörten noch ihren Hans Sachs und andern Meistersängern zu.

Um diese Zeit begann das Studium der griechischen Sprache, welches die vom Mediceer Cosmo aufgenommenen Flüchtlinge von Constantinopel in Italien zu einer neuen Blüthe befördert hatten. Dieses Studium wurde durch Reuchlin in Deutschland, und Bude (Budäus) in Frankreich gehoben. Durch die Herausgabe alter Classiker erwarb sich Aldus Manutius ein besonderes Verdienst.

Jahr 1615.

Wie verändert war die Gestalt, die Europa seit einem Jahrhundert gewonnen hatte! Während in Frankreich, Spanien und England ein Minister die Staatsverwaltung leitete, und zu Constantinopel die Mutter des Großsultans und der Kislar Aga das Regierungsruder lenkten, blühete in den vereinigten Niederlanden die Nationalfreiheit herrlich auf, vermehrten sich die europäischen Niederlassungen in den andern Erdtheilen, erweiterten sich zugleich Schifffahrt und Seehandlung der Europäer, wagten es die Engländer schon, neben den Holländern und Spaniern, als eine bedeutende Seemacht aufzutreten, befestigte das Haus Romanow sich auf dem russischen Throne, wuchs Brandenburgs Macht durch

die Vereinigung mit Preußen, und sah sich Oesterreich durch Luthers Reformation gehindert, seiner Herrschaft über Deutschland einen größern Umfang zu geben.

Frankreich hatte vor wenig Jahren (1610) seinen vortrefflichen Heinrich IV., den ersten König aus dem Bourbonischen Geschlechte, der die schrecklichen Hugenottenkriege endigte, und die Betriebsamkeit seiner Unterthanen, durch Sully's weise Rathschläge unterstützt, mächtig emporhob, durch den Meuchelmörder Revaillac verloren. Seit einem Jahre (1614) führte dessen Sohn, Ludwig XIII., die Regierung, die er mit seiner Mutter, Maria von Medici, und ihrem Günstlinge, dem Marschall d'Ancre, theilte.

Von einem Minister, dem Herzoge von Lerma, und dessen Secretär, Calderone, ließ sich auch der spanische Philipp III. leiten. Er war der Enkel Carls I. und Philipps II., unter welchem die spanische Monarchie von dem hohen Gipfel, den sie erreicht hatte, wieder herabsank. Zwar herrschte Spanien jetzt auch über Portugal; zwar flossen die amerikanischen Gold- und Silberschätze reicher, als jemals, in die spanische Staatscasse; aber eben diese Schätze verschlang der verschwenderische Bau des Escurials, verschlang der Krieg, den Philipp II. und III. mit den ihrer Herrschaft widerstrebenden Niederländern führten.

Philipp II. wollte diese Niederländer zwingen, den reformirten Glauben, zu dem sie sich

unter seinem Vater hingeneigt hatten, wieder gegen den katholischen zu vertauschen, und die tyrannischen Maßregeln, mit welchen sein Feldherr, der Herzog von Alba, den Willen seines Monarchen durchzusetzen suchte, erregten einen Aufstand, an den sich ein 50jähriger Krieg anschloß. Durch diesen hatten sich die Holländer, geführt von dem Fürsten aus dem Hause Nassau-Oranien, dem Könige von Spanien so furchtbar gemacht, daß er sich bewogen fand, ihnen (1609) einen zwölfjährigen Waffenstillstand zu gönnen. Während der Zeit vermehrten die Holländer die Mittel, durch welche sie den Aufwand des Freiheitskriegs bestritten. Diese Mittel boten ihnen ihre Niederlassungen auf den südindischen Gewürzinseln und ihr dadurch erweitertes Handelsverkehr dar. Die Holländer vertrieben die Portugiesen, die, als Unterthanen der Spanier, ihre Feinde waren, von den Molucken und den sundischen Inseln. Den Gewürzhandel befestigte seit diesem Jahre Wilhelm Cornelis, der Amboina in Besitz nahm. In eben diesem Jahre begannen Schouten und le Maire ihre Weltreise.

Der Graf Moritz von Nassau, der als General-Capitän der vereinigten Niederlande, die Ausbreitung ihrer Niederlassungen in Ost- und Westindien beförderte, fand sich in seinem herrschsüchtigen Plane durch den holländischen Rathspensionär, Olden Barneveld, der die Regierung des Freistaates leitete, gehemmt. Er trat daher als das Haupt der Gomaristen auf, die mit den Arminianern, an deren Spitze Bar-

neveld stand, in lebhaften Religionsstreitigkeiten begriffen waren.

Als furchtbare Nebenbuhler der Spanier erschienen zur Zeit der Königin Elisabeth die Engländer, die ihre Colonien in Amerika und ihre Handelsschifffahrt ansehnlich erweitert hatten. Der Sohn der Maria Stuart, die Elisabeth auf dem Schaffotte sterben ließ, der König Jacob von Schottland, vereinigte jetzt England mit dem väterlichen Reiche, und beide Staaten bildeten nun das Reich von Großbritannien. Eben spielte der Graf von Sommerset, dessen Leitung sich Jacob I. zu nachsichtsvoll überließ, seine Rolle aus. Dieser, Robert Carr, aus einer angesehenen französischen Familie, hatte sich schon als ein wohlgebildeter, feiner Knabe Jacobs Gunst auf eine so ausgezeichnete Art erworben, daß er sich selbst mit seiner Unterweisung beschäftigte, daß er ihm, von einer Stelle zur andern emporgehoben, die Stelle seines ersten Ministers anvertraute. Carr, der die Kunst verstand, das ganze Vertrauen des Königs zu besitzen, ohne dem Volke gehaßt zu seyn, ließ, von seiner rachsüchtigen Gemahlin angetrieben, seinen eben so redlichen als klugen Freund, Overbury, im Tower vergiften. Da er nun, vom bösen Gewissen gequält und vom ehemaligen Frohsinne verlassen, seinem Könige nicht mehr das ehemalige Vergnügen gewährte, so kostete es seinen Freunden keine große Mühe, einen andern schönen und gebildeten jungen Mann, Georg Villiers, an dessen Stelle zu bringen, und dieser, der nun bald bis zum Herzog von Bu-

ckingham, bis zum Großadmiral von England emporstieg, beherrschte den König und das Reich ohne alle Ministertalente, bloß mit der Gewandtheit eines Hofmannes.

Mit einer ganz andern Kraft, als Jacob I., leitete Christian IV., König von Dänemark, die Regierung seines Staats. Er gründete die Land- und Seemacht desselben, indem er nicht nur der Landmiliz eine ordentliche Einrichtung gab, sondern auch ein stehendes Corps von 5000 Landsoldaten und 1500 Matrosen errichtete. Aber als Feldherr stand er seinem Nachbar, dem schwedischen König Gustav Adolph, der erst seit vier Jahren auf dem Throne saß, weit nach. Zu seiner glänzenden Laufbahn bereitete sich Gustav Adolph durch die von seinem Vater, Carl IX., geerbten Kriege mit Dänemark und Rußland vor. Er belagerte damals (1615) die russische Stadt Pleskow, von welcher er jedoch, als sein Heer durch Krankheiten sehr vermindert worden, wieder abziehen mußte. Der Aufwand, zu welchem ihn dieser Krieg nöthigte, zog ihm immer so großen Geldmangel zu, daß alle Steuern zur Bestreitung desselben nicht hinreichten, daß er sein eigenes Silbergeräthe in die Münze schicken mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 26s Stück.

Literatur.

F. Schleiermacher an den Herrn geheimen Rath Schmalz. Auch eine Recension. (Mit dem Motto: „Also nur mehr solcher Schriften." Schmalz, Nr. 2. S. 11.) Berlin, in der Real-Schulbuchhandlung. Im November 1815.

Der Partheienkampf geht fort; es gelüstet uns nicht, in denselben einzugreifen. Aber wie wir fast gezwungen sind, Zuschauer oder Zuhörer zu seyn, dürfen wir auch ein Urtheil uns anmaßen über die Streitenden, ihre Waffen, ihre Kampfweise. Wir bringen diese auch zur Kunde der Leser, die vielleicht noch weniger, als wir, geneigt seyn möchten, den Federkrieg in allen seinen Wendungen zu verfolgen, und alle Streitschriften zu lesen.

Es ist ein neuer wichtiger Gegner des Herrn geheimen Raths Schmalz in Herrn Schleiermacher aufgetreten, und es ließ sich, wenn man hörte, auch dieser habe gegen Jenen geschrieben, noch ehe man das Schriftchen selbst durchlas, voraussetzen, es werde einen harten Strauß geben, in dem Herr Schmalz auf mehr

als Eine Weise in Bedrängniß kommen möchte. Denn sein Gegner ist ein berühmter und verehrter Mann; das stellt den, gegen den er auftritt, bei dem Publikum, und selbst bei den etwanigen Kampfrichtern, schon in eine bedenkliche, und nicht eben günstige Lage; dazu weiß jener, wie bekannt, gewandt und fertig seine Waffen zu führen, und die Künste der Dialectik, auch der ächten, die Pfeile des Witzes, die Bolzen der Ironie, das Schwerdt durchdringender Klarheit und scharfer Bestimmtheit, stehen ihm wohl zu Gebote. Nicht umsonst hat er sich mit dem alten Platon befreundet, und ihn sogar übersetzt; nicht vergebens seinen Wissenschaften ein gediegenes Metall, als Ausbeute, abgezwungen; nicht ohne Erfolg diese so mit seinem ganzen Leben verwebt, daß die Kraft desselben durch die Schätze seiner Erkenntniß gleichsam verdoppelt worden ist, zumal ihm auch das geflügelte und zweischneidige Wort ziemlich dienstbar ist.

Schon ein flüchtiges Lesen des Schleiermacherschen Sendschreibens an Herrn Schmalz bewährt das, und eine ruhigere, eindringendere Betrachtung bezeugt es immer mehr, wie geschickt der Sprecher auch hier seine Gaben zu benutzen, seine natürlichen, durch Uebung geschärften Waffen zu gebrauchen wußte. Dem Leser, der Herrn Schmalz und seine bewährten guten Eigenschaften ehrt, muß es leid werden, daß solch ein Gegner gegen ihn aufgereizt ward.

Und, aufrichtig bekannt, bei vielen wird eben dieß Gefühl, wenn sie die Blätter des Herrn Schleiermacher weglegen, vorherrschend blei-

ben. Man kann den menschlichen Schmerz, daß ein Paar solche Männer in einen solchen öffentlichen Kampf sich verwickeln, kaum überwinden. Lächeln nöthigt das Sendschreiben wohl öfters ab, und der treffende Witz kann auf den Augenblick ergötzen; aber ein wohlthuender, erfreulicher Eindruck bleibt, nach unserm und Anderer Gefühl, nicht zurück. Welch menschliches Herz kann sich eines Vernichtungskampfes freuen, selbst wenn die Nothwendigkeit ihn geböte? So kann es kein reizendes Schauspiel seyn, einen gewiß nicht verächtlichen Gegner durch seinen Widerpart gänzlich vernichtet zu sehen. Und so etwas ist doch eigentlich Herrn Schmalz hinsichtlich seiner neuen Erscheinung geschehen, und man muß das ganze Gewicht seines vorangegangenen achtbaren Lebens auf die Wagschale legen, damit er nicht in diesem Kampfgericht durch die gewichtige Stärke seines Gegners ganz aufgewogen werde.

Herr Schleiermacher hat Herrn Schmalz, nicht bloß dessen Schriftchen, aufs Korn genommen, freilich jenen nur um dieses willen, aber doch so, daß alle Unfertigkeit des Werks auf das Haupt des Urhebers zurückfällt, und dessen Persönlichkeit, die freilich für ihre Reden und Thaten verantwortlich ist, unmittelbar in den Kampf zieht. Nun thun wohl nur wenigen Menschen eigentliche Persönlichkeiten, wenn man sich auch augenblicklich daran erlustigt, recht wohl, und wenn sie durch sechs und funfzig Druckseiten sich ausdehnen, ist es zwar ein Meisterstück des Witzes und der Beredtsamkeit, daß man sie nicht ohne Theilnahme lies't; aber weder der Verstand,

noch das Gemüth eines sinnigen Lesers, kann dadurch recht befriedigt werden. Denn selbst das Wahre und Treffende, was über die Sache gesagt wird, scheint sich in die Angriffe auf die Person aufzulösen, und selbst die Freude über den Sieg der guten Sache wird durch den immer erneuten Wunsch, daß sie in einen solchen Kampf gar nicht verwickelt worden seyn möchte, bedeutend vermindert.

Halten wir uns an die Sache, an den Streitgegenstand selbst, so können wir nicht bergen, daß allerdings durch Herrn Schleiermacher noch offenbarer geworden, wie Herr Schmalz bei seiner Anklage der politischen Vereine sich übereilt, nicht mit der Besonnenheit, die man an ihm, dem Menschen, sonst wohl ehrt, von ihm, dem Rechtkundigen, wohl erwarten durfte, gehandelt hat; daß er übrigens dazu wohl von zwei Seiten, von einer, die ihn beleidigte, von einer andern, die einen so tüchtigen Mann gern als ihr Organ gebrauchen mochte, gereizt worden ist; daß endlich sein Weh- und Hülfsgeschrei weder zeitgemäß, noch nöthig, noch würdig oder geziemend war.

Herr Schleiermacher neckt ihn, freilich mit Grund, damit, daß er in seinem sechzehn Seiten langen Schriftchen nicht weniger als zehn mit unnöthigen Geschichtchen, seine Persönlichkeit betreffend, angefüllt, (womit er sich allerdings selbst zugezogen hat, daß nun eben seine Persönlichkeit angegriffen wird!) und die Hauptsache, die der Titel verspricht, die Anklage geheimer politischer Verbindungen, so kürzlich in den wenigen übrig-

gebliebenen Seiten abgethan habe. Schmalz's Erwähnung seiner Ernennung zum Director des Tugendbundes und seine Aeußerung über die Begeisterung oder das ruhige Handeln, aus Pflichtgefühl, des preußischen Volks bleiben auch nicht ungerügt. Aber besonders wird Herr Schmalz, als Freimaurer, auf den schon Herr Niebuhr hinwies, in die Enge getrieben, und auf eine allerdings bedenkliche und verfängliche Weise die Anklage des Tugendbundes in eine gefährliche Stellung gegen die Maurerei gebracht. Nicht dem Sinne, aber doch der Form nach weniger ernst, als Herr Niebuhr, stellt Herr Schleiermacher den „hochwürdigen Orden" in ein zweifelhaftes Licht, und setzt fast dessen eifriges Mitglied, das die geheimen Verbindungen anklagt, mit dem Orden selbst in Streit. Am schlimmsten geht es jenem angeblichen Bündlerzeichen, dem Betragen der Bündler gegen berühmte Gelehrte und Staatsmänner, wo freilich dem Witze und der Ironie ein weites Feld geöffnet war. Eine böse, aber freilich wieder, wenigstens in der Theorie, nicht unbegründete Folgerung wird aus dem, was Herr Schmalz von den Bündlern u. s. w. sagt, gezogen: daß er nämlich viel schlechte Leute kennen müsse, da er sie so genau abschildere, und, was noch schlimmer ist, daß er die gefährlichsten unter diesen angeklagten Gefährlichen, die, welche königliche Verordnungen mißdeuten, oder Mißdeutungen derselben nähren, die somit wirklich schon etwas Schlechtes gethan hätten und thäten, da die Bündler doch nur angeschuldigt werden, es vielleicht thun zu wollen,

daß er solche noch am glimpflichsten behandelt, sie nicht, pflichtgemäß, in Untersuchung gebracht habe. Wie scherzend, aber doch sehr spitzig, wird die Anschuldigung der Bündler: „daß sie im Innern, ohne den Willen des Königs, Zwecke durchsetzen wollen," so gestellt, daß sie als ein Mangel an Ehrerbietung gegen die Regierung, besonders gegen die Polizeibehörde, erscheinen muß. Herrn Schleiermachers überwiegender Scharfsinn weiß es auch dem Herrn Schmalz und dem Publikum recht anschaulich zu machen, daß jener wirklich von den durch ihn angeklagten Bünden durchaus nichts Rechtes wisse, und daß der Ankläger sogar noch dabei gewinne, wenn man dieses sein Nichtwissen annehme, da das Wissen und sein Verfahren als Wissender ihn noch strafbarer darstellen würde. Wie schlecht Herr Schmalz Thatsachen zu combiniren verstehe, wird ihm, selbst in Hinsicht auf solche, die ihn selbst betrafen, namentlich seine Verhaftung durch Davoust, und was er damit in Verbindung setzte, sehr treffend dargethan. Damit ist es auch genug.

Der beste Theil der Schleiermacherschen Schrift ist der Schluß, der, von der Persönlichkeit des Herrn Schmalz sich abwendend, die Gründe angibt, die das Sendschreiben veranlaßten, und zur öffentlichen Bekanntmachung desselben nöthigten. Nicht nur wird bestimmt auf die Menschen hingedeutet, die Herrn Schmalz aufhetzten, und irgend ein böses Spiel dabei zu treiben gedachten, sondern auch gezeigt, daß weil viele darauf zu rechnen pflegen, daß viele, die reden könnten, aus mannichfachen Gründen schwei-

gen würden, schweigen denen nicht gebühre, die zu reden Beruf hätten. Und dieß um so mehr, als die theuere Angelegenheit unsers Volks, daß gegenseitiges Vertrauen unsere verschiedenen Stämme enger vereinige, durch Anklagen, wie die durch Herrn Schmalz verbreitete, wesentlich gefährdet, und ein Theil der schönen Früchte unsers großen Kampfs, der solches Vertrauen und solche Vereinigung unverkennbar förderte, vernichtet werde. Stark und warm wird Herrn Schmalz und seinen Freunden zu Gemüthe geführt, wie unziemlich, unverzeihlich es sey, den zurückgesehnten, heimkehrenden König mit geheimen, nagenden Sorgen zu erfüllen; das siegreiche, nun nach dem Glücke der Heimath verlangende, hoffend die durch seine großen Anstrengungen und Opfer erretteten Brüder begrüßende Heer bei seinem ersten Eintritte in die vaterländischen Grenzen mit solchen Schreckbildern und Zeichen der Zwietracht zu empfangen.

Schlüßlich bezeugt Herr Schleiermacher, daß er gegen die Schmalzische Schrift geschrieben, weil er innern Beruf dazu gefühlt, weil man ihn selbst, obwohl ohne Grund, in den Verdacht gehabt, daß auch er geheimen Verbindungen angehöre; daß es auch seiner, als Geistlichen, nicht unwürdig gewesen, das Wort in dieser Sache zu nehmen, davon hat er uns überzeugt, weniger aber, daß er nun gerade so habe schreiben müssen.

Ueber die zweite Schmalzische Schrift wird hier nur in einer Anmerkung und dann in einer kurzen Nachschrift geredet. Mehr bedurfte es auch

nicht, da in nichts von dem, was ohne Rücksicht auf sie ausgesprochen ward, durch die Bekanntschaft mit ihr eine Abänderung wesentlich nöthig gemacht ward.

Die Jahre 1515, 1615 und 1715.

(Fortsetzung.)

Der russische Czaar, mit welchem Gustav Adolph damals Krieg führte, war der junge Michael Fädrowitsch Romanow, der Sohn des Patriarchen Fäodor, der erst seit zwei Jahren (seit 1613) auf dem Throne saß. Mit ihm erhob sich Rußland, welches die Polen, die Unruhen der falschen Demetrier benutzend, unterjochen wollten, wieder zu einem selbstständigen Staate, und von dem Czaar Michael Fädrowitsch stammt das jetzige russische Kaiserhaus her. Der König Siegmund III. von Polen, der, durch die Erhebung des Hauses Romanow, seine Absicht, seinen Sohn Wladislaw auf dem russischen Throne zu sehen, getäuscht sah, behauptete sich jedoch bei dem Besitze der Provinzen Smolensk, Sewerien und Tschernigow.

Ostpreußen, das Land des deutschen Ordens, hatte sich, mit Bewilligung des Königs von Polen, in ein erbliches Herzogthum verwandelt. Der Nachfolger des ersten Herzogs Albrecht, Albrecht Fricdrich, dessen schwache Geisteskräfte durch eine Arznei in Blödsinn übergegangen waren, hinterließ keine Erben. Dieß benutzte das mit ihm verwandte Haus der Churfürsten von

Brandenburg, sich die Regierung des Herzogthums zuzueignen, welche damals der Churfürst Johann Siegmund führte. Eben derselbe erwarb, seiner Gemahlin wegen, dem Brandenburgischen Fürstenhause den Besitze der Herzogthümer Jülich und Cleve.

Die österreichische Monarchie beherrschte seit drei Jahren der Kaiser Matthias, dem sein Bruder Rudolph II., der durch Künste und Wissenschaften von den Regierungsgeschäften sich so sehr abziehen ließ, die Regierung abtreten mußte. Eben dieser Matthias ließ sich durch seine jesuitischen Rathgeber verleiten, dem Majestätsbriefe Rudolphs, welcher den protestantischen Bewohnern der österreichischen Monarchie freie Religionsübung zusicherte, entgegenzuhandeln. Dadurch gab er zu dem schrecklichen dreißigjährigen Kriege die Veranlassung.

Oesterreichs Donau-Nachbar, der türkische Großsultan, Achmed I., ein junger, wollüstiger Monarch, überließ sich so sehr der Führung des Serails, daß er den Kriegsunternehmen seine Aufmerksamkeit entzog. Daher fiel ein Krieg mit Persien unglücklich aus; daher konnte er sich (1615) nicht bei dem Besitze der an der Donau liegenden Städte Stuhlweißenburg, Pesth und Canischa behaupten.

Durch die Bekanntschaft mit andern Erdtheilen waren die Europäer in ihren Kenntnissen seit hundert Jahren bedeutend vorgerückt; ihre Länder- und Naturkunde hatte einen sehr erweiterten Umfang bekommen, zugleich hatten sich aber auch ihre Bedürfnisse bedeutend vermehrt. Seit

dem Besitze der amerikanischen Schätze von edlen Metallen war der Werth derselben, in Vergleichung mit andern Waaren, schon so sehr gesunken, daß man zum Lebensunterhalte eine ungleich größere Menge derselben, als vor hundert Jahren, bedurfte. Dieses Bedürfniß vergrößerte aber auch der häufige Gebrauch der den Gaumen schmeichelnden Erzeugnisse der neuen Welt. Chocolade wurde jetzt ein Lieblingsgetränke der Vornehmen. Um diese Zeit versammelten sich die Venetianer schon in einem Kaffeehause; man rauchte schon seit länger als 70 Jahren in Holland Tobak; man fand seit 50 Jahren in Frankreich das Tobaksschnupfen angenehm, man trank in Holland schon häufig Thee; man speis'te in Paris schon Tartüffeln.

Manufacturen und Fabriken blüheten jetzt in manchen Ländern, die ehedem der Waaren des Auslandes nicht entbehren konnten. Frankreich besaß jetzt seine Seidenfabriken von Lyon; in Paris wurden schon seit länger als 70 Jahren seidene Strümpfe gewirkt; in England lernte man jetzt immer mehr den eigenen Stahlwaaren eine größere Vollkommenheit geben. — Die Gegenstände der Betriebsamkeit, welche die Hansestädte lieferten, fanden allmählich einen geringern Absatz. Je mehr man dieselben in andern Ländern entbehren konnte, um so mehr schränkte man die großen Vorrechte der Hanse ein.

Die bildenden Künste waren indessen nicht merklich vorgeschritten. Als Baumeister hatte sich der Italiener Fontana, im Dienste des Papstes Sixtus V., großen Ruhm erworben. Un-

ter den damaligen Malern zeichneten sich die Niederländer Breughel, Rubens und van Dyk aus.

Der Lebensgenuß hatte in manchem Lande einen edlern Charakter angenommen. In Italien wurde jetzt die Tonkunst sowohl im spaßhaften, als im ernsten Schauspiele benutzt. Von Italien verbreitete sich die sogenannte Oper nach Frankreich. Um diese Zeit bekam die Harfe, die man schon früher mit dem Pedale versah, drei Saitenchöre. Die jetzigen musikalischen Noten waren in Frankreich schon seit Franz I. bekannt.

In der Dichtkunst zeichneten sich die Italiener noch vorzüglich aus. Chiabrera und Filicaja wurden als Odendichter, und Tassoni als der Verfasser eines komischen Heldengedichts bewundert; aber Marino ließ sich von der Neigung, recht zierlich und witzig zu dichten, um so mehr hinreißen, je mehr man ihm deßwegen Beifall zollte. In Spanien wurde er von Gongara, in Portugal von Faria y Sousa, in Deutschland von Fleming nachgeahmt, und der dadurch verderbte dichterische Geschmack herrschte das ganze 17te Jahrhundert hindurch. Damals näherte sich derjenige, der den übertriebenen Adelstolz seiner Nation mit so treffenden Zügen schilderte, Michael de Cervantes Saavreda, dem Ende seines Lebens. Zugleich mit ihm endigte seine irdische Laufbahn der große Shakspeare. Damals lebte auch Lope de Vega Carpio, der für die Spanier 2200 geistliche und weltliche Schauspiele schrieb.

Auch in der Bearbeitung der Geschichte stellte

Italien, während andere Länder nur Chronikenschreiber hatten, Muster der guten Darstellung, z. B. einen Davile, auf. Wegen seines Briefstyls erwarb sich der Franzose Pascal vielen Beifall.

Auf den Gang der Wissenschaften hatte die Reformation einen höchst bedeutenden Einfluß. Während die Protestanten die Grenzen der Aufklärung weiter ausdehnten, wurde die Ausbildung der europäischen Nationen durch die Kriege, zu welchen die Reformation die Veranlassung gab, mächtig gehemmt, und ein großer Theil der Gelehrten verdarb seine Zeit mit theologischen Streitigkeiten. Glücklicher waren die Männer, die ihren Fleiß der Größenlehre und Sternkunde widmeten. Prätorius bereicherte die Meßkunst durch das Tischchen seines Namens. Um diese Zeit war zu Middelburg, auf Seeland, das Fernglas, war das Telescop schon erfunden, hatte sich der Papst Gregor XIII. durch die Berichtigung des Kalenders verdient gemacht. Damals lebte der große holländische Mathematiker, Cornelius Drebbel, der Erfinder des Thermometers. Aber noch um diese Zeit war des Nicolaus Copernicus Weltsystem den eifrigen Theologen, die es mit der Bibel im Widerspruche fanden, ein Greuel, und Galilei wurde deßwegen von der Inquisition verfolgt.

In Ansehung der Kleidung, der Wohnung, des Hausrathes blieb die damalige Welt der alten Einfachheit noch treu. Noch war die Kochkunst um diese Zeit gar nicht vorgeschritten; noch waren Glasfenster bei Privathäusern eine seltene

Erscheinung; noch verfertigte man das Hausgeräthe bloß aus inländischem Holze, und noch fand in der Kleidung wenig Abwechselung Statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberrheinische deutsche Länder.

(Fortsetzung.)

Die Deutschen erobern zum zweiten Male Paris sammt Frankreich. Der deutsche König wird auch König von Frankreich.

Chlothars vier Söhne theilten nicht das Reich, wie unsere Herren Geschichter zu sagen beliebten. Nein! Sie theilten sich in die vier vor ihnen bestandenen, abgesonderten, selbstständigen Reiche. Also nicht ein Kreuzschnitt, nicht ein Kaiserschnitt wurde dem westlichen Europa angethan; man zog nicht, wie heute, rothe Striche durch die Landkarten in die Kreuz und die Quere, man zählte und numerirte nicht die Seelen, und riß die hochmüthig und ungestüm Gesoderten aus dem Hausen der Verwandten blutend heraus; nein! man ehrte die Eigenthümlichkeit und Abgeschiedenheit der Völker; man ehrte, was seit vielen Jahrhunderten beisammen war; man ehrte Sprache, Sitten, Gesetze, und gab lieber einem Fürstensohne weniger, dem andern mehr, als daß man es gewagt hätte, das Heiligthum der Völker anzutasten, nämlich ihr unveräußerliches Recht auf ihre Ganzheit, so wie ein menschlicher Leib ein heiliges Recht auf seine

Glieder hat, die man ihm nicht abhauen darf, ohne ein Mörder zu werden. — Die Völker müssen Fürsten bekommen, nicht die Fürsten Völker.

Unsere Vorältern, die dummen Barbaren, wie sie unsere Aufgeblasenheit nennt, haben diesem oder jenem Fürsten die Völker nicht im Scheffel zugemessen, nicht wie Waare behandelt, die jährlich, gleich dem Wild im Walde, wächst, und den Märkten zugeführt wird. Ein Fürst wünschte sich Glück, wenn ihm ein ganzes, nicht zerstücktes Volk zufiel. Volksstücken wachsen nicht zusammen, werden brandig, faulen, und stecken auch die gesunden Völker an. Das hat sich auch an den Franzosen bewiesen, die die Dummheit begingen, schon seit anderthalb hundert Jahren Deutsche mit sich zu vereinigen. Wächst es auch zusammen, so bleibt eine Narbe, die bei jedem Gewitter schmerzt und aufbricht. Das fremde Fleisch paßt nicht zum andern, und der alte Leib, dem es genommen, greift täglich darnach. Mithin ewig Krieg. Das sieht aber die Habgier nicht ein. Deutschlands festere Vereinigung hat nur eine, aber mächtige Stütze an Hannover und England. Diese haben sich ungescheut, und die Noth einsehend, für das Kaiserthum erklärt. Könnten sie auch nicht durch den halsstarrigen, souveränetätssüchtigen Damm durchdringen, mußten sie dem verstockten Geschrei der Undeutschen und Halbdeutschen und Verdeutschten nachgeben; so haben sie doch die Gesinnung dawider: sie wollen, daß das deutsche Volk ein Volk sey, daß es nur einen Oberfürsten habe, damit es

sich in sich zu einem wohlgestalteten, kräftigen Leibe entwickele, der in Gesundheit und Behaglichkeit sein Leben genieße, und dem auswärtigen Feinde widerstehen könne, damit es nicht jährlich die Franzosen, die Welträuber, zu fürchten habe.

Was man ohne Unterlaß will, das will man auch, wenn die Gelegenheit günstig ist, und dann wird Hannover seine Stimme mächtig gegen seine übermüthigen, selbstgierigen Nachbarn erheben, und du deutsches Volk, wozu nun auch deine Diplomatiker gehören, du wirst mit lauter Stimme einfallen, und das Oligarchen-Ungeheuer zertrümmern helfen. Halte dich, wenn dir Oesterreich und Preußen nicht helfen, an England! Wenn dieses auch, wie natürlich, seinen Vortheil wahrnimmt, so sind doch in diesem Lande allein noch liberale Ideen, in diesem Lande allein kann man noch die Wahrheit sagen, in diesem Lande allein haben die Minister kein Recht, die zum Stillschweigen zu bringen, oder gar zu verfolgen, welche ihre Beschränktheiten, Willkürlichkeiten oder Schlechtigkeiten aufdecken. Da müssen die Minister ehrliche Patrioten seyn, weil die freie Volksstimme sie im Auge hat, und öffentlich richten darf; da müssen die Minister auch ehrliche Weltbürger seyn, weil die Opposition, um den Ministern zu Leibe gehen zu können, den Patriotismus, der ins Kleinliche und Beschränkte geht, der sein Ländchen zum einzigen in der Welt macht, in die Rumpelkammer wirft. Unsere Minister aber können thun, was sie wollen, ungestraft.

Sie können das Gute thun und auch das Böse. Sie sind aber deßhalb in der unglücklichen Lage, fürs Gute so wenig gelobt und belohnt zu werden, als für das Böse getadelt und gestraft. Daß sie sich etwa bereichern, ist ein schlechter Gewinn für ein Geschöpf, das schon lebendig vergessen wird. Halte dich daher an England. Wenn es auch dein Bestes nicht wollen sollte; so bringt es dasselbe doch zur Sprache, und du lernst von von Engländern, was dir mit Recht gebührt, da Deutsche wohl murren, aber es dir nicht Punkt für Punkt sagen dürfen. Wenn sie Oesterreich nicht noch fürchteten, so verböten sie dir, das Wort Kaiser und deutsch in den Mund zu nehmen. In den meisten Zeitungen ist das erste ohnehin schon gestrichen. Hast du nicht die Erbärmlichkeit und kleinliche Furcht bemerkt bei Gelegenheit, wo der nur für Deutschlands Freiheit und Einheit, freilich leider vergeblich! gefallene Herzog von Braunschweig an Franzens Geburtstage die Gesundheit ausbrachte: Möge der biedere, milde Franz bald Kaiser von Deutschland werden! — Hast du da nicht bemerkt, daß die preußischen und baierischen Zeitungen zwar die Feier dieses Geburtstags in Braunschweig erzählten — aber die Gesundheit auf den deutschen Kaiser — — ausließen! O! welche furchtsamen Helden! Das Wort Kaiser zerschmettert ihnen schon das Mark in den Beinern; was sollte aus solchen Creaturen werden, wenn er leibhaftig mit dem Ruthenbündel vor ihnen stünde!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

3n Bandes 27s Stück.

Die Hamburger Bank.

Wie das Ackergeräthe, durch nichts als den gemeinen Volksglauben behütet, auf offenem, freien Felde sicher steht, so hatte ehemals, so wie der Einzelne der Huth seines Vermögens sich begeben, indem er dasselbe ganz oder zum Theil in die Banken niedergelegt, die Gesellschaft wie beim Kirchengute die Gewähr des Anvertrauten über sich genommen, Treue und Glauben sicherten den Besitz, und das Völkerrecht wehrte, wie eine Art von europäischer Meinung, jedem frechen Angriffe. Das Recht der Könige steht auf keinem andern Grunde.

Als die Franzosen die Könige bestritten und vertrieben, da war ihnen mit der Legitimität auch das Andere ein leerer Aberglauben; sie nannten Alles, was sie brauchen konnten, die todte Hand, und erklärten sich zu ihren lachenden Erben. Wie hätten sie die Bank in Hamburg verschonen sollen, da sie mit ihrer Wegnahme zugleich die Lust gewannen, ihre Rache zu sättigen an einer Stadt, die, die erste unter den deutschen, aus freiem Triebe und aus Abscheu vor ihrem Wesen ihr Joch abgeworfen.

Also gingen sie in die Gewölbe, und brachten die alten Silberbarren ans Tageslicht, und befestigten damit noch stärker den Zwinger der Stadt, und gaben ihren Knechten davon reichlichen Sold, damit sie bestritten die Deutschen in und außer den Mauern, und diese mußten damals es geduldig geschehen lassen.

Es kam aber darauf andere Zeit, und der große Rug- und Gerichtstag wurde abgehalten, wo die hinkende Rache endlich die Missethat ereilte. Kirchenraub, Staatsraub, Straßenraub, um alles wurden die Thäter mit einem Male heimgesucht. Die Könige bauten ihre Thronen wieder, und die Rechte der Legitimität wurden sorgsam festgesetzt.

Deutschland erwartete, man werde mit den Rechten des Thrones auch Volks-, Staats- und Kirchenrecht suchen, man werde mit dem Glauben an die Dynastie auch den Glauben an Treue und die Heiligkeit des öffentlichen Besitzes wieder herstellen.

Hamburg war Deutschland werth geworden; als Vorstreiterin auf dem Felde der Ehre und der Freiheit hatte die Stadt im Herzen des deutschen Volks eine dankbare Empfindung aufgeweckt.

Deutschland sah in der Hamburger Bank eine der Säulen seines Wohlstandes, es war ein gemeinsames Gut, an dem fern und nahe Viele Theil genommen, Alle waren in ihm beraubt und schnöde geschändet worden. Also betrachtete das gesammte Volk die Rückgabe der Bank als eine Ehrenschuld, deren Bezahlung dem niedergeworfenen Feinde abgezwungen werden mußte. Der

verdient nicht im Unglücke Freunde zu finden und Helfer, der ihrer im Glücke nicht gedenkt.

So war die gemeine Stimmung, und die wurde vielfältig und laut ausgesprochen. Der erste Pariser Friede schien nichts davon vernommen zu haben, er schwieg gänzlich über die Angelegenheit, die Allen so nahe ging, ihre Schlichtung war allein der Großmuth Frankreichs überlassen.

Die kaiserliche Großmuth hatte ehemals 7,506,956 Mark-Banko weggenommen; man erfuhr bald mit Erstaunen, wie die königliche Großmuth noch am 19ten Mai 1,718,254 Franken durch ihren Commissär Gerard, ohne daß ein Mensch es gehindert hätte, aus Hamburg weggeschleppt, und süße Worte dafür gegeben: „Frankreich werde das aus der Bank genommene Geld vollständig ersetzen, es würden einige Deputirte von Hamburg dazu gefodert werden, nach Paris zu kommen, und das Geld zu empfangen."

Starkgläubig, wie die Deutschen immer sind, begaben sofort diese Deputirten sich auf die Reise; ihnen wurde höhnisch bedeutet, sie hätten die von Napoleon aufgelegten 50 Millionen noch nicht abbezahlt, sie sollten den Rest erst zur Stelle bringen, und dann erst könne man mit ihnen vernünftiger Weise liquidiren.

Es begab sich aber, daß der Herr von neuem herunterfuhr in seinem Grimme, und die neuen Sünder züchtigte mit den alten Sündern. Die Heuchler wurden durch die Hochmüthigen verjagt, und beide darauf, größtentheils durch den Arm der Deutschen, niedergelegt.

Die Fürsten wurden Raths, Ludwig XVIII. von neuem auf den Thron zu setzen. Talleyrand hatte im vorigen Jahre schon proclamirt, nachdem die französischen Regierungen nach einander alle Arten von Nichtswürdigkeiten und Schlechtigkeiten durchprobirt, werde die gegenwärtige, besonders in Finanzgeschäften, es einmal mit der schlichten Ehrlichkeit versuchen. Niemand glaubte dem Tartuffe, man wußte, daß der alte Wolf nur in den Fuchsbalg hineingekrochen.

Als dießmal der Herzog von Richelieu in der Kammer die gleiche Erklärung von sich gab, weil, wie er sagte, es für Frankreich höchst nöthig sey, sich das allgemein leider! verscherzte Vertrauen wieder zu erwerben, da mußte man glauben, so harte Züchtigung und so schwere Verhängnisse hätten die herrschende Leichtfertigkeit in sich gekehrt, man denke mit Ernst künftig so viel wie möglich zu thun nach der Gerechtigkeit, und nicht mehr auf dem Wege der Arglist fortzugehen. So hoffte Deutschland, obgleich schwach.

Deutschland hoffte von seinen Staatsmännern, daß sie das Panier seiner Ehre in allen Dingen hoch tragen würden, wie seine Krieger es gethan. Die Ehrenschuld gegen Hamburg hatte es ihnen vor allem ans Herz gelegt. Deutschland muß aus amtlichen Berichten erfahren, „daß der Abgeordnete Hamburgs bei den sämmtlichen Herren Gesandten der hohen Höfe keine Unterstützung für ihre gerechte Foderung haben finden können, daß zuletzt noch sein Gesuch, die Herren Minister der alliirten Höfe zu

bewegen, daß sie selast eine Uebereinkunft wegen dem Ersatze der Bank mit der französischen Regierung abschließen möchten, gänzlich abgelehnt worden, und man ihn zur directen Verhandlung mit der französischen Regierung verwiesen habe, wie es im dritten Zusatzartikel zum Pariser Frieden auch ausgedrückt ist."

Es geschah also, daß Hamburg, wie zum ersten Male den wüthenden Schergen des Tyrannen, so zum zweiten Male der Discretion eines Cabinets, das als Erbe in jeden Nationalhaß, und besonders in den gegen diese Stadt, die der Herold der Befreiung Deutschlands gewesen, eingetreten. Es hat sich sofort auch ohne Verzug ausgewiesen, wie viel von jenen Angelöbnissen, sich zu bessern, wahr gewesen. Der Syndicus Gries war genöthigt, mit der französischen Regierung eine Convention abzuschließen, die darauf hinausläuft: die aus der Bank genommenen Gelder solle man in Franken verwandeln, von der Summe zu Gunsten der französischen Regierung funfzig Procent abziehen, und für den Rest werde diese Regierung fünf Procent tragende Inscriptionen geben, so daß also bei dem Course dieser Papiere die Bankinteressenten etwa 22 Procente ihres geraubten Gutes wieder erlangen werden.

Nicht laßt euch, ihr wackern Hamburger! so schnöde Behandlung gefallen, wollet nicht, nun es noch eurer Willkür überlassen ist, solchen Vergleich gut heißen. Er ist also aufgesetzt, damit

der Welt klar werde, was es mit den französischen Betheuerungen auf sich hat. Sie haben im vorigen Jahre von sich gerühmt, ihre Finanzen ständen nach allem Unglücke besser, als die einer andern Macht, so mögen sie denn auch jetzt nicht wie Bankbrüchige accordiren. Fahren sie also fort, die Gerechtigkeit nur prahlend im Munde zu führen, ein drittes Gericht wird sie ereilen, und dazu sorge jeder, daß er seinem guten Rechte nicht freiwillig selber vergeben hat.

Nimmer darf Deutschland dulden, so lange noch ein Funken Ehre in ihm wohnt, daß einem der Mitstände also mitgespielt werde; so haben sie es in den Reunionskammern gehalten, und Deutschland auf processualischem Wege seine Provinzen abgestohlen; so reuniren sie noch fortdauernd nach allen Niederlagen sein Vermögen, indem sie von vier Theilen, die sie genommen, einen Theil, nach Abzug billiger Provisionen, großmüthig wiedergeben.

Deutschland ist in allen Gliedmaßen ein Leib geworden, so fühlt sich das Volk, und wenn ein Glied verletzt wird, empfinden alle insgemein den Schmerz. Dieß freie, rege Lebensgefühl hat das Land gerettet, und ist die Herrschaft noch so sehr in alter Verblendung getheilt, die Völkerschaften haben in Muth und Ehre sich wiedergefunden, und sie werden um der Bethörung Einzelner willen sich nicht wieder fahren lassen.

Also will das deutsche Volk einstimmig, daß Hamburg die volle Genugthuung geleistet sey, und daß der Franzosen Land nicht geräumt werde, bis seine gerechte Foderung befriedigt ist.

Wer einfach dem Vaterlande gegeben, dem soll siebenfältig vergolten werden, und wem in seinem Dienste Eins genommen worden, dem soll nicht das Viertheil, sondern das Vierfache zurückerstattet werden. So machen Völker sich gefürchtet, und die Räuber werden zum zweiten Male sich bedenken, ehe sie wiederkehren, wenn so sicherer Verlust auf gewagtem Spiele steht.

Leider ist, wo das Volk nicht selbst handeln, opfern, sich hingeben und entsagen kann, all solche Rede in die Wüste hineingeredet; ein halbes Jahrhundert scheidet das bessere Wissen der Nation von der That, die ohne ihr Wissen vollbracht ist worden; immer ist jeder Aufruf, die deutsche Ehre, Würde, Einheit in Acht zu nehmen, fruchtlos an den Meisten verhallt, und der Geist wird müde, immer ohne Erfolg sich zu mühen, und ins Leere hinauszurufen, wo nicht einmal ein Widerhall antworten will.

Also sey an dich, du tüchtiges englisches Volk, die Appellation des Deutschen eingelegt. Du hast der verfolgten Protestanten in Südfrankreich dich angenommen, und ihnen wenigstens eine Scheu beigebracht, daß sie sich nicht leicht ferner an ihnen vergreifen werden; so dulde dann auch nicht, daß eine dir nahe gerückte Stadt von der höhnischen Gewalt solch Unrecht erfahre.

Du bist zur Zeit noch das einzige Volk, das seiner Regierung gegenüber einen Willen hat, den diese achten muß, und nicht leicht zu versehren wagt; welches auch die Fehler deiner Verfassung seyn mögen, und wie drückend in vielen Fällen auch die Ministerial-Aristokratie seyn mag, dein

Gemeingeist ist dir die beste Verfassung, und die Mangelhaftigkeit des Gesetzes wird durch die ernste Gewissenhaftigkeit ergänzt, womit es gehalten wird.

Du darfst nicht dulden, daß ein Solches dem Nachbarlande geschehe; abgesehen von allem höheren menschlichen, ist dein eigenes, wohlverstandenes Interesse dabei schon aufs bestimmteste angesprochen. Die Banken waren von je selbst frevelnder Kriegsgewalt heilig, sie waren sichere Asyle, in die sich der Besitz flüchtete. Weil sie der gesammten Handelswelt, und nie einem einzelnen Staate angehörten, darum waren sie auch im Schutze des Ganzen und unter seiner Gewähr vor aller Gefahr geborgen; sie blieben immer neutrales Land, die ruhende Insel in Mitte des Kriegsgetümmels.

Ist es aber den Franzosen einmal angegangen, daß sie solchen Raub ungestört in der Höhle zurückbehalten, dann sind die Dämme, die das gemeine Recht und die öffentliche Scham dem Frevel gesetzt, für immer eingerissen; dann ist alle andere Gewaltthätigkeit sanctionirt, und in jedem Kriege wird der Sieger in die Gewölbe des Besiegten gehen, und nach Feindes Waare spähen, und die Industrie des Gegners auf den Scheiterhaufen bringen.

Also sende du, brittisches Volk! deinen Geist gegen die Räuber aus, auf daß sie gezwungen werden, ihre Beute herauszugeben. Die Handelswelt ist auch eine einige und allgemeine, wie die Kirche; Treue und Glauben muß in beiden wieder herrschend werden. Wie die Rückgabe der

geplünderten Kunst- und wissenschaftlichen Schätze durch die ganze gelehrte Republik ein gemeinschaftliches Interesse geweckt; so muß diese Bankangelegenheit in der Handelsrepublik die gesammte Theilnahme Aller in Anspruch nehmen, und hier ist Britannien natürlicher Sprecher und Vertreter.

Du aber, wackere deutsche Stadt, weiche du nicht um ein Haar breit von deinem Rechte; der Gerichtstag ist noch nicht abgelaufen, das Richtschwerdt noch nicht in die Scheide zurückgefahren, dir wird, sofern du ausharrest, eine volle und reichliche Entschädigung über Erwartung zu Theil werden.

Ueberrheinische deutsche Länder.

Die Deutschen erobern zum zweiten Male Paris sammt Frankreich. Der deutsche König wird auch König von Frankreich.

(Fortsetzung.)

Darum schreien sie so gegen Verfassung, gegen Volksvertretung, weil dieses der erste Schritt ist zur Unterordnung der freigelassenen Provinzialregierungen im deutschen Reiche. Halte dich demnach an Oesterreich und England! Diese wollen dir Einheit geben. Von den andern erwarte nichts, ausgenommen von den kleinen Fürsten und freien Städten.

Also Chlothars Söhne theilten nicht das Reich, sondern von den vier bekam jeder eins der bestandenen Reiche. Charibert erhielt Pa-

ris, Guntram Burgund mit Orleans, Chilperich Soissons, Siegbert allein Austrien oder Deutschland mit denselben Grenzen, die es zuvor hatte. Es war bestimmt dabei die ganze Schweiz und der ganze Oberrhein, als Beiland noch Hochburgund, ferner die Hälfte der Provinz, Avignon, Aix, Marseille. Die andere Hälfte dagegen, wie Arles, dann das Herzogthum Burgund, Savoyen, das Delphinat hatte Guntram unter dem Titel Königreich Burgund. Jene Länder besaß Deutschland, so wie jetzt Oesterreich Italien besitzt, als ein durch Erbschaft angefallenes Stück. Es gehörte eigentlich der Familie. Siegbert war 26 Jahr alt, fromm, treu, rechtlich, brav, und von seinen deutschen Unterthanen aufs Innigste geliebt. Er hielt Hof, wie seine Vorgänger, zu Metz, welches damals die Hauptstadt von Deutschland war, und jetzt — jetzt ist unsere ehemalige Hauptstadt in den Händen der Franzosen! O der Schande! Nur Tiflis gibt das Seitenstück.

Das Erste, was er that, war die Zurückrufung des Erzbischofs Nicet aus dem Elend. Ihn erwählte er zu seinem Rathgeber. Da die Deutschen sich immer dem Franzosen Chlothar widersetzt hatten, so schlossen sie, besonders die Thüringer, gerade vor seinem Tode einen Bund mit den Hunnen und Avaren, (Ungarn und Mährern, wozu damals die Böhmen gehörten), welche in Baiern einbrachen, gerade als Chlothar starb. Siegbert ging ihnen entgegen, schlug sie, und trieb sie bis hinter die Elbe, wo sie um Frieden baten, und ihn erhielten.

Diesen Krieg benutzte sogleich niederträchtig der Franzosenkönig Chilperich von Soissons, fiel in Siegberts Land, belagerte und nahm Rheims, und verheerte Campanien (Champagne), das damals mit zu Deutschland gehörte, weil es noch deutsch sprach. Deßhalb mußte Siegbert schnell einen weniger vortheilhaften Frieden schließen, (wie es gewöhnlich durch die Franzosen geschah, wenn wir in der neuern Zeit uns gegen die Türken zu wehren hatten), um zurückkehren zu können. Vom Rheine nahm er einen Trupp mit sich, jagte Chilperich aus dem Lande, belagerte selbst seine Hauptstadt Soissons, eroberte sie, und bekam seinen Sohn Theodebert gefangen.

Chilperich kam mit seinen Leuten herbei, und schon damals, wie jetzt, wollten die Franzosen durch Laufen Schlachten gewinnen. Chilperich strengte mehrere Tage seine Leute so an, daß sie, als sie vor dem deutschen Heere ankamen, fast umfielen, und so in die Pfanne gehauen wurden, wie bei Leipzig und Schönbund. Es wurde Frieden. Siegbert schenkte den Franzosen ihre Hauptstadt wieder, und ließ Theodebert frei, nachdem er sein Ehrenwort gegeben, nie wieder gegen Deutschland die Waffen zu führen, was er wie ein Franzose gehalten.

Chilperich hatte die berüchtigte Friedegund als Beischläferin, wegen der er seine Frau Audovere ins Kloster gesperrt hatte. Siegbert heirathete die berühmte, gewaltige Brunhilde, Tochter des westgothischen Königs in Spa-

nien, Athanagild. Chilperich entließ dann seine Friedegunde, und heirathete der Brunhild Schwester, Galsinde, die man aber bald nachher todt in ihrem Bette fand. Chilperich nahm die liederliche Gundel wieder, und erklärte sie sogar zur Königin.

Diesen schändlichen Mord und diesen Vorzug eines gemeinen Menschen vor seiner Schwiegerin Galsinde rächte Siegbert, ohne Zweifel auf der Brunhild Anstiften. Der Krieg endete aber bald damit, daß Chilperich die Städte, welche er seiner Frau als Morgengabe gegeben hatte, an ihre Schwester Brunhilde abtrat. Schon hatten aber die Franzosen wieder die Slaven aufgehetzt, daß sie zu ihrer Erleichterung einen Angriff machen möchten. Sie fielen in Baiern, Franken und die Pfalz ein bis an den Rhein. Siegbert kehrte den Franzosenkrieg um in den Slavenkrieg, aber er wurde geschlagen und gefangen — und der barbarische Mährenkönig ließ ihn aus Großmuth wieder frei, wofür er reichlich beschenkt wurde.

Unter ihm eroberten die Lombarden Oberitalien, nachdem es kaum von den Gothen verlassen war. Die Lombarden waren Deutsche, mit denen noch viele Thüringer und Sachsen gezogen waren, in deren leere Wohnplätze, besonders um den Harz, dann Baiern und Schwaben einwanderten, was Siegberten sehr lieb war. Die Lombarden fielen aber auch bald in Burgund ein, um zu plündern. Als sie zum zweiten Male mit Sachsen kamen, wurden sie von Mummolus, Guntrams Feldherrn, zu Paaren getrieben. Den

Sachsen wurde freie Rückkehr in ihr Land gestattet. Unterwegs überwinterten sie in Arvern, und als sie fort waren, bemerkte man, daß sie mit einem Erz bezahlt hatten, was man für Gold nahm. War das etwa eine Art calsdarisch Erz, welches sie vom Harz mitnahmen? Zu Hause angekommen, fanden sie zwar die Schwaben, und theilten mit ihnen friedlich das Land. Nun sind sie Bergleute.

Als Charibert von Paris starb (571), entstand eine verwirrte Theilung des Pariser Königreichs, fast so, wie wir sie in unsern Tagen von Deutschland gesehen. Diese Könige waren so habsüchtig, daß sogar keiner dem andern Paris gönnte; und da sie nun schlechterdings nicht einig werden konnten, so theilten sie sogar diese Stadt in drei Theile, mit der Bedingung, daß keiner ohne Erlaubniß der andern hineindürfe. Siegbert bekam von seinem Lande ganz abgerissene, und unter sich selbst nicht zusammenhängende Provinzen, z. B. Chartres, Poitou, Touraine, Avranche in der Normandie am Meer, Albi bei Toulouse, Aire und Conserans in Gasconien. Diese Theilung hatte die Folge, welche eine solche nothwendig haben muß, nämlich Krieg. Guntram machte nach einem Jahre mit Siegbert Friede, Chilperich aber nahm Tours und Poitiers weg. Guntram fiel nun wieder auf Siegberts Seite, und beide schlugen Chilperich durch Mummolus hinaus. Im andern Feldzuge stellte sich Chilperichs Sohn, Theodebert, an die Spitze des Heers, obschon er Siegberten eidlich versprochen hat-

te, die Waffen nicht mehr gegen ihn zu tragen. Er schlug Siegberts Truppen, welches daselbst Franzosen waren, und verheerte Poitou und Touraine. Siegbert hob nun am Rhein und auf dem rechten Ufer Deutsche aus, und führte Allemannen, Baiern und Sachsen (die also nothwendig schon mit dem deutschen Reiche als Provinz verbunden müssen gewesen seyn) in das eigentliche Franzosenland, was man vorher nicht zu thun wagte, weil man den Haß der Deutschen gegen die Franzosen, und die daraus entstehende Verheerung fürchtete. Allein Chilperichs Franzosen hauf'ten unter Siegberts Franzosen so fürchterlich, als wir es kaum in unsern Tagen übertroffen gesehen haben; und gegen solche Räuber war es wohl gerecht, die hassenden Deutschen zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige.

Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812 — 1815. Von Dr. Carl Venturini. In 4 Theilen. Erster Theil: Krieg in Rußland 1812. Mit sechs Kupfern und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1816. XXXII und 502 Seiten außer der Kupfererklärung, in gr. 8. Preis 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Wie verschieden man auch denke über den diplomatischen Ausgang des großen europäischen Völkerkriegs von

1812 bis 1815, darüber ist nur eine Stimme: daß er einzig dastehe in der Weltgeschichte als das glorreichste Denkmal der von Gott und Vaterland, von Recht und Freiheit begeisterten Thatkraft des lebenden Geschlechts. Hadere man auch immerhin mit dem Zorne, der hier und dort den Stolz eigensüchtiger Entwürfe ohne Schonung demüthigte, oder die Verblendung irre geleiteter Machthaber mit bitterer Strenge rügte, und die Selbstliebe derer — die nichts thaten — schmerzlich verwundete: es war dennoch ein heiliger Zorn, der gegen die aufflammte, welche dem edlern Geiste des Zeitalters widerstrebten. Verdunkele man selbst mißgünstig einzelne Lichtpunkte des Ruhms, mit welchem umgeben die Retter Europa's, die Fürsten und die Völker, die Feldherren und die Heere, dem gerechten Urtheile einer vorurtheilsfreien Nachwelt entgegengehen: ihr Ruhm strahlt dennoch ungeschwächt in dem Tempel der Unsterblichkeit! Und dieser Tempel ist die Geschichte.

Ein Werk, das diese Ansicht festhält, und das Große zeigt, wodurch und warum es groß ward, das den sittlichen Charakter der Zeit und die Gemüthserhebung, von der wir Zeugen waren, in lebendigen Zügen darstellt, und die glänzenden Erscheinungen des Muthes und der Tapferkeit, der Aufopferung und Treue, des Geistes und der Gesinnung eines für die höchsten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft gerüsteten und aufgeklärten Zeitalters, in der Wahrheit einfachen Würde, vorüberführt: ein solches Werk hatte der Chronograph des 19ten Jahrhunderts vor Augen, als er die Geschichte des Befreiungskriegs der vier letzten Jahre, — einer Olympiade, wie keine ähnliche das schöne Griechenland erlebt hat, — zu schreiben unternahm. — Das Ganze ist ihm ein Epos. Durch vier aus einander hervorgehende Katastrophen schreitet die Handlung fort. In der ersten ringt sich Rußland von der Gewalt des Dämons los, welcher mit dem europäischen Weltgeiste, mit dem Genius der Freiheit, den letzten Riesenkampf begonnen; in der zweiten erhebt sich das niedergeworfene Deutschland, um wieder zu seyn, was es seyn soll, das vollkräftig pulsirende Herz von Europa; in der dritten schwebt die Nemesis eines fünf und zwanzigjährigen Frevels über Frankreich herab, und versöhnt den Schatten Ludwigs XVI.; in der vierten endlich zertrümmert Europa's vereinte Kraft das neue Trugbild der Freiheit, welches ein unerhörter Verrath aus dem Triumphe des Meineids und des Friedensbruches hervorzurufen wähnte. So zerfällt das Ganze natürlich in vier Haupttheile, welche eine große Idee und ein großes Bestreben zusammenhält. Es ist also kein rein militärisches, noch weniger ein annalistisches Werk,

wovon hier der erste Theil, die Geschichte des Kriegs in Rußland bis zum Einrücken der Russen auf das preußische Gebiet und Yorks Capitulation, als ein für sich bestehendes Gemälde vollendet, erscheint. Allerdings haben Kriegsgeschichte und Politik die Bausteine dazu gegeben, und der Verfasser hat Alles geprüft, was glaubwürdige Augenzeugen und seine eigene vertraute Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte ihm darboten. Der Unterrichtete wird daher nichts vermissen, was in der Geschichte der Aufbewahrung würdig ist: allein das Edelste, was diesem Fleisch und Bein einen lebendigen Odem einhaucht, was ihm Seele und Farbe gibt, ist der Heldengeist und das fromme Gemüth der Völker im Gottesgerichtskampfe mit dem Fürsten der Finsterniß; die Idee, welche endlich den gewaltigen Riesensturz vollendete. Dieß ist es, was der Verfasser nicht ohne eigene Bewegung in seiner Darstellung zu erreichen suchte, weil nur darin der Schlüssel enthalten ist, der Alles begreiflich macht. Darum glauben wir, das Buch dem Leser, der nicht bloß wissen, sondern wiederempfinden will, was geschah, als ein Bild der Zeit empfehlen zu können. Es ist, wie sachkundige Männer bezeugen, klar und treu, belehrend und erkräftigend; außer für den, welcher nie empfand, was allein unsterblich macht. Für diesen bleibe es immerhin die Hieroglyphe einer von ihm nicht begriffenen Zeit.

Die Kupfer, von denen zwei die Bildnisse Alexanders, Barclay de Tolly's, Kutosofs, Wittgensteins, Platows, Repnins, Czernitschefs, Yorks, Rostopschins und Bennigsens darstellen, sind von Krüger und Gottschick vortrefflich gearbeitet. Dasselbe gilt von der, vom Herrn von Schlieben mit Genauigkeit gezeichneten Karte und den drei illuminirten Kupfern, welche schön gruppirt, nach Zeichnungen von Daniel Berger, Kosaken, russische Cürassiere und Infanterie darstellen. Das Titelkupfer mit der Unterschrift: Völkertreue, oder Napoleons Ankunft vor Moskau, ist nach einer herrlichen Zeichnung des genialen Opitz sorgfältig ausgeführt, und so kann das Werk als ein wahres National-Denkmal betrachtet werden, das in keiner deutschen Büchersammlung fehlen sollte.

(Ist in allen deutschen Buchhandlungen in und außerhalb Deutschland zu erhalten.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 28s Stück.

Literatur.

Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und anderer angeblichen Bünde. Eine geschichtliche Darstellung von W. T. Krug, Professor an der Universität zu Leipzig. Mit dem Motto: Motos praestat componere fluctus. Leipzig bei Köchly. 1816.

Also abermals vom sogenannten Tugendbunde! — Die geneigten Leser dieser Blätter mögen nicht ermüden in den endlosen Schmalziaden; sie ahnden wohl, (auch ohne das anzuzeigende Büchlein, das wir pflichtgemäß zu ihren Gunsten gelesen, selbst kennen gelernt zu haben), daß wir hier doch wieder auf Herrn Schmalz stoßen müssen. — Gleichwohl dürfen wir den Beitrag, den Herr Krug zu der Streitsache liefert, recht freundlich willkommen heißen. Denn hier ist doch ein fester Grund und Boden, nicht bloßes Hin- und Herreden, nichts von Luftstreichen, Beschuldigungen ohne Beweis zu finden, sondern fein geschichtliche Erzählung, an der man etwas hat, aus der etwas sich abnehmen, mit größerer Sicherheit folgern läßt.

Die Leser danken es uns gewiß, daß wir sie mit der kleinen Schrift bekannt machen. Schon vieles ist über den sogenannten Tugendbund geredet, geschrieben, gedruckt worden; unsere wißbegierigen Landsleute erfahren nun einmal durch Herrn Krug Thatsachen, den Bund betreffend, und von einem Manne, der etwas davon weiß, genau den Bund kannte, weil er dessen Mitglied war, was er nicht verhehlt, auch zu verhehlen nicht Ursache hatte. Die Art, wie er nun in den bösen Streit eingreift, ist löblich, löblicher, als Schweigen gewesen wäre, da es wohl Pflicht ist, wo man zur Ausmittelung einer nicht unwichtigen Wahrheit beitragen, und bei beunruhigenden, zweifelhaften Gerüchten ein gutes, befriedigendes Wort sprechen kann, sich nicht scheu oder träge zurückzuhalten.

Die Statuten des sogenannten Tugendbundes konnte der Vf. nicht mittheilen, weil sie ihm nicht mehr zur Hand waren. Aber einfach und glaubwürdig — auch sein Name, den er ehrlich der Schrift vorsetzt, verbürgt das — erzählt er, was man von dem Bunde zu wissen wünscht, und was er weiß. Dieß nun ist im Wesentlichen folgendes:

Ein Verein, den man nachher Tugendbund genannt hat — ein Name, den der Verein sich gefallen ließ, auch wohl selbst brauchte — der sich aber ursprünglich sittlich-wissenschaftlicher Verein, oder auch bloß der Verein nannte, entstand in Königsberg, (wo damals auch die preußische Regierung ihren Sitz hatte), bald nach dem unglücklichen Tilsi-

ter Frieden. Damals lebte auch Herr Krug in Königsberg als akademischer Lehrer; er war drei Vierteljahre lang Mitglied des Vereins, ja er bekleidete ein halbes Jahr lang die nicht unwichtige Stelle eines Obercensors, konnte als solcher die Angelegenheiten und Verhältnisse des ganzen Vereins übersehen, und ihre Arten und Verhandlungen genau kennen lernen. Er ist sonach in jeder Hinsicht ein vollgültiger Zeuge.

Jener Verein nun bildete sich nicht nur unter den Augen, sondern auch mit ausdrücklicher Genehmigung der preußischen Regierung, der man die Grundgesetze und Anordnungen desselben vorlegte, die dieselben förmlich bestätigte, der auch von Zeit zu Zeit sowohl ein Verzeichniß der neu hinzugekommenen Mitglieder, der halbjährig wechselnden Vorsteher, und Berichte über die fortgehenden Beschäftigungen desselben mitgetheilt wurden. — Der Verein war also kein geheimer Bund. Jedem, den man der Aufnahme würdig achtete, wurden vor derselben die Zwecke und die Verfassung der Gesellschaft bestimmt bekannt gemacht; es gab keine geheimnißvollen Einweihungen, keine Grade, wie in gewissen Orden, selbst keine Zeichen zur gegenseitigen Erkennung der Verbundenen. Ob Eide und Gelübde Statt fanden, wird nicht gesagt; es ändert dieß auch in der Sache nichts, da sie, wenn sie gefodert worden wären, sich nur auf die bestimmt ausgesprochenen, offenbaren, und der Regierung bekannten Zwecke des Vereins beziehen konnten. Wahrscheinlich fand nur eine, auf Manneswort und Treue und Glauben gegründete Verpflich-

tung, zu den Zwecken der Gesellschaft mitzuwirken, Statt, und da jeder vorher wußte, wozu er sich verpflichte, so konnte dieß keineswegs bedenklich seyn.

Man spiegelte den Aufzunehmenden keine Geheimnisse, die er erfahren solle, vor; der Verein hatte keine. Er selbst war nur denen, die nicht Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen, ein Geheimniß, was auch bei ganz öffentlichen Gesellschaften der Fall seyn könnte. Er war ein Geheimniß denen, denen man mißzutrauen Ursache hatte, insbesondere den Franzosen und ihren etwanigen Freunden und Helfern. — Es konnte sonach auch der, der aus irgend einem Grunde geheime Verbindungen meidet, ohne Bedenken dieser Gesellschaft beitreten.

Absicht und Zweck derselben war abhängig von der Zeit, da sie entstand, und wesentlich ihr angehörig. Damals hatte Preußen nicht nur die eine Hälfte seines Umfangs und Besitzes verloren, sondern auch die andere bleibende Hälfte, der ganze nun bestehende Staat unterlag fast dem ungeheuern Drucke, der auf ihm lastete, und erschöpfte fast seine letzte Kraft. Noch war der größte Theil des Landes von den Franzosen besetzt, und man durfte sich kaum mit der Hoffnung schmeicheln, dieser so bald erledigt zu werden. Die ungeheuere Contribution, die geleistet werden mußte, nagte, auch im scheinbaren Frieden, immer fort an dem noch übriggebliebenen Wohlstande des Ganzen und aller Einzelnen; die tiefen Wunden, die der Krieg geschlagen, blute-

ten noch, und die Möglichkeit ihrer Heilung lag noch sehr fern.

Die sittlichen Uebel, die schon sich zeigten, oder drohten, waren nicht minder groß. Ein allzu großer Druck lag auf der Masse des Volks, als daß nicht gänzliche Muthlosigkeit, ja Selbsterniedrigung, hier und da sich hätte äußern, und die letzte innere Kraft aufreiben sollen. Das Selbstgefühl, der Stolz der Preußen war tief gebeugt, und die fortwährende Gegenwart des Feindes, des Siegers, ließ auch in dieser Hinsicht das Aeußerste für das Volk fürchten. Die entarteten Schaaren des Ueberwinders lagen in den Häusern der Bürger, aßen an ihrem Tische, nahmen Theil an den häuslichen Verhältnissen, und drangen leicht selbst bis in das innere Heiligthum der Familien. Die Sittlichkeit, nicht der Frauen und Töchter nur, auch der Männer und des jüngern Geschlechts, war sehr gefährdet, um so mehr, als die Hoffnungslosigkeit, ja Verzweiflung, vieler Stadt- und Landbewohner dem Versucher leichteres Spiel machte.

Mit dem bittersten Schmerze und gerechter Besorgniß sahen Viele, die ihr preußisches Vaterland liebten, und noch nicht gänzlich verzweifelten, die Noth und die Gefahr. Und auch ohne Preuße zu seyn, muß jeder wohlgesinnte Deutsche, mußte jeder Freund des deutschen Volks und der Menschheit trauernd und besorgt auf Preußen hinblicken. — Und wie, woher sollte Hülfe kommen? — — —

An jene Zeit sollen die gedenken, die jetzt mit neuen Schreckbildern das wiedererstandene

Volk beunruhigen, die, der Vergangenheit uneingedenk, einen bösen Makel auch solchen Männern anheften wollen, die damals das gegenwärtige Elend nicht nur müssig betrauerten, sondern sannen und sich mühten, das unglückliche Volk zu erretten, den Staat wieder fest zu gründen.

Denn für diesen Zweck traten tüchtige Männer, zuerst in Königsberg, in dem sittlich-wissenschaftlichen Verein zusammen.

Ein Hauptzweck verband sie. Sie wollten das unveräußerliche geistige Eigenthum der Nation, die geistlichen und sittlichen Kräfte derselben erhalten, nähren, stärken, um dadurch den Verlust an physischer und politischer Kraft möglichst zu ersetzen, das Edelste in dem preußischen Volke, damit die Ehre und Würde des Volks selbst zu bewahren. Ein anderer Zweck, auf den schon damals viele Bessere hoffend hinsahen, war in diesem Einen eingeschlossen, durch ihn begründet, gesichert, und zwar so auf die einzig rechte und wirksame Weise, daß wenn er auch nicht überall ausgesprochen, vielleicht nicht einmal allen Mitgliedern bestimmt vorgehalten ward, doch jeder, wenn er für jenen Hauptzweck wirkte, auch die Erreichung dieses zweiten beförderte. Ein Volk nämlich, das sich nur nicht selbst aufgibt, seine heiligsten und theuersten Güter, sein höchstes Eigenthum nicht verscherzt, darf die Hoffnung hegen, auch von großem Falle und tiefer Unterdrückung sich wieder aufzuraffen, und zu guter Zeit alles das wieder zu gewinnen, was es im größten Unglücke verloren hatte. Das hofften auch die Männer, die jenen Verein bilde-

ten, und die in der Beförderung jenes ihres höchsten Zwecks auch die einstige Möglichkeit, Preußen in seiner alten Macht und seinem alten Glanze wieder herzustellen, das fremde Joch zu brechen, die ihm gewaltsam entrissenen Provinzen wieder zu gewinnen, vorbereiteten. Es war nicht die Rede von unklugen, unzeitigen Bemühungen, die Franzosen aus dem Lande zu treiben, gegen den furchtbaren Gewalthaber schon damals etwas anderes, als geistige und sittliche Kraft zu rüsten. — Gleichwohl mußte den Franzosen, die gar bald von dem Vereine Kunde erhielten, und nach einem richtigen Instinkte ihn mißtrauisch beobachteten, der ferne Zweck verborgen gehalten werden. Und doch war nicht einmal eine eigentliche Täuschung der Franzosen beabsichtigt, und der Verein durfte mit Recht den Namen eines sittlich-wissenschaftlichen tragen und laut werden lassen. — Wenn aber hinsichtlich der Franzosen der Verein denn doch etwas Geheimes haben mußte, so war hier ein Geheimniß, in dem durch ganz Deutschland alle Besseren mit den Verbundenen völlig einverstanden waren.

Für jenen Zweck aber konnte und sollte jeder einzelne Bürger offenbar mehr wirken, als die Regierung, mehr noch ein Verein der Besten und Thätigsten. Ja dieser Verein machte sich es zur besondern Pflicht, alle Maßregeln, welche die Regierung zur Abwendung des allgemeinen Elends, zur Wiederherstellung des Staats ergriff, nach Kräften zu befördern. Es war ein Nebenzweck der Gesellschaft, aber doch ein hochwichtis

ger, durch Wort und That die gegenwärtige Noth zu lindern, aufmerksam umherzublicken, wo Hülfe am dringendsten nothwendig sey, und durch gemeinsame wohlthätige Handlungen, durch guten Rath und fromme Gaben, durch größern und nachdrücklichern Beistand, den der Einzelne nicht leisten konnte, dem verarmten und nahrungslosen Bürger und Landmann wieder aufzuhelfen. In dieser Hinsicht hat der Verein auch nachher nicht aufgehört, und die vielen wohlthätigen Vereine von Frauen, Jungfrauen und Männern, die seit 1813 durch ganz Deutschland bestehen, sind allerdings Verbindungen, die Herr Schmalz als Fortsetzungen des Tugendbundes anklagen kann. Tugendbünde sind sie unbestreitbar.

Die innere Anordnung des sittlich-wissenschaftlichen Vereins war (nach Herrn Krugs Zeugniß) diese: Die Leitung des Ganzen vertrauten die Mitglieder einem, aus sechs von ihnen frei gewählten Beisitzern bestehenden Rathe an, der in Königsberg seinen Sitz hatte. In den Provinzen waren diesem obersten Rathe untergeordnete, und mit diesem in steter Mittheilung stehende, auf gleiche Weise aus sechs Gliedern zusammengesetzte Provinzialräthe. Diese leiteten wieder die Vereine (oder Kammern) in den einzelnen Orten. Um die Verwaltung und den ganzen Geschäftskreis noch besser zu ordnen, und die Arbeiten gehörig zu vertheilen, hatte in den Kammern jedes Mitglied seinen Zweig der Thätigkeit, sofern sie besonders auf das Aeußere sich richtete, ohne darum von der Theilnahme an dem allgemeinen Zwecke ausgeschlossen zu seyn.

Dem obersten Rathe war, außer einem protokollführenden Secretär, ein Obercensor, und jedem Provinzialrathe ebenfalls ein Censor (alle auch frei gewählt) zugegeben und untergeordnet. Diese Censoren sollten wachen über die Beobachtung und Bewahrung der Gesellschaftsverträge und Gesetze, sowohl bei der Wahl der Beamten, als bei allen Plänen und Wirkungen des Vereins, damit nichts dem Geiste desselben, oder den Absichten der Regierung Widerstrebendes sich einschleiche; sie sollten zugleich eine Aufsicht über die Mitglieder führen, damit nichts dem Verein eine Unwürdiges geschehe, und sichere Kunde von den Neuaufzunehmenden einziehen, damit, wo möglich, kein Unwürdiger eintreten möchte. Die Censoren hatten sonach ein vorzügliches Ansehen und große Wichtigkeit, waren aber dem Obercensor, so wie dieser dem obersten Rathe, in welchem er selbst Sitz und Stimme hatte, verantwortlich.

Weder Vorsteher, noch Censoren hatten eine eigentliche Strafgewalt, außer daß kleinere Verletzungen der Gesellschaftsgesetze mit bestimmten Geldbußen belegt waren, und ganz Unwürdige ausgeschlossen werden durften, worüber aber die sorgfältigsten Berathungen angestellt wurden.

Die Gesellschaft hatte eine Casse, der theils jene Strafgelder, theils freiwillige Spenden der Mitglieder (Niemand war zu etwas gezwungen), anheimstellen, und aus der man sowohl die unvermeidlichen Ausgaben für den Verein bestritt, als Nothleidende unterstützte. Ein Cassirer führte die Rechnung. Keiner der Beamten empfing,

wenn er auch noch so viele Zeit und Mühe für den Verein verwendete, irgend einen Sold.

Jedem Mitgliede stand frei, den Verein ungehindert zu verlassen, wenn es in andere Verhältnisse trat, die ihm die Theilnahme nicht mehr gestatteten, oder wenn der Verein ihm mißfiel. Nirgends fand ein Zwang Statt; keiner empfand unangenehme Folgen oder Kränkungen, wenn er sich zurückzog. Man nahm es auch keinem übel, der die Auffoderung zum Beitritt ablehnte.

Jeder wackere Mann, der ein preußischer Unterthan war, für den Bund thätig zu seyn, für seine Zwecke etwas zu wirken vermochte, und nur die dazu nöthige Bildung besaß, konnte Mitglied werden. Menschen aus allen Ständen gehörten dazu. Ausgeschlossen waren billig Unmündige, alle, die nicht die öffentliche Achtung besaßen, auch die Frauen, die, ohne eigentliche Mitglieder zu seyn, doch die wohlthätigen Zwecke begünstigen konnten. Der Verein zählte auch viele Freunde, auf die er, obwohl sie, aus irgend einem Grunde, die Mitgliedschaft nicht suchten, doch rechnen durfte. Endlich konnte, weil der Verein unter der Aufsicht der Staatsregierung stand, und ihr verantwortlich blieb, kein Glied der Regierung Glied der Gesellschaft werden. — Es war also, was ausdrücklich bemerkt wird, der Minister Stein weder Mitglied, noch (was Herr Krug bezeugt) Stifter des Vereins. Eben so wenig Scharnhorst. Freunde des Vereins durften sie, wie andere treffliche Männer, wohl seyn.

Dieß ist das Wesentlichste. Unser Berichter-

statter erwähnt ferner, daß gleich Anfangs der Verein Gegner fand. Diese waren: 1) die Franzosenfreunde, deren es auch in Preußen einige gab; 2) die Furchtsamen, welche fürchteten, die Franzosen möchten, an dem Vereine sich ärgernd, mit ihm den ganzen Staat zertrümmern; 3) die Bequemen, die durch den rüstigen Verein sich ungern zu gleicher Rüstigkeit treiben ließen; 4) die Freimaurer, die (doch nur auf kurze Zeit) den Verein für einen Orden hielten, etwa eine Abart des ihrigen, von denen aber nachher, bei besserer Ueberzeugung, mehrere beitraten; einige Berliner, die, als ächte Hauptstädtler, sich ärgerten, daß in der zweiten Hauptstadt der Mittelpunkt des Vereins, in Berlin nur ein Provinzialrath sich fand. Ihnen aber ward der Trost, daß wenn die Regierung nach Berlin zurückkehre, auch der Verein von dort aus geleitet werden solle. (Ob dieß geschehen, kann unser Vf. nicht bezeugen, weil er zu Ostern 1809 aus Königsberg nach Leipzig berufen ward, und nun sich auch von dem Vereine gänzlich trennte).

Weiter bezeugt uns Herr Krug: 1) der Verein war zunächst nicht auf ganz Deutschland, sondern nur auf Preußen berechnet. Selbst in den abgetretenen Provinzen bestand er nicht. Wenn einzelne Glieder auch einige von den, damals von ihnen getrennten Brüdern einluden, so geschah es nicht mit Wissen und Willen des Vereins. Eben so hat dieser sich auch nicht bemüht, in andern deutschen Ländern ihn zu begründen, weil insbesondere die Regierun-

gen, die zum Rheinbunde gehörten, also damals eigentlich alle deutsche Staaten, außer Preußen und Oesterreich, den Verein nicht anerkennen konnten, und ohne diese Anerkennung derselbe ein geheimer Bund geworden wäre, was er nicht seyn sollte.

2) Ob der Verein gefährlich gewesen? kommt auf den Begriff an, den man mit gefährlich verbindet. Auch das Beste, Unschuldigste kann bekanntlich verdächtig gemacht werden, (zumal in verfänglichen Verhältnissen), darum gefährlich scheinen. Gefährlich für das Vaterland, für den Staat konnte er wenigstens in dem Sinne nicht werden, daß er etwa „gewisse Maßregeln gegen den Willen der Regierung" durchzusetzen versuchen mochte. Das lag ganz außer seinem Lebenskreise, widerstrebte gänzlich seinem Wesen. Die Verbundenen gaben sich das Wort, treulich ihre Bürgerpflicht zu erfüllen, und was anders wollen sie, als diese im ganzen Umfange und mit dem möglichst besten, allgemein heilsamen Erfolge wirklich leisten? — Gefährlich aber konnte der Verein werden, und ward es für die Franzosen, die ihm eben darum nachspürten, ihn haßten, doch, bei seiner Verfassung, die ihn über beurkundete Anklagen erhob, weder ihm, noch, um seinetwillen, dem Staate etwas anhaben konnte.

3) Der Verein hatte, wie natürlich, manche Gebrechen, besonders manche unnütze, hemmende (vielleicht auch spielende, darum seiner nicht recht würdige,) Förmlichkeiten. Aber er

war bemüht, diese zu entfernen, und unterwarf die (wohl etwas sehr künstelnden) Statuten einer mehrmals wiederholten Prüfung. Aber auch den vielen Förmlichkeiten lag nichts Gefährliches zum Grunde, sie sollten nichts Geheimes verstecken, (sondern wohl nur in der Zeit der Gefahr ihn möglichst verwahren.) — Einem Mißbrauche der dem obersten Rathe eingeräumten Gewalt war möglichst vorgebeugt.

4) Die Frage: Was hat der Verein geleistet? beantwortet Herr Krug auf sehr würdige Weise. Da, wo es auf Belebung geistiger, besonders sittlicher Kräfte ankommt, lassen sich bekanntlich die Erfolge nicht gerade so berechnen, daß die einzelnen Posten und die Hauptsumme ganz handgreiflich vorzulegen wären. Es liegt in dieser Hinsicht die Wirksamkeit des Vereins zum Theil über menschliche Berechnung hinaus. — Aber factisch ist, daß durch die vereinten Bemühungen der Verbundenen viele Noth, viel Elend gemildert, mancher der nahen Verzweiflung entrissen worden; daß, als die Zeit der Errettung erschien, sehr viele Glieder der damals aufgelöst'ten Gesellschaft, in ihrem Geiste forthandelnd, Geld und Gut, ja Blut und Leben, willig und freudig daran gesetzt, kein Opfer, keine Gefahr für das Vaterland gescheut, und eben so sehr aus reinem Pflichtgefühl, als mit mächtiger Begeisterung nicht nur selbst zur Vollendung des großen Werks viel beigetragen, sondern auch andere durch Wort und Beispiel dazu erweckt haben. — Den Widersachern, die eine folgereiche Wirksamkeit ihm abstreiten,

wird mit Recht zu bedenken gegeben, ob sie nicht selbst durch ihr Entgegenwirken, Verdächtigmachen und Mißtrauen erregen, schon früh seine Wirksamkeit gehemmt haben? — Es möge auch seyn, daß die That etwa hinter dem guten Willen zurückgeblieben, so soll man doch diesen nicht verkennen, und was wirklich geschehen, nicht undankbar vergessen oder verkleinern.

In Beziehung auf Schill, dessen Unternehmen dem Staate allerdings gefährlich seyn konnte, und welches man nun dem Vereine zum Vorwurf macht, wird, eben so wahr als kräftig, erinnert, wie man keiner Gesellschaft Verhehlungen einzelner Glieder so geradehin als Schuld anrechnen, aber auch Thaten nicht bloß nach dem Erfolge würdigen, und nicht vergessen soll, wie Schill, wenn seine That, für die er mit dem Leben büßte, gelungen wäre, jetzt von jenen strengern Richtern wahrscheinlich auch anders beurtheilt werden würde. — Im Geiste und in der Verfassung des sittlich-wissenschaftlichen Vereins aber lagen solche gewaltsame Maßregeln und Pläne, die gegen den Willen der Regierung durchgesetzt werden sollten, auf keine Weise.

5) Aber haben sich wohl nach der Auflösung dieses offenkundigen Vereins, durch ehemalige Mitglieder desselben oder durch Andere, andere geheime Verbindungen, die man verbrecherisch nennen könnte, gebildet? — Auch diese Frage, auf deren Beantwortung die Leser nun wohl am meisten gespannt sind, umgeht unser Berichterstatter nicht, sondern faßt sie recht bestimmt ins

Auge. — Zunächst ist wohl aus dem Obigen klar, daß, wenn von spätern und verbrecherischen Vereinen die Rede seyn kann, man diese sehr unziemlich mit dem sogenannten Tugendbunde in Verbindung setzt, und recht sündlich und boshaft die angeblichen Glieder solcher angeblichen Vereine Tugendbündler nennt. Unser Vf. berichtet ehrlich, was er weiß, ohne darauf Anspruch zu machen, das Nichtdaseyn solcher Bünde unumstößlich dargethan zu haben. Die Auflösung des sittlich-wissenschaftlichen Vereins erfolgte, nachdem Herr Krug sich schon von ihm getrennt hatte. Aber als ehrlicher Mann versichert er, von den ehemaligen Mitgliedern, von denen er später noch etwas über den Verein hörte, nie etwas anderes erfahren zu haben, als daß er ganz und völlig, und ohne irgend eine Art von Fortsetzung, aufgelöst sey. Er selbst ist nie zu einem andern Bunde eingeladen worden, was, nach seinen Verhältnissen, wenn irgend ein ähnlicher Bund gegründet worden wäre, wohl hätte geschehen mögen. Er hat die innere Ueberzeugung, daß die, welche man als Bündner gern in übeln Ruf bringen wollte, namentlich Arndt und Görres, gewiß keinem solchen Bunde angehörten. Er erinnert, daß, nach allem Hin- und Herreden und Schreiben, höchstens glaublich gemacht sey, daß etwa Umtriebe einzelner Personen zur Stiftung eines politischen Bundes Statt gefunden, daß aber dieß weder ein logischer, noch juristischer Beweis für die wirkliche Bildung eines solchen Vereins seyn könne; daß endlich das Daseyn solcher Verbin-

dungen wenigstens höchst unwahrscheinlich sey. — Darüber sind wohl auch alle Verständige einverstanden, daß wenn solche Bünde beständen, wenigstens Einer oder der Andere als Bündner müßte bezeichnet werden können, daß dieß bis jetzt noch nicht geschehen, und die berüchtigten Schmalzischen Zeichen, daran wir erkennen sollen: hic niger est, hunc tu caveto! theilweise uns allen — selbst Herrn Schmalz mit eingeschlossen — zur Last fallen, schwerlich aber Einen besonders graviren.

Wir haben das, was uns das Wichtigste schien in der kleinen, aber gehaltreichen Krugschen Schrift, den Lesern mitgetheilt. Es bedarf keiner weitern Critik, und darauf war es auch nicht angelegt. Man wird nicht verkennen, daß wir nun doch etwas mehr wissen, aber nichts, was einen vernünftigen Menschen irgend beunruhigen könnte. Wir freuen uns, daß Herr Krug auch den verschrienen sogenannten Tugendbund wieder zu Ehren gebracht hat; denn obwohl er aufgelöst ist und aufgelöst bleiben soll, soll doch nicht vergessen werden, daß er ein Verein tüchtiger und wackerer Männer war, die in der größten Noth des Vaterlandes auf Hülfe sannen, Hülfe bereiteten, und gewiß zu der herrlichen Erhebung der Preußen im Jahre 1813, und dadurch zur Errettung Deutschlands wesentlich mitgewirkt haben. Denn den Ruhm soll keine undankbare Verfeindung ihm rauben, daß er ein nicht unbedeutendes Glied in der Kette der mannichfachen Bemühungen war, uns frei zu machen.

Der aber, der dieses schrieb, bezeugt seinen Wohlgefallen an der kleinen Krugschen Schrift um so unbefangener, als er weder als Mitglied des sittlich-wissenschaftlichen Vereins, noch auf eine andere Weise jemals mit Herrn Krug in Verbindung stand, ja sogar mit dessen wissenschaftlichen Ansichten gar nicht einverstanden ist.

Deutsche Blätter.
Neue Folge.
1816.

Zu Bandes 29s Stück.

Deutschlands Frieden.

Wir stellen hier ein im Finstern schleichendes Ungeheuer zur Schau, bei dem es uns eben so schlecht zu Muthe ist, als wahrscheinlich denen, welche es geworfen haben, und es denen seyn wird, welche es näher betrachten, und das müssen wir leider alle, damit es uns nicht unvorgesehen erwürge. Denn es tritt mit Kraft auf, stürzt in Wuth hervor, beißt und haut blind um sich, unbekümmert, ob es selbst dabei in den Stachel rennt, oder in den Abgrund taumelt, oder in einen Sumpf versinkt, oder in einem Waldstrome zerschellt wird. Solch ein fürchterliches Ungeheuer muß auf der Stelle durch Steckbriefe bezeichnet werden, damit der deutsche Landsturm dagegen streife, es einfange, binde, an die Kette lege, bis der böse Geist ausgefahren, und man die Kräfte des Thieres zum gemeinsamen Schutze lenken kann.

Es ist in Baiern ein Aufruf an die baierische Nation, und gewissermaßen an die ganze Welt ausgeschickt worden, welcher nach Krieg lechzet, Flammen speiet, Hunderttausende von Bayonetten in deutschen Herzen wühlen las-

sen will, weil Baiern die österreichischen Provinzen Salzburg und das Innviertel, welche ihm 1809 durch Napoleon zugekommen, vom Wiener Congresse aber wieder Oesterreich zugesprochen worden, nicht herausgeben mag. Es ist uns kein französisches Actenstück vor einem Friedensbruche bekannt, welches so meisterhaft napoleonisch der Welt beweis't, wie gerecht der Krieg, wie schändlich, ehrlos, habsüchtig, schwach, treulos Oesterreich oder Preußen, oder Rußland oder England an Frankreich gehandelt, und es wider dessen Willen aus dem seligen Frieden herausgefodert — als hier dieses baierische, Oesterreich gegenüber. Ueberdieß hat es die Form angenommen, als wenn selbst die Einwohner aus Salzburg und dem Innviertel es gedichtet hätten, diese Einwohner, die vor sechs Jahren noch Oesterreicher gewesen, und es, wie weltkundig, heute noch eben so, und wo möglich noch mehr sind.

Diese Oesterreicher kommen in einer Bittschrift vor den König in München, worin sie ächzen, wie sie mit Schrecken und Grausen vernommen hätten, daß sie wieder von der milden Regierung Baierns, von der tapfern, aufgeklärten baierischen Nation getrennt werden, und gar wieder unter die barbarische Regierung Oesterreichs fallen sollten. In dieser Noth werfen sie sich vor dem Münchener Throne nieder, und flehen, Se. Majestät, der großmächtigste König von Baiern, möchte nur befehlen, und von Berg zu Berg würde durch das ganze

Reich ein Feuer es dem andern verkünden, das Vaterland sey in Gefahr, Oesterreich taste die Selbstständigkeit der baierischen Nation an und die Integrität des Reichs, der König dürfe nur einen seiner Prinzen an die Spitze stellen, und Hunderttausende von Bayonetten würden herbeistürzen, um den alten Thron der Wittelsbacher zu schirmen, um die Ehre der anderthalb tausend Jahre alten baierischen Nation zu retten, um fremde Unterdrücker fern von den Grenzen zu halten, um ungerechte Anmaßungen in sich selbst zurückzuwerfen.

Dieses ist ungefähr ein Schatten von der Sprache in der unten folgenden Bittschrift, die einer förmlichen, nur ungesitteten, unerhörten Kriegserklärung gleich zu achten ist. Denn wie kann jemand in einem Lande es wagen, an einen König eine Bittschrift zu richten, in der förmlicher Krieg verkündet, in der einem großen Volke, einem milden Kaiser, einer erleuchteten, gemäßigten Regierung auf solche Art Hohn gesprochen, wo das eigene Land vor der ganzen Welt prostituirt, und der augenscheinlichsten Gefahr des Untergangs ausgesetzt wird, wenn man nicht weiß, daß die Regierung, oder wenigstens die mächtigste Parthei derselben, ein solches Mittel derzeit für dienlich erachtet? Wie kann eine solche Schrift gedruckt, wie gar verbreitet werden, wenn die Regierung nicht damit einverstanden ist?

Die Schrift ist mithin als amtlich zu betrachten, und beweis't, daß die Baiern jetzt, wie

beim Wiener Congreß, das Recht nicht vom Spruche, sondern vom Bayonett fodern, sie beweis't, wie unglücklich eine deutsche Provinz wird, wenn sie halbmächtig geworden, wo der Heißhunger nach Macht und Land sich regt, und in Waghalserei, Anmaßung, Trotz ausschlägt.

Wir müssen uns hier mit Bestimmtheit über diesen Gegenstand äußern, weil er von höchster Wichtigkeit ist, weil er Deutschland in einen Krieg zu stürzen droht, weil er Grundsätze aufstellt und geltend machen will, die das gesammte Vaterland verabscheuen muß, weil er Staatsfrechheit, Staatsunbesonnenheit an die Spitze der Politik stellt, weil er das baierische Volk, ein starkes Glied in dem deutschen Leibe, zerstört. Wir können so reden, weil wir in diesen Blättern nie in das Geschrei wider Baiern eingestimmt, nicht alles, was die baierische Regierung gethan, für schlecht gehalten, vielmehr die Kraft und Geschicklichkeit, mit der sie sich durch schwere Zeiten, die vorzugsweise mit ihr ihr Spiel getrieben, durchgewunden und gerungen hat, gelobt, wenn auch nicht gebilligt. Eben so haben wir die Ehre des Heeres, wie des Cabinets, anerkannt, die sie sich später durch Tapferkeit gegen die Franzosen und Anhänglichkeit an die deutsche Sache erworben habe. Aber eben deßhalb müssen wir uns jetzt um so offener gegen die Leute erklären, wenn sie das, was sie den Franzosen gethan, den Deutschen thun wollen, wenn sie sich weigern, herauszugeben, was nicht ihnen gehört, wenn sie Oesterreichs Großmuth, die Baiern groß

gemacht, es mit Würzburg und Aschaffenburg völlig beschenkt, und ihm Anspach und Baireuth gesichert hat, während es, zu seinem Nachtheil und aus diesem Grunde, Sachsen mußte zerstückeln lassen, wenn sie diese Großmuth, ohne die doch — gesteht es ehrlich! — Baiern jetzt ganz gewiß vernichtet wäre, wenn sie solche Gnade mit schwarzem Undanke, ja mit teuflischem, hinterrückischem Anfalle danken. Gegen Ausbrüche solcher Laster muß jeder deutsche Geist aufstehen, und abwehren, so lange er vermag. — Nun das Actenstück selbst vollständig und gewissenhaft.

* * *

Allerehrfurchtvollste Vorstellung einiger Landgerichte und Gemeinden des Salzach- und Unter-Donaukreises an Se. Majestät den König von Baiern, die Abtretung des Innviertels und Salzburger Landes betreffend.

(Braunau, den 15ten *) December 1815.)

Allerdurchlauchtigster großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Oeffentliche Zeitungsblätter und übereinstimmende Privatbriefe, welche in unsern Gegenden

*) Dieses Datum ist wahrscheinlich falsch, wenigstens dürfen wir annehmen, daß der Druck von einem viel spätern ist. Was mit dieser vermuthlichen Vorda-

von mehrern Seiten her eintreffen, haben die für alle Baiern so traurige Nachricht verbreitet, daß

von den großen Mächten dem Hause Oesterreich die Erwerbung des baierischen Hausrucks- und Innviertels, so wie des Salzburger Landes zugestanden worden, und in den jetzigen Unterhandlungen Oesterreich auf dieser Abtretung bestehe. *)

---

tirung eigentlich bezweckt werden soll, wissen wir nicht. Vielleicht will man den Schein annehmen, als sey diese Schrift nicht Folge bestimmter Erklärungen.

*) Es ist durch die öffentlichen Reden im englischen Parlament bekennt, daß alle deutsche Staaten, deren Lande einem Wechsel unterworfen waren, nach dem Wiener Congresse mehr Einwohner hatten, als in irgend einer Periode vorher. Baiern hat sich seit einem Dutzend Jahren mehr als um das Doppelte vergrößert, Baden um das Dreifache, Würtemberg und Darmstadt wohl um die Hälfte, mehrere sächsische Häuser, Oldenburg, Mecklenburg, haben einen bedeutenden Zuwachs erhalten, und Preußen hatte nach dem Congresse eine halbe Million mehr, als es je gehabt, Polen mit eingeschlossen — nur Oesterreich hatte noch zu wenig.

Um dieses zu wissen, braucht man nicht den englischen Rechnern zu glauben; es liegt vor Augen, was Oesterreich verloren, was es für Deutschland geopfert, und was es wieder bekommen hat. Was es in Italien hatte, ist ihm kaum wieder geworden. Gegen Venedig hat es bekanntlich die Niederlande abtreten müssen. Von Polen hat es zwei Drittel verloren, und dafür nichts bekommen. Seine schwäbischen Besitzungen, die Marggrafschaft Burgau, die Landgrafschaft Nellenburg, die Landvogtei in Schwaben, das Landgericht in Schwaben, die Grafschaft Hohenberg an der Donau, am Neckar und am Schwarzwalde, die Donaustädte Constanz, Lindau, endlich das Breisgau und die Ortenau — alle diese Länder hat es nicht zurückerhalten. Endlich fehlt ihm sein unmittelbares Grenzland, Salzburg und das Inn-

Diese unerwartete Nachricht, die uns zugleich mit der Nachricht zukam, daß unsere Armee auf den Friedensfuß gesetzt sey, *) erregt

viertel. Tyrol und das Vorarlbergische ist ihm zwar wieder geworden. Hat es aber nicht für diese Länder, die überdieß mit Baiern mehr zum Schaden als Nutzen verbunden waren, doppelten Werth bezahlt, hat Baiern nicht Würzburg und Aschaffenburg dafür bekommen?

Während mithin sich andere vergrößerten, hat Oesterreich nicht einmal das Seine wieder bekommen. Und für die Großmuth, daß es Baiern, Würtemberg und Baden sogar mit seinen eigenen Provinzen so unverdient vergrößerte, hat es sich, statt dankbarer Freunde, unverschämte, unersättliche Feinde erworben! So sehr die Milde und Großmuth eines Fürsten und einer Regierung zu preisen sind, wenn sie sich gegen Individuen richten, so sehr verdienen sie Tadel, wenn sie sich auf Staaten erstrecken. Da muß immer das strenge Recht, und nur das Recht gelten. Oesterreich wird ohne Zweifel jetzt bereuen, daß es nicht 1813, ohne ein Wort zu verlieren, zu dem Seinigen gegriffen, und Baiern, Würtemberg, Baden durch den kürzesten Proceß sein Eigenthum genommen hat, wo und wie es solches gefunden. An Regierungen ist alle Großmuth verloren. Eine sich verbindlich machen, heißt, sich einen grimmigen Feind schaffen. — Oesterreich hat freilich die öffentliche Meinung für sich, und die ist ein großer Freund in der Noth. Es hätte sie aber nicht verscherzt, wenn es genommen hätte, was es durch die Franzosen verloren. Vielmehr rathen manche bei dieser Versäumniß auf Schwäche. Wie! Wenn Oesterreich sich 1813 mit Preußen vereinigt, und Deutschland getheilt hätte? Ueber Ungerechtigkeit hättet ihr nicht klagen können! Daß es nicht geschehen, habt ihr der besonnenen, lebenlassenden, durch Jahrhunderte begründeten Politik Oesterreichs zu danken. Nun es, aus Schonung und angestammter Milde, mit leerer Hand abgezogen, macht ihr ihm eine Faust nach. O die Undankbaren! O die Vasallen!

*) Dieses Einschiebsel ist berechnet. Es soll die Arglosigkeit der Baiern herausheben. Arglos können sie auch seyn. Muthet ihnen denn jemand etwas zu, gegen das sie sich bewaffnen müssen? Ist das nicht

in uns die gröſste Bestürzung. *) — Uns steht es nicht zu, zu beurtheilen, in wie fern diese

---

Napoleons abgedroschener Kniff, wenn er Krieg wollte, ein Friedensgetümmel zu machen. Der Welt zu beweisen, wie unschuldig und ruhig, bloß mit seinem Volke und seinem Kinde beschäftigt, er daheim sitze, und kaum gewußt habe, daß ein Nachbar verbrecherische Absichten auf sein schönes Land habe, und schon aufgebrochen sey, um ihn meuterisch zu überfallen? Wie entehrt stehen wir da, daß unsere deutsche Sprache sich zu solchen Formen hergeben muß! Warum haben die Baiern doch nicht die baierische Sprache statt der fremden gewählt? Wahrscheinlich würde sich solche Manier besser darin geben lassen.

*) Man denke! Die Salzburger und Innviertler, die so eben haben baierisch werden müssen, die noch voll Jammers sind über die Trennung von Oesterreich, diese befällt bei der Rückkehr eine Bestürzung! So studirt übrigens dieser Lärmruf ausgearbeitet ist, so können wir doch nicht diese gar zu plumpe Unterschiebung fassen. Fragt doch, ihr Baiern! in Deutschland herum, fragt in Frankreich, Italien, England, welche von beiden Regierungen von ihren Unterthanen geliebt sey! Fragt, wenn deutsche Bürger die Wahl hätten, ob sie baierisch oder österreichisch werden wollten. Ihr wißt die Antwort, aber der Welt soll ein Gaukelwerk vorgemacht werden, oder wenigstens den Neu-Baiern. Der Haufen ist gläubig. Wenn kaum gewesene Oesterreicher mit solchem Enthusiasmus für Baiern beseelt sind, was sollen die Franken und Schwaben thun, die durch die Franzosen schon seit alten Zeiten (in Beziehung nämlich auf die Gründung des baierischen Reichs) unter die Baiern gegeben worden? Werden sie sich nicht an die Alt- oder Stockbaiern anschließen, und, gleich den Spaniern, alle Oesterreicher vergiften, erdrosseln, erstechen, erschießen, ertränken, verbrennen und aufhängen? Das ist also die Absicht der Anlage des Stücks! Aber auch in dieser ist es plump. Der Haufen wird nicht durch Schwatzen, am wenigsten durch Lügen gerührt; sondern durchs Gefühl. Ist ihm dieses unter den Stockbaiern behaglich, so wird es sich dafür wehren, und ihr bedürft keiner Theaterstreiche. Daß ihr diese anwendet, zeugt wider die Aechtheit eurer Sache. — Wir zweifeln keineswegs, daß baierische Landrichter und dergleichen Beamte solche Ad-

Foderungen mit früheren Verpflichtungen und feierlich eingegangenen Staatsverträgen in Vereinbarung gebracht werden können; aber wir vermögen nicht den Schmerz zu unterdrücken, der unsere Gemüther bei der Betrachtung überfällt, daß wir nur darum die schwersten Opfer gebracht haben sollen, um fremder *) Uebermacht zur Beute zu werden.

---

dressen nachschreiben, ist ihnen einmal ein Muster gegeben. Den Franzosen nachzuäffen, die jährlich einem andern Fürsten Ergebenheitsaddressen einschicken müssen, ist ja eine leichte und natürliche Sache. Welche Regierung in Deutschland wird sich aber durch solche Spiegelfechterei beehrt fühlen? Und gäbe es eine solche, so müßte man sie bedauern, daß sie franzosenhafte Addressen, die zuerst das Machwerk eines Kriechers, dann Nachäffereien eines Wohldieners, dann furchtsamer Bürgermeister, Schulzen, Schulmeister und Pfarrer sind, für Ausdrücke ehrlicher Gesinnungen hält.

*) Fremder! So sprächen Oesterreicher von Oesterreich? Nein! So sprechen — baiern von Deutschen! Unter den Verpflichtungen versteht ihr doch wohl die Abtretung Salzburgs und des Innviertels. Wir fragen euch, wenn ihr Nachts im Walde von Räubern und Mördern überfallen werdet, die euch, da ihr kein Geld habt, zwingen, einen Wechsel oder dergleichen zu unterschreiben, wir fragen euch, ob ihr verpflichtet seyd, diesen Wechsel zu lösen? Preußen hat an Frankreich alle seine Provinzen westlich der Elbe abgetreten. 1813 hat es sie wieder genommen, und wir haben nicht gehört, daß es sich verpflichtet gehalten hätte, deßhalb mit den Franzosen zu unterhandeln, ja man hat es nicht einmal rechtlich für nöthig geachtet, daß der Abtretungsvertrag von Frankreich beim Frieden 1814 außer Kraft gesetzt worden. Von allem, was Frankreich diesseits des Rheins geraubt hatte, war gar keine Rede, sogar die Majorate, welche Napoleon an Generale verschenkt hatte, wurden ohne einen rechtlichen Act eingezogen. Gestohlenes Eigenthum nimmt man, wo man es findet.

Warum soll denn nun Oesterreich Verpflichtungen haben gegen das, was ihm die Franzosen ge-

Wenn wir in diesem Benehmen unsers grossen Nachbarstaats, sich nach erreichtem grossen Zwecke auf Kosten des treuesten Bundesgenossen erweitern zu wollen, eine unserm erhabenen Fürstenhause und der ganzen Nation erwiesene schwere Beleidigung erblicken müssen, so verkennen wir auf der andern Seite nicht, wie sehr es das väterliche Herz Eurer königlichen Majestät schmerzen müßte, Ihre geliebten Unterthanen, kaum aus dem Sturme einer drohenden Zeit gerettet, von neuem den Drangsalen eines ungewissen Kriegs entgegengeschleudert zu sehen.

Wir finden uns daher von unsern theuern Pflichten aufgefodert, die Erklärung unserer festen und unwandelbaren Gesinnungen vor dem Throne unsers allgeliebten Landesvaters mit eben so tiefer Ehrfurcht als unumwundener Freimüthigkeit niederzulegen.

Wir thun es öffentlich, um unsere Landsleute in allen Gegenden des Reichs, wie durch ein von Hügel zu Hügel loderndes Wachtfeuer, von unserer Noth und unserm Thatendrange in schnelle Kenntniß zu setzen, — um allen Mächten und Völkern Europa's zu beweisen, daß wir ihrer

---

nommen? Warum soll dieses zu einem Rückvertrage anzuhalten seyn, da er bei anderem Franzosenraube nicht nöthig gewesen? Ihr macht ihm diese Zumuthung, weil ihr es an Oesterreich gewöhnt seyd, es immer auf dem Wege Rechtens handeln zu sehen, und weil es sich leider jetzt wieder mit euch darauf einzulassen die Unvorsichtigkeit gehabt hat. Was euch aus Gnade zugekommen, das habt ihr die Keckheit als Schuldigkeit zu fodern! Man muß nur bedauern, daß ihr Oesterreich in seinem schönen Gange stört, und zwingt, Salzburg und das Innviertel ohne Weiteres zu besetzen.

Achtung nicht unwerth sind, — um sie allenthalben um ihre Theilnahme und Unterstützung anzuflehen, *) — um selbst dem gerechten Kaiser

*) Das heißt mit Leben und Ehre spielen. Durch Feuerbrände künden sie ihren Thatendrang an — um französischen Länderraub nicht herauszugeben — und dadurch wollen sie der Völker Europa's, nicht Deutschlands Achtung verdienen, und ihre Theilnahme anflehen.

Ihr Baiern müßt wirklich nicht wissen, woran ihr mit den Völkern seyd. Das wollen wir euch demnach sagen, damit ihr euch nicht verrechnet, und in ein Unglück rennt, wartend auf die Hülfe, die ihr träumt. Was die europäischen Völker betrifft, so können wir euch versichern, daß diese nicht wissen, daß eine baierische Nation in Europa wohne. Für ein Nichts werden diese sich demnach nicht aufmachen. Was aber Deutschland betrifft, das ihr jedoch ganz zu verachten scheint, da in der ganzen Schrift dieses Wort auch nicht einmal vorkommt, selbst da nicht, wo es fast unmöglich gewesen, es zu umgehen — so können wir euch ebenfalls heilig versichern, daß auch dieses nichts von einer baierischen Nation in Europa weiß. Sollte sich etwa gar eine solche in Deutschland finden, so müßte sie seit kurzem eingewandert seyn, und man würde sie nothwendig wieder weiter gehen heißen, wenn sie sich nicht mit der deutschen Nation vermischen und verschmelzen wollte. Da sich Völker durch Sprachen unterscheiden, und bekanntlich jeder zu dem Volke gehört, dessen Sprache er lallen gelernt hat, so müssen uns vor allem die Baiern einige Proben ihrer Sprache geben, und wir müssen ihnen daher bedeuten, daß sie bei ihrer Appellation besser gethan hätten, ihr Actenstück nicht ins Deutsche übersetzt herumzuschicken. Deutsche halten nur zu Deutschen, und helfen niemand, als Deutschen! Die deutsche Nation wird daher nimmermehr einer baierischen Nation zu Hülfe kommen, so wenig, als einer französischen. Der Haß gegen das Fremde ist — in politischer Hinsicht — mit Recht in jeder deutschen Brust tief gewurzelt, und stößt alles ab, was sich diesem Gefühle entfremden will.

Wir können demnach der baierischen Nation versichern, daß, wenn sie auch wirklich einen gerechten Krieg gegen Oesterreich führte, was von dem angedrohten kein Deutscher sagen wird, Niemand für sie

Franz Gelegenheit zu geben, daß er sein Cabinet, das unsern Untergang beschlossen hat, *) zu den jederzeit ihre Belohnung mit sich bringenden

---

eintreten werde. Es mag seyn, daß es Cabinette gibt, die Lust haben, nicht den Baiern zu helfen, aber Oesterreich noch mehr zu verkleinern, und die daher den Baiern wohl Hülfe versprechen könnten; aber das wissen wir gewiß, daß kein Volk als Volk mit gutem Willen eine Hand aufhebt, das hoffen wir zu deutschen Regierungen, daß sie dieses Gefühl ihrer Unterthanen ehren, das jeden Deutschen seinem Schicksale überläßt, der sich des deutschen Namens schämt, der in Deutschland etwas anderes seyn will, als Deutscher, daß jede das Gefühl ehrt, welches laut fodert, daß aller Franzosenraub für nichtig erklärt, und ohne Rücksicht zurückerstattet werde; und deßhalb hoffen wir, daß kein Deutscher werde getrieben werden, diesen Raub zu vertheidigen, daß man nicht durch Partheinehmen wieder einen 30jährigen Krieg in unserm Vaterlande anspinne. — Mag Oesterreich das Seinige nehmen, und es bleibt Frieden.

*) Welche Sprache! Baierns Untergang ist beschlossen, wenn es herausgeben soll, was ihm nicht gehört! Die hohen Mächte in Wien hätten also Baierns Untergang beschlossen, weil sie es anhalten, einen kleinen Theil des Raubes zurückzuerstatten, den es sich auf Wegen wider Deutschland sammelte? In der That! Man darf nur vor keinem Worte erschrecken, und man erhält große Wirkung! In den Jahren 5 und 9 kündigte Napoleon seinen Franzosen an, er müßte Baiern und Deutschland retten, dem Oesterreich den Untergang drohe.

Und in derselben Stelle schärfen Baiern dem Kaiser Franz ein: „Er soll sein Cabinet zu den Grundsätzen der Mäßigung zurückführen, die ihre Belohnung jederzeit mit sich brächten!" Die Baiern wagen es, die Grundsätze der Mäßigung und Gerechtigkeit zu preisen, sie sind kühn genug, diese Wörter in den Mund zu nehmen, und das Oesterreich gegenüber, dem gerechten Kaiser Franz gegenüber! Welcher Mittel hat sich Baiern seit einem Dutzend Jahren bedient, um alle Nachbarländer an sich zu reißen? Einem Christen stehen die Haare zu Berge, wenn er solche Worte von solchen Zungen hört.

Grundsätzen der Mäßigkeit und Gerechtigkeit zurückführe.

Im Angesichte von ganz Europa erklären wir daher Eurer Majestät, daß uns, um jene wichtigen Landestheile dem Reiche zu erhalten, kein Opfer zu groß ist, daß wir bereit sind, die Rechte unsers angebeteten Fürstenhauses und unsere National-Unabhängigkeit gegen jeden ungerechten Angriff mit der muthigsten Entschlossenheit zu vertheidigen, und für König und Vaterland den letzten Blutstropfen zu vergießen.

Dieß, allergnädigster Herr! sind die Gesinnungen nicht bloß derjenigen von uns, welche durch eine solche Trennung unmittelbar bedroht sind, nicht bloß derjenigen, welche in der Zerreißung der bisherigen nachbarlichen Verhältnisse, in der Näherrückung einer fremden Landesgrenze ihren Wohlstand in dem Augenblicke zerstört sehen würden, wo sie von den Segnungen des Friedens seine festere Begründung hoffen zu dürfen glaubten, *) — diese Gesinnungen, wir wissen

*) Wer sind diese, welche ihren Wohlstand zerstört sähen, wenn das Land wieder österreichisch würde? Doch wohl nur die, welche in der eroberten Provinz Dotationen erhalten haben? Von keinem andern Stande ist eine Furcht vor Eigenthumsänderung denkbar. Sind es also diese, welche darauf schlagen wollen? Stehen diese an der Spitze der Parthei, welche Zwietracht in Deutschland werfen will, um einiger Schenkungen willen? welche Oesterreichs Ehre schänden möchte? welche Baiern in einen unverhältnißmäßigen, tollen Krieg stürzen will? Für einige Schenkungen sollen einige tausend Baiern (mehr wird es hoffentlich nicht kosten, da der lächerliche Kampf — — — — — — — — — bald geendet seyn wird) sich todt schießen lassen? Wäre es möglich, daß die baierische Regierung, der man nicht Kraft und Gewandtheit absprechen kann, das

es aus dem Munde unserer Söhne und Brüder, begeistern die ganze Armee, sie haben sich der Landwehr allenthalben mitgetheilt, sie sind unter dem ganzen Landvolke verbreitet.

Es bedarf nur eines Winkes unsers abgeliebten Maximilians, und Hunderttausende von Bayonetten, von baierischen Aermen geführt, des Gebrauchs nicht unkundig, stellen sich den ungerechten Angriffen entgegen, wenn man es wagen will, unsere Selbstständigkeit zu bedrohen, unsere Vertheidigungslinien uns zu rauben, und unser Reich zu einer wehrlosen Provinz zu erniedrigen, welche sich unterjocht sehen müßte, ohne noch zuvor des Ruhmes einer Niederlage gewürdigt zu werden. *)

Spiel dieser Parthei sey? Wir kennen sie nicht. Sie hat sich aber in der Kriegsankündigung so deutlich bezeichnet, daß wir nicht glauben, daß irgend jemand in Baiern, der die Verhältnisse näher besehen kann, darüber im Zweifel seyn wird. Die tapfern Baiern werden sich nicht zum Opfer hergeben für einige Menschen, die Güterverlust fürchten, nur fürchten; denn Oesterreich ist gnädig, vielleicht ist es sogar gegen die, die es zerstören möchten.

*) Es ist bekannt und belobt, daß die Landwehr in Baiern gut bewaffnet und geübt sey. In Deutschland glaubte man, es sey für Deutschland solcher Eifer befohlen. Jetzt lernen wir, daß er gegen Deutsche gerichtet ist! Wir können auch glauben, daß Baiern einige Hunderttausende zähle; aber Hunderttausende zählen, und ins Feld stellen, ist zweierlei. — Hunderttausende wollen erhalten seyn, wollen Pulver und Blei, Hüte und Schuhe, Rosse und Ochsen haben; das wollen sie gegen Oesterreich einige Jahre lang haben — und dazu sind viertehalb Millionen Menschen ein kleines Häuflein. Oesterreich braucht euch nur zu zwingen, unter die Waffen zu treten, und dann kann es ruhig, irgendwo verschanzt, zusehen, wie ihr nach einem halben Jahre umfallet. Kurz man mag euer Unternehmen

Wir glauben bei dieser Gelegenheit vor andern ein Recht zu haben, als Organe der Nationalstimmung uns dem Throne zu nähern: es waren vorzüglich unsere Väter in den Thälern des Inns, der Donau, der Rott, der Vils, welche dieses heilige Vorrecht in den Jahren 1705 und 1706 mit ihrem Blute erkauften. *)

Aber diese Stimmung ist die des ganzen Volks. Und welch ein Volk ist es, dem man solche Zumuthungen macht? Ist es eine feige Sclavenrotte, durch Entartung oder frühere Schicksale bestimmt, in den Staub getreten zu werden? Ist es ein Volk, das, der Freiheit und des Siegs

---

ansehen, von welcher Seite man will, so erscheint es lächerlich, wo nicht verrückt. „Selbstständigkeit bedroht, Vertheidigungslinien geraubt, unser Reich zu einer wehrlosen Provinz erniedrigt, unterjocht werden, ohne des Ruhms einer Niederlage gewürdigt zu seyn," gehören in den Moniteur.

*) Die will man euch ja nicht nehmen, nicht angreifen. Ihr sollt ja nur herausgeben, was ihr seit 1809 habt. Wozu also das Berufen auf die Abtrünnigkeit Baierns vom deutschen Reiche, schon im Jahre 1702, auf dessen damalige Allianz mit den Pfalzbrennern, und dessen Einmischung in den spanischen Erbfolgekrieg? Ist es in Baiern ehrenvoll geworden, Felonie am Reiche zu begehen, daß man jenen Krieg preis't? Ist es politisch, ins Andenken zu rufen, wie damals Baiern, während die Reichstruppen im Elsaß die Franzosen abhielten, den Herzog von Würtemberg, den Pfalzgraf zu Neuburg, Ulm, Kempten, Memmingen u. s. w. hinterrückisch überfiel, wie es sogar die Reichstagsgesandten in Regensburg verjagte, wie es sein Heer mit dem französischen vereinigte, wie es sogar sich die Demüthigung anthat, Franzosen in seine Festungen aufzunehmen, wie der Herzog sogar französischer General wurde, wie die Bauern an der Vils und Rott zum Kreuze krochen, und die kaiserliche Amnestie in Demuth annahmen? Diesen baierischen Ehrenzettel wollt ihr also wieder an der Rotte anheften?

ungewohnt, die Waffen nicht zu führen verſteht, von tapfern Feldherren entblößt, guten nationellen Einrichtungen fremd, oder des Kriegsgeiſtes und höherer Einſicht beraubt? Iſt es ein Haufe entnervter Siechen und niedriger Selbſtlinge, die, um ein elendes Daſeyn zu friſten, ſich willig dem Joche des nächſten Eroberers beugen?

Oder wird es vielleicht von einem Herrſcherſtamme geleitet, der es nicht kennt, nicht liebt, der kein Gefühl für National-Ehre und Fürſtengröße hat, der, der Erlöſchung nahe, ohne Theilnahme in die Zukunft blickt, der in ſich, ſeinen Ländern und ihren Bewohnern keine Hülfsquelle mehr findet, und mit gutmüthiger Hingebung ſich gefallen laſſen muß, die Feſſeln ſelbſt ſich anzulegen?

Nein, der Volksſtamm der Baiern iſt es, die Wittelsbacher ſind es, die man mit Unterwerfung bedrohen will.

(Der Beſchluß folgt.)

An Herrn K.... über Schmalz.

Dreimal wagt er ſich ins Gefecht,
Denn — ſtätig — wollt' er haben Recht,
Und ſteht nun ſiegend, wie du meinſt? —
Wohl liegt er nicht, wie, keck in ſeiner Tonne,
Diogenes vor Alexandern einſt,
Nein — ſteht — wie Butter an der Sonne.

—n.—

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 3os Stück.

Deutschlands Frieden.

Allerehrfurchtvollste Vorstellung einiger Landgerichte und Gemeinden des Salzach- und Unter-Donaukreises an Se. Maj. den König von Baiern, die Abtretung des Innviertels und Salzburger Landes betreffend.

(Beschluß.)

Das Volk ists, das durch Tapferkeit und Treue vor andern hochberühmt in der Geschichte glänzt, das seit den anderthalbtausend Jahren, welche seinen Namen kennen, in allen Stürmen der Zeit seine Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten gewußt, *) das von den ältesten bis in die

*) Unverschämte Lüge! Baiern ist seit seiner Geschichte unter dem deutschen König oder Kaiser als deutsche Provinz gewesen, so wie jede andere. Rebellisch war es freilich immer. Schon im sechsten Jahrhunderte hat Charibald seine Tochter an den König von Italien vermählt, um einen Gehülfen an dem Schwiegersohne zu haben, als er aus Hochmuth und Verblendung sich gegen seinen König auflehnen, und ein selbstständiges baierisches (undeutsches) Reich gründen wollte. Wie hat es diesen Charibald bekommen? Das hohe Tyrol hat ihn schwindelnd gemacht, und er ist in eine Felsenkluft hinabgestürzt! Nicht lange

neuesten Zeiten Tapferkeit und Edelsinn erprobt hat, aus dessen Mitte die unüberwindlichsten Feldherren, die weisesten Staatsmänner hervorgegangen sind, und das durch keine Ueberbildung entnervt, mit üppiger Fülle des Jugendalters gerüstet, jedem Angriff zu wehren bereit ist, ein kräftiger Stamm an Körper und Geist.

Und das Fürstenhaus ists, das älter als alle andern, auch durch die liebevollste, unwandelbarste Anhänglichkeit an seine Unterthanen sich stärker fühlt, als die meisten der übrigen, — das uns die Otto, *) die Ludwige, die Maximiliane gegeben hat, — das durch eine lange Reihe weiser und guter Fürsten seinen Völkern theuer, ein unvergeßlicher Wohlthäter geworden, — das von jeher die National-Ehre bewahrt hat als ein heiliges Pfand, — das die Kraft seiner Baiern kennt, und angebetet von ihnen die

---

darauf hat Thassilo dasselbe versucht. Wie wurde aber sein wiederholter Meineid bestraft? Der Reichstag verdammte ihn ins Kloster, wo er in Aerger und Kummer zu Grunde ging. Dieß mag wohl der Grund seyn, daß die Baiern gegen die Klöster so wüthen.

Sollen wir euch noch mehr Geschichtchen aus eurer ehrenvollen anderthalbtausendjährigen Geschichte vorhalten? Nein! das sey genug. Wir schonen in euch einen deutschen Volksstamm, den wenigstens wir noch nicht aufgegeben haben.

*) Eben so hätten wir es der Klugheit gemäß gehalten, von Otto von Wittelsbach zu schweigen. Ihm ist, nachdem Heinrich der Löwe, wegen Rebellion gegen das Reich, das Weite suchen mußte, Baiern durch die kaiserliche Gnade geschenkt worden, nachher hat Otto von Wittelsbach einen Kaiser ermordet! Gewiß die Frechheit muß weit gehen, wenn man sich auf solche Thaten beruft!

Ueberzeugung hat, daß es nur eines mit Vaterzutrauen gesprochenen Wortes bedürfe, um die ganze Masse der Nation zu den größten Anstrengungen zu begeistern, — das keiner Hülfsquelle ermangelt, und wenn es Noth ist, in wenigen Tagen gerüsteter dasteht, als jemals, — das Feldherren und Minister zählt, um welche die größten Mächte es mit Recht beneiden, — und das endlich in seinen erhabenen Sprößlingen, den Heroen der Jugend, dem Volke und ganz Europa die sicherste Bürgschaft einer glorreichen Fortdauer darbeut.

Wer will es wagen, ein solches Fürstenhaus, unterstützt von einem solchen Volke, anzugreifen?

Sollten wir dieß von Oesterreich zu befürchten haben, welches noch kürzlich, als es sich den Absichten Preußens auf Sachsen entgegensetzte, die edelsten und gerechtesten Grundsätze anerkannte, und jeden Menschenfreund mit den süßesten Hoffnungen einer segenreichen Zukunft erfüllte? *) Sollte uns dieß von der Macht bevorstehen, welche die Natur mit uns vereint, von der Macht,

---

*) Von euch hat das noch niemand gesagt. Ein solches Vertrauen erwirbt eine Regierung nicht über Nacht. Gerechtigkeit und Milde muß ihr durch Menschenalter eigen gewesen, und durch die Zeit zur andern Natur geworden seyn; sonst kommt sie nicht in so guten Ruf. Eine gerechte That ist vor den Augen des Volks nichts. Ein gerechtes Leben ist etwas! Das Leben des Staats entdeckt sich aber nur in einer Reihe von Jahrhunderten. Neben der österreichischen Regierung bestehen noch Dutzende in Europa und Deutschland, und auch schon seit Jahrhunderten. — Manche hat große Thaten gethan, manche ist gerecht und mild gewesen — aber sie thaten und waren es nur manchmal. Gibt jemand einer das Zeugniß, das

der die schöne Bestimmung gegeben ist, als erhaltender Genius die Wage der Gerechtigkeit in Europa zu führen?

Oesterreich hat die Heiligkeit der Verträge in den Momenten am gewissenhaftesten bewahrt, wo eine Abweichung von den eingegangenen Verbindlichkeiten eine schwer zu berechnende extensive Vergrösserung zur Folge gehabt haben würde. Eingedenk der ewigen Wahrheit, daß ungerechter Gewinn keine wahre Stärke gibt, blieb es seinen Verpflichtungen getreu.

Die hohe Achtung, welche Oesterreich damals für die Rechte anderer Staaten bewies, die zarte Schonung, mit welcher es alle zwischen den Fürsten bestehende Verhältnisse behandelte, die großen Opfer, die es der gemeinsamen Sache Europa's brachte, gewannen ihm das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Fürsten und ihrer Unterthanen. Denn immer findet die wahre Politik ihren Lohn in den dankbaren Gesinnungen der Völker. Staaten, die sich keine Abweichung von der Bahn der Gerechtigkeit erlauben, werden stark durch die Gewalt der öffentlichen Meinung. Sie

---

ihr so eben Oesterreich gibt? Ist aber Gerechtigkeit und Milde seit Jahrhunderten ein Theil der Politik eines Hauses gewesen, so kann ein solches Haus jetzt nicht seinen guten Namen aufs Spiel setzen, und eine Ungerechtigkeit begehen. Ist es eine Ungerechtigkeit, wenn es seine durch Ungerechtigkeit abgerissenen Provinzen wieder erwirbt? Wie verdorben müssen die seyn, welche so mit Worten, mit Recht und Tugend spielen, welche so die Begriffe verkehren? Wie blödsichtig die, welche wähnen, ein fürstliches Haus, das im allgemeinen Rufe der Ehrenfestigkeit da steht, durch ihr Geschrei vor den Augen der Welt ehrlos machen zu können?

können eine Größe erwerben, die dem Eroberer unerreichbar ist.

Zu diesen Ansichten bekannte sich Oesterreich, da es darum galt, seinem Scepter Millionen zu unterwerfen. Sollte es jetzt die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit und die weisen Vorschriften wahrer Politik verlassen, wo es sich darum handelt, ein Paar tausend Familien und etliche Schanzen zu gewinnen?

Eine solche Abweichung kann nicht aus dem Gemüthe des redlichen Kaisers, nicht aus den Rathschlägen seiner staatsklugen Minister hervorgehen. Nur einseitige Ansichten von Heeresführern, welche die Anstrengungen der Armeen durch Erweiterung der Grenzen belohnt zu sehen wünschen, — sey es auch auf Kosten des treuen Waffengefährten — konnten einem solchen Plane Nahrung geben. *)

---

*) Welch ein kunstreiches, verschmitztes Gewebe französischer Phrasen! Oesterreich hätte auf gerechtem Wege Millionen erwerben können, und hat es nicht gethan, weil es niemand weh thun kann. Das ist freilich ein Fehler! Es hätte euch das Innviertel, Salzburg, Tyrol, Vorarlberg, Lindau, Günzburg damals abnehmen sollen, als es nach euerer Meinung noch gerecht war, und euch Würzburg und Aschaffenburg nicht geben, und Anspach und Baireuth nicht lassen sollen. Dann wäre euch der Kamm nicht so gewachsen, ihr würdet jetzt nicht daran denken, über Unrecht zu klagen, ihr würdet nicht kindisch Oesterreich mit Hunderttausenden, und frech und sittenlos mit ungerechter Sache und mit der öffentlichen Meinung drohen, ihr würdet zu Wien kriechen um Schutz, Sachsen wäre nicht zerrissen, die Franzosen hätten an euch keine mächtigen Freunde, (für Gesinnungen wollen wir nicht stehen), kurz Deutschland wäre beruhigt, in das ihr nun wüthend die Kriegsbrände schleudern wollt!

Fodert es denn nicht Oesterreichs eigenes Staatsinteresse, Baiern stark und mächtig zu erhalten? Hat es eine bessere Vormauer, als Baiern? Dieses Vorland muß aber in der Stellung seyn, welche der Markgrafschaft zukommt: es verliert seine Kraft, wenn seine Integrität bedroht, oder wohl gar angegriffen ist. In diesem Sinne handelte einst Baiern, als es einen Markgrafen in Oesterreich einsetzte: es gab ihm die Kraft, das Mutterland zu beschirmen. *)

„Da also der gerechte und euch gnädige Kaiser nicht ungerecht seyn kann, da die Regierung nicht ungerecht seyn kann, weil sie es sonst seit Jahrhunderten, und weil sie es gewesen wäre, als sie Millionen gewinnen konnte; so sind es die Feldherren." Das hundertjährige gerechte Cabinet ist also so schwach, daß es sich jetzt erst, und zwar „um einiger Tausend Familien willen," von Feldherren von seiner Politik ab, und zur Ungerechtigkeit gegen Schwache, gegen euch, bringen läßt!

Welche Weisheit in den Schlüssen!

*) Wieder die Begriffe, ja die Geschichte verdreht! Also Baiern hat Marggrafen eingesetzt? Nicht das Reich, nicht der Kaiser? Das wollt ihr eigentlich auch nicht sagen. Ihr wollt nur zu verstehen geben, daß Oesterreich einmal mit Baiern verbunden war, und daraus deduciren, daß es von Rechts wegen euch gehörte. Aber wißt ihr denn nicht, daß einmal Sachsen, Hannover, Brandenburg u. s. w. auch zusammen gehörten, und einen Herzog von Sachsen hatten? Wie! wenn der jetzige König von Sachsen, weil er allein den alten Titel behalten hat, sich beigehen ließe, Hannover und Brandenburg zu reclamiren! Ihr würdet ohne Zweifel lachen, und dieses Mal hättet ihr Recht.

Dann, da ihr, wie es scheinen soll, in der baierischen und österreichischen Geschichte so bewandert seyd, wie kommt es, daß ihr verschweigt, daß Bojarien schon längst in Oesterreich und Baiern getrennt war, als der Rothbart einem Wittelsbach Baiern schenkte! Hat er ihm also Oesterreich mit geschenkt? Wenn man nicht um den guten Ruf für seinen Ver-

Nur wenn Baiern seiner Integrität gegen Oesterreich versichert ist, kann es dem politischen Systeme dieser Monarchie fest anhängen.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen kann dem österreichischen Cabinet nicht entgehen; es wird die Nachtheile wohl bedenken, die es von der öffentlichen Meinung zu befürchten hätte.

Es ist tief in des Menschen Brust gewurzelt, die Redlichkeit zu verehren, der guten Sache den Sieg zu wünschen. *) Wie unmächtig ein Volk auch seyn mag, wie ungleich der Kampf, — der Gerechte wird immer eine Stütze in der öffentlichen Meinung finden; sie ist der Schutzgeist der Selbstständigkeit der Völker und der Rechte der Thronen. Nichts ist geblieben, was gegen die öffentliche Meinung war; nichts wird bleiben, was ihr widerstreitet. In unsern Tagen,

---

stand bekümmert ist, so können die Könige von Frankreich Prätensionen auf ganz Deutschland, halb Ungarn, Holland, Schweiz, Italien, halb Spanien machen, eben so der jetzige König der Lombardei; denn das alles gehörte einmal zusammen. — Noch mehr, der Kaiser Franz könnte nach euern Grundsätzen mit vollem Rechte alle Fürsten aus Deutschland, Frankreich, Italien, Sicilien, Spanien, Großbritannien, Türkei, Jerusalem jagen; denn er war römischer Kaiser, und es gab einmal römische Kaiser, die dieses besessen. Absurditäten wirken aber nicht auf euch. Dahin gehört auch, daß ihr Oesterreich lehren wollt, welche Politik es haben soll.

*) Baiern! Frevelt nicht! Die öffentliche Meinung läßt sich nicht so brandmarken, läßt sich nicht zum Zeugen aufrufen für eine That, vor der sie den Abscheu laut ausgesprochen! Ihr mögt verborgen das fühlen: daher beruft ihr euch nicht auf die Meinung der Deutschen von Euch. Nur mit Europäern steht ihr in Verkehr — an Dieser Meinung wagt ihr zu appelliren.

wo die Bildung der Völker höher gestiegen ist, wo die harten Ereignisse der Zeit den Sinn für Recht und Unrecht mehr geschärft haben, ist die Stimme des Volks wahrhaft die Stimme Gottes. Laut verkündet sie die große Lehre: was die Gewalt bewirkt, wird auch wieder durch Gewalt zerstört, und wo das Gepräge des Rechts fehlt, kann man nicht auf Dauer rechnen. Wer kann, zumal in unsern Zeiten allgemeiner Gährung, wenn Völker gereizt werden, das Ziel bezeichnen, wie weit sich die Ausbrüche erstrecken sollen? Nur zu oft verrechnete sich die Politik an den Völkern, weil sie die Macht der Gefühle nicht kannte. *)

Nationen, welche für ihre Unabhängigkeit streiten, entwickeln eine Kraft, woran die alltägliche Staatsklugheit scheitert. Wäre es unmöglich, daß der Angriff der Oesterreicher das würde, was der Angriff der Franzosen auf Spanien war? **)

---

*) Ihr habt euch euer Urthel fürchterlich, und hierin kenntnißreich gesprochen. Beben mag, wer durch Gewalt zerstört, durch Gewalt erworben! Beben mag, wer abgefallen von den Schwüren, welche er seinem Volke geleistet! Beben mag, wer dieses sein Volk verachtet, wer es zu Boden werfen hilft, wer dessen günstige Meinung dadurch verscherzt hat, daß er sich laut davon losgesagt! Solcher steht verlassen in der Welt. Ein Tiger, ein Hund, eine Ratte kann ihn verzehren; keine hülfreiche Hand streckt sich aus.

**) Ihr könnt zweifelhaft thun über die Aufopferungen des Lebens und Vermögens, welche von den Völkerschaften zu erwarten sind, die mit Baiern vereinigt wurden? Ihr wollt der Welt, oder wenigstens den —baiern weis machen, es würden Anspacher und Baireuther einen spanischen Krieg für die Altbaiern führen? Es würden Würzburger und Aschaffenbur-

Oesterreich hat selbst den weisen Grundsatz aufgestellt, alten Besitz zu ehren. *)

Wir werden nicht murren, wenn unser gerechter König sich bewogen findet, das Hausruckviertel gegen angemessene Entschädigung zurückzustellen. Langer Besitzstand hat die alten Verhältnisse verändert, und das Andenken verlöscht, daß dieses Gebiet, wie das ganze Land ob der Ens, auch einst zu Baiern gehörte.

Aber der Inn bleibe Baierns Fluß, nicht Baierns Grenze! Die Abtretung des rechten Innufers, während Osterreich die Salzburgischen Pässe in seiner Gewalt hätte, würde nicht nur uns zu Grunde richten, sondern die Unterwerfung von ganz Altbaiern, **) und das Verderben seiner

---

ger sich in die Wälder begeben, um ihren deutschen Brüdern aufzulauern, und sie niederzustrecken? Es würden die Schwaben über den Lech eilen, um die bojarischen Pelzmützen zu vertheidigen? Es würden die Oesterreicher vom Inn und von der Salzach Oesterreicher todtschlagen? Daß die Altbaiern zu einem spanischen Kriege taugten, wollen wir nicht in Abrede stellen. Aber es wollen ja keine Oesterreicher nach Altbaiern. Dessen Bewohner werden mithin auch keine im Hinterhalte wegzuschießen bekommen. Ihr theilt vergeblich so viel Munition aus.

*) Wahrlich! Man verliert die Vernunft, wenn man solche Dinge für Vernunft soll gelten lassen. Ist denn Salzburg und das Innviertel ein alter Besitz? Freilich, da eure Monarchie schon 10 Jahre besteht, und jene Provinzen im Jahre 1809 damit vereinigt wurden, so ist diese Vereinigung allerdings schon über zwei Drittel des Alters der Monarchie alt. Das muß Oesterreich ehren, wofern es seinen Grundsätzen getreu bleibt.

**) Das ist nicht einzusehen. Die Salzburgischen Pässe haben ja seit Jahrhunderten nicht zu Baiern gehört, und deßhalb ist Altbaiern nicht unterworfen worden. Uebrigens sind deutsche Länder keinem andern unter-

blühenden Residenzstadt zur unvermeidlichen Folge haben. Das Innviertel, ein nur durch ungerechten *) Krieg uns entrissenes altes Besitzthum, bleibe seinem angebornen Herrscher.

Salzburg, von baierischen Herzogen gegründet, hat immer zum baierischen Kreise gehört, **) und ist die Stütze unserer Selbstständigkeit. Oesterreich hat kein Recht darauf, seitdem es Toscana wieder erhalten. ***) — Wir sind überzeugt,

---

worfen, wenn sie einen andern Herzog oder Kreisdirector bekommen, auch brauchen deutsche Länder gegen Deutsche, am wenigsten schwache, keine befestigte Grenze. Und gesetzt es wäre so, gibt das ein Recht auf Salzburg?

*) In diesen Krieg hat sich jener Herzog von Baiern muthwilliger Weise und durch Abtrünnigkeit von den Beschlüssen des Reichstags gestürzt. Er hatte deßhalb, wie Garibald und Thassilo und Heinrich der Löwe, das ganze Land verloren. Da er es wieder bekommen, so war es nicht ungerecht, daß er eine kleine Strafe erhielt, und ein Geringes an den Kriegskosten trug. Uebrigens, wenn solche alte Ansprüche sollen geltend gemacht werden, so bliebe kaum ein Fürst in Deutschland im Besitz seiner Länder. Was würde aus Baiern werden, wenn es zurückgeben sollte, was es, erwiesen durch ungerechten Krieg, von seinen unschuldigen Nachbarn, die mit ihm nicht einmal im Kriege waren, genommen hat? Es ist schlimm, der Advocat für ein solches Land zu seyn, für ein Land, das von jeher der Friedensstörer in Deutschland gewesen.

**) Baden hat auch zum schwäbischen Kreise gehört. — Warum nimmt Würtemberg es nicht? Baiern selbst hat ja diese Kreiseinheit nicht anerkannt, indem es Schwaben zerreißen half. Warum gibt es denn Augsburg, Kempten, Nördlingen u. s. w. nicht an Würtemberg?

***) Allerdings! In Bezug auf Toscana hat Oesterreich keinen Anspruch auf Salzburg. Habt aber deßhalb ihr einen darauf? Uebrigens hat Oesterreich Salzburg für Würzburg bekommen, ihr habt Würzburg für Tyrol bekommen, die Sache wäre mithin ausge-

daß Eure Majestät in Ihrer Weisheit kein Mittel unversucht lassen, um jede ungerechte Foderung abzulehnen: wir überlassen uns in unbedingtem Vertrauen der Leitung, welche unser angebeteter König auch in diesem, wie in jedem der frühern Momente der Crise der großen National-Angelegenheit zum Besten Seiner getreuen Völker zu geben, für gut finden wird.

Sollte man aber das Recht des Stärkern ausüben, Gewalt gegen Recht geltend machen, dann,

---

glichen. Allein von solch erbärmlichen Schikanen soll gar nicht die Rede seyn. Ihr habt seit 10 Jahren euch zwei-, dreifach vergrößert, während Oesterreich für Deutschland, und mit durch euch geblutet hat. Ihr habt euch sogar in Folge von 1813 mit Würzburg und Aschaffenburg vergrößert, mithin für eure Thaten leider! zu viel. — Dagegen hat Oesterreich nicht nur keinen fremden Zuwachs bekommen, sondern, wie schon oben berührt, noch lange nicht einmal seine eigenen Länder, die es durch eure Felonie verloren hat. Es wäre billig, daß es in gleichem Maße mit euch und Preußen und Rußland Länderzuwachs bekäme. Darauf hat es aber, und sogar auf sein ganzes Vorder-Oesterreich, aus Friedensliebe, wie es leider! scheint, Verzicht geleistet. Und nun soll es nicht einmal seine Grenzländer wieder haben, die es erst in dem herrlich unternommenen Kriege 1809 abgetreten hat? Habt ihr denn nicht einen Vertrag abgeschlossen, daß ihr es herausgeben wollt? Hat nicht Würtemberg einen abgeschlossen, daß es an euch etwas abtreten wolle? Hat nicht Baden einen abgeschlossen, daß es das Nöthige an Würtemberg ablassen, und dafür das nehmen wolle, das ihm jenseits übrig bleiben mag? — Das ist euch aber nicht genug. Nicht wahr! Und ihr seyd so verblendet, daß ihr Oesterreichs Gerechtigkeit für Schwäche haltet! Ihr wagt es wohl, euch zu schmeicheln, daß ihr das österreichische Cabinet zum Besten haben könnt, und daß es am Ende doch, wenn ihr recht ungezogen und franzosenhaft lärmt, am Ende euch Salzburg, das Innviertel, Zweibrücken und Landau überlasse.

allergnädigster König, blicken Sie nicht zurück auf die Opfer, die wir bereits gebracht, auf die Lasten, die wir getragen haben; verfügen Sie über unsere und unserer Kinder Habe und Leben. Auf den ersten Ruf sind wir bereit, in gedrängten Haufen den ungerechten Angriff abzuwehren. Von allen Seiten werden unsere braven Landsleute herbeiströmen, den gerechten Kampf für König und Vaterland mitzukämpfen, und müssen wir nicht an allen minder mächtigen Staaten die treuesten Kampfgenossen erhalten, da vor gleicher Gefahr auch sie etzittern müssen, und unsere Sache ihre eigene wird? *)

Wir können vielleicht auf Augenblicke unterdrückt werden, aber wir werden uns gewiß wieder aufrichten, und der Unterdrücker wird fallen. Keine Macht ist furchtbar, welche gegen die Gerechtigkeit anstrebt, und noch nie ist eine Nation verloren gewesen, die sich nicht selbst aufgegeben hat. Groß und klein ist nicht, was auf der Lands

*) Oesterreich hat keinen kleinen Staat verschlungen, vielmehr sie gegen männiglich beschützt. Baiern aber hat sie dutzendweise hintergewürgt. Mag es sie verdauen! Wäre es aber ungerecht, wenn Oesterreich ein kräftiges Wort spräche, alle eure elenden, felonischen und ungerechten Eroberungs- und Unterjochungsverträge mit einem Hiebe zerrisse, und jeden kleinen Staat wieder herstellte, der euch in den Rachen gefallen ist? Wie viele Deutsche schmachten unter euch? Wie viele wünschen diesen kaiserlichen Act? Uebt zuerst ihr einmal Gerechtigkeit gegen eure Unterdrückten, und dann verlangt sie auch hinwieder, wenn euch anderes zugemuthet werden sollte. Wer aber Jahre lang sich mit Zusammenraffen ungerechten Gutes beschäftigt, der berufe sich doch nicht auf Gerechtigkeit, sondern auf sein Schwerdt, und daß ihr das zu führen versteht, besser als das Recht, gesteht man euch zu.

karte so erscheint: der Geist entscheidet. Jedes Volk ist das, wozu es sich macht, und das stärkste das, was zu gerechter Sache mit einem geliebten Fürsten innigst vereint ist.

Wer kann sich darin mit uns messen? Wir Baiern leben und sterben für die Integrität unsers Vaterlandes, für die Unabhängigkeit unserer Wittelsbacher, in denen wir die Väter ihrer Völker, die Beförderer des öffentlichen Wohls, die Schützer und Befestiger der National-Selbstständigkeit dankbar verehren.

Unser Gut und Blut sey Ihnen geweiht; ein Baier kann nicht edler sterben, als für König und Vaterland!

Dieß, allergnädigster Herr! ist der unverfälschte Ausdruck unserer einstimmigen Gesinnungen. Wir brennen vor Begierde, sie durch Thaten an den Tag legen zu dürfen. Wenn wir mit den Waffen in der Hand unser Besitzthum vertheidigen müssen, so sey Sieg oder rühmliche Vernichtung unser Loos!

Stellen Eure Majestät einen unserer heldenmüthigen Prinzen an unsere Spitze, für das Uebrige wird Gott sorgen: — unser Feldgeschrei sey:

Für König und Vaterland!

Eurer Königlichen Majestät

Allerunterthänigst treu gehorsamste Unterthanen.

Nachschrift.

Das Zeichen der Zeit ist dieses. So lange Napoleon über Deutschland gebot, wagte keiner

seiner unterworfenen Staaten, sich ihm nur auch im geringsten zu widersetzen, weil sie ihn als einen Tiger betrachteten, der beim Hunger sich durch Nichts von einer nächtlichen Caravane wegschrecken läßt. Sie warfen ihm daher Länder und Menschen vor, so viel er verschlingen mochte, zuletzt halfen sie ihm noch andere erjagen, und endlich ließen sie sich selbst von ihm zerfleischen.

Oesterreich dagegen betrachten sie als einen gutmüthigen Löwen, den man verscheuchen kann, wenn man ringsum Wälder in Brand steckt, Trommeln, Kessel, Wagenräder zusammenschlägt, Flinten und Pistolen abfeuert. Wir hören, daß selbst Baden denselben Lärm schlagen wolle, den Baiern angestimmt hat. Wird der Löwe fliehen, und seine Jungen im Stiche lassen? — O! Oesterreich! Oesterreich! Die Arme sind nach dir ausgestreckt, rette die Deutschen!

Darnach fing sich an der üble Streit,
Deß mannich Mann verlor den Leib,
Da dem vierten Heinrich
Verworren ward das Rich;
Mord, Raub und Brand
Zerführten Kirchen und Land,
Von Dänemark bis in Apulien,
Von Karlingen (Frankreich) bis an Ungern,
Denen Nieman nicht möchte widerstehn,
Wenn sie wollten mit Treuen und sammetlich gehn!

Diese stifften Heerfahrten große
Wider Neffen und Hausgenosse;
Das Riche alles kehrte seine Gewaffen,
In seine eigene Aderen;
Mit siechenhaftlicher Rechte
Ueberwand es sich selber,

Daß die getauften Leichnamen
Unbegraben zerworfen lagen
Zum Aase den bellenden
Den grauen Waldhunden!
Da das nicht traute zu sühnen St. Anno,
Da verdroß ihn zu leben länger!

Mancherlei.

Ein englisches Blatt enthält folgendes:

Am 25sten Februar 1815 schrieben die Pariser Zeitungen: L'Exterminateur a signé un traité d'alliance offensive et défensive, on ne sait avec qui?

Am 26sten Februar: Le Corse est parti de l'Isle d'Elbe.

Am 30sten Februar: Bonaparte a débarqué a Cannes avec six cents hommes.

Am 4ten März: Le général Bonaparte s'est emparé de Grénoble.

Am 11ten März: Napoléon a fait son entrée à Lyon.

Am 19ten März: Hier l'Empereur a été reçu à Fontainebleau.

Am 20sten März: Sa Maj. Impériale est attendue aux Tuileries etc.

Vom 21sten Junius an fiel der politische Barometer folgendermaßen:

L'Empereur.
Napoléon.
Napoléon Bonaparte.
Bonaparte.
Buonaparte.
Le Génie du mal.
L'Insensé, que son dernier acte de démence achevait de faire connaître.

Kleine Gastgeschenke.

Gastfreund, trete doch ein, da so ganz unfreundlich der Sturm geht,
Auch ist's Nacht, und du frierst! — Sitze doch nieder am Heerd!
Während ich hier anhäufe der Distichen laubigen Abfall,
Wärme dich aus, denn hell schür' ich das Feuer dir an!

Willst einstreiten du mir mit Gewalt, Nacht, daß du der Tag seyst?
Wehre dem Licht Aufgang, Nacht, und ich nenne dich — Tag!

Wahrlich, das Fest ist toll, nach dem Vogel im Dunkeln zu schießen!
Ziellos fliegt in die Nacht schwirrend der Bolzen hinaus.
Niemals trafst du den Orden, und dennoch hast du den Orden
Dir als Königsgewinn endlich heruntergeholt!

Daß du vom Tugendverein rein seyst, dieß glaubt ja die Welt dir,
Sprich in dem Herzen dich nur rein von dem Gegenverein.

Hebe dich weg, Schwarzkünstler! du gießest den goldenen Wein aus,
Aber zugleich im Moment hast du den Becher gefüllt.
Weit weg wirfst du den Orden, und nun, welch Wunder erschau' ich!
Mit wegstoßender Hand drückst du den Orden dir auf.

Unglückselʼger, du drohest im Volk Aufruhr und Verschwörung;
Niemand glaubte daran! Aber wer zweifelte jetzt
Bei lichtklarem Beweis? — Traum, deine Beschuldigung selbst ist
Ein nachtschwarzer Verein gegen das Tagesgestirn!

(Werden fortgesetzt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 318 Stück.

Ansichten der hannöverischen Regierung über allgemeine Volksbewaffnungen oder den Landsturm.

Seit dem 10ten Junius 1815 sind im Königreich Hannover verschiedene Verordnungen über die Anordnung einer allgemeinen Volksbewaffnung, oder den sogenannten Landsturm, erlassen. Was Umfang und innere Einrichtung dieser Anstalt betrifft, so wollen wir dieses um so mehr mit Stillschweigen übergehen, da sie in dieser Hinsicht denjenigen anderer Länder, der Hauptsache nach, gleich kommt, seit der ersten Anordnung mancherlei Abänderungen getroffen sind, und überhaupt bei der Hoffnung eines längern Friedens das Ganze nur langsam in Thätigkeit gesetzt wird. Desto merkwürdiger aber ist die mehrmals öffentlich kund gegebene Ansicht der obersten Behörden über den Zweck der ganzen Anstalt. Es wird ein dreifacher genannt — nämlich er soll seyn: 1) militärisch, 2) polizeilich, 3) national. Ueber die beiden ersten Punkte wird ungefähr dasselbe angegeben, was man in ähnlichen Verordnungen anderer Regierungen findet. Aber die Aeußerungen der obersten Regierungsbehörden des Königs-

reichs Hannover über den letzten Punkt verdienen eine wörtliche Anführung.

In der ersten Verordnung vom 10ten Junius 1815 heißt es im §. 1. — der Landsturm sey vorhanden

„um durch dieses (kurz vorher beschriebene) „Wirken zur Vertheidigung und Sicherung des „Vaterlandes das Band der Vereinigung zwischen allen Landeseinwohnern inniger und fester zu knüpfen."

In der Instruction für die Landsturms-Commandanten und Unter-Commandanten, ingleichen für die Obrigkeiten, die Errichtung des Landsturms betreffend, vom 21sten Junius 1815, heißt es §. 21. — der Zweck des Landsturms ist

„3) national, um den Gemeingeist „und die Liebe zum deutschen Vaterlande zu heben, zur Mannszucht, zur angemessenen Befolgung der Gesetze, pünktlichen „Vollziehung der erhaltenen Befehle und sittlichem Betragen zu gewöhnen, religiöse Gesinnung, Vertrauen in eigene Kraft, Verachtung der Gefahr und Abscheu gegen alles „Unedle zu erwecken und zu stärken."

Am allerbestimmtesten endlich werden diese Ansichten ausgedrückt, in einer unter dem 14ten Julius 1815 vom General-Militär-Gouverneur des Königreichs Hannover, dem Prinzen Adolph Friedrich, an die Districts-Commandanten des Landsturms erlassenen Instruction. Es heißt in derselben:

„Außer demjenigen, was bereits die königliche Verordnung vom 10ten Junius 1815 und die derselben beigefügte Instruction vom 12ten desselben Monats enthalten, theile Ich hierdurch Ihnen noch folgende Entwickelung meiner Ansichten bei der Errichtung des Landsturms mit." — (Nun folgt einiges über die beiden ersten Zwecke, welches wir hier aus oben angeführten Gründen übergehen — dann aber heißt es weiter:)

3) in nationaler Hinsicht.

„In dieser wichtigen Rücksicht, voll des höchsten Interesses, nehme ich alle Gefühle in Anspruch, welche Sie für Ihr Vaterland beseelen, und Sie reizen müssen, alles aufzubieten, diesen großen Nationalzweck zu erreichen."

„Jedes Deutschen Brust muß von nun an das hohe Gefühl heben, daß sein großes Vaterland durch vereinte Kraft und Willen unüberwindlich sey. Jeder Mann, der die Waffen zu tragen fähig ist, muß sie zu führen verstehen."

„Dem zahlreichen und tapfern deutschen Volke gebührt das stolze Gefühl, daß vergebens die Kraft von ganz Europa sich zu seiner Unterjochung vereinigen würde. Ein neues festes Band umschließt die ganze deutsche Nation; ein Greuel, ein nie zu büßender Frevel sey es für jedes Deutschen Gemüth, diesem heiligen Nationalbunde treulos zu werden."

„Der Deutsche muß den hohen Stolz haben, daß seine Nation die Wagschale des festen Landes von Europa in ihrer Hand halte. Voll

Selbstgefühl seiner eigenen Kraft soll er die Nationalität und Selbstständigkeit jedes Volks ehren, ohne eins oder sie alle zu fürchten. Strafend züchtige Deutschlands Kraft jeden Welteroberer, und dem deutschen Charakter gemäß, gerecht und mäßig, sey es eben so fern von eitler Prahlerei und Eroberungssucht."

„Dieß ist insonderheit der Charakter des Landsturms, der nur auf Vertheidigung, nicht auf Eroberung gerichtet ist. Das deutsche Volk, seiner wahren Würde und sich Kraft bewußt, muß nie glauben, daß ein Feind zu mächtig sey. Unfälle müssen es nie muthlos machen, sondern nur zu rascherer That des Nationalunwillens entflammen."

„Eben so hoch begeistert, als das deutsche Volk durch das Gefühl der vereinten Nationalkraft Deutschlands seyn muß, eben so durchdrungen muß es davon seyn, daß jede Kraft geregelt seyn müsse, um stark zu seyn und zu bleiben, daß nur in Ordnung, höchster Ehrfurcht für Gesetze und Religion, die Stärke und das Wohl der Völker beruhe."

„Wenn solcher allgemeiner Geist, zugleich des hochherzigen und erhebenden Nationalgefühls, und der ehrfurchtsvollen Scheu vor Verletzung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland lebt, so wird dieses großen Landes hoher Beruf anheben; die glorreiche Epoche ist dann erschienen, wo es im Mittelpunkte von Europa dessen dauerhaftere Ruhe gebietet, eines jeden Volks Unabhängigkeit schützt, jedes an diesem heiligen Rechte der Mensch-

heit frevelnde in seine Schranken zurückweis't. Dann erfreut sich Deutschland des doppelten Vorzugs, durch ein fest vereintes Band aller Vortheile eines großen Reichs in Hinsicht auf Kraft und Sicherheit gegen das Ausland zu genießen, ohne die Nachtheile fürchten zu müssen, die leicht für das Wohl der Einzelnen in der innern Verwaltung eines sehr ausgedehnten Reichs entstehen können. Von mehrern langerverehrten Fürstenstämmen regiert, werden die Bedürfnisse deutscher Völker in der Nähe gesehen und empfunden, und so wird sich alles vereinigen, um dem Deutschen die höchste Liebe für sein Vaterland, für dessen Fürsten und Verfassung einzuflößen, und den stets regen Trieb in ihm zu erhalten, für diese theuern Gegenstände freudig und mit Begeisterung alles zu opfern."

„Dieß ist der hohe Sinn, der in der Errichtung der Volksbewaffnung leben, und stets rege erhalten werden muß."

So weit des edlen Fürsten goldene Worte. Sie bedürfen keiner Hinweisung, keiner Erklärung; welche Grundsätze, welcher Sinn hier herrscht, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

Auch würden wir nicht ein einziges Wort hinzusetzen, wenn nicht die schändlichen Verleumdungen, welche besonders durch einige süddeutsche Zeitschriften und Flugblätter gegen die hannöverische Regierung so recht geflissentlich verbreitet werden, einer Rüge bedürften. Welch ein

Geschrei erheben sie nicht über einen seynsollenden undeutschen Geist, über den einzig an England hangenden, England verkauften Sinn der hannöverischen Gewalthaber! Und doch — wo ist in dem vorstehenden auch nur die entfernteste Spur von diesem allen? Der Verhältnisse zu England ist auch nicht mit einem Worte gedacht, ja selbst Hannover wird nicht einmal genannt, noch weniger wird der lächerliche Ausdruck eines hannöverischen Volks gebraucht, sondern indem die Regierung und der Obervorsteher des gesammten hannöverischen Kriegswesens zu ihren Untergebenen reden, betrachten sie diese beständig als Theil des gesammten deutschen Volks, und wollen, daß diese sich nicht anders, als in diesem Verhältnisse betrachten, und aus demselben die begeisternde Kraft schöpfen sollen, die aus dem Bewußtseyn der deutschen Nationaleinheit hervorgehen muß. Wo sind von den obern Regierungsbehörden irgend eines andern deutschen Landes Erklärungen an ihre Unterthanen erlassen worden, aus denen eine höhere, ja auch nur eine gleiche Liebe und Achtung gegen das große gemeinsame deutsche Vaterland spricht? Selbst die besten, die wir haben, die im Preußischen erlassenen, sprechen, obgleich sie sehr oft und schön der Verhältnisse des preußischen Staats zu Deutschland, und der innigen Verbindung seiner Bewohner mit dem gesammten deutschen Volke erwähnen, doch eben so oft von einer preußischen Nation, als ob, Ausnahmen abgerechnet, die in diesen Beziehungen gar nicht in Anschlag gebracht werden

können — als ob die Bewohner des preußischen Staats etwas anderes wären, als ein Theil der deutschen Nation? Nun aber gar erst die hochklingenden Floskeln von einer baierischen, würtembergischen, badenschen Nation! Schade, daß die, welche jetzt von der baierischen, würtembergischen, badenschen, (und hoffentlich auch der Waldeckischen, der Köthenschen, der Lippe-Schauenburgischen und der Sachsen-Hildburghausischen Nation u. s. w.), und ihrem, allen Nationen der Erde schnurgerade entgegenlaufenden Nationalintereſſe gar hochtönende Dinge zu schwatzen wissen, — schade, daß diese Herren den Zustand Deutschlands, wie er vor dem Revolutionskriege war, nicht zurückrufen können, sie würden dann Deutschland allein mit mehr als dreihundert höchst verschiedenen Nationen begaben, und ihren Witz sehen lassen in der Geschicklichkeit für jedes dieser streng abgeschlossenen Reiche die gehörige Anzahl von Groß- und Klein-Würdeträgern, Ordensrittern und Kammerherren, Lust-, Jagd- und Residenzschlössern und guten und schlechten Städten aufzutreiben.

Doch ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu sprechen — von welcher Regierung ist so viel gethan worden, welches beweis't, daß sie sich und ihr Land und ihre Unterthanen keineswegs vom deutschen Volke und Reiche absondern, und als unabhängig und selbstständig betrachten, sondern alle Lande deutscher Nation zu einem deutschen Staatsganzen vereinigt sehen wollte, als von dem Prinzen Regenten der Königreiche Groß-

britannien und Hannover? Er hat es wiederholt zum Vorschlage gebracht, daß ein fester deutscher Reichsverband, mit einem mächtigen Kaiser an der Spitze, wieder hergestellt würde, eine Verbindung, die stärker und inniger seyn sollte, als die bis zum Revolutionskriege bestehende, die ihre Unzulänglichkeit hinreichend bewiesen hatte, eben durch die Leichtigkeit, mit der sie zerrissen, verspottet, vernichtet werden konnte. Er hat es verschmäht, auf schwächerer Mitfürsten und Mitstände Kosten die Grenzen seiner deutschen Lande zu erweitern, obgleich im Laufe unserer wechselvollen Zeit mehr als einmal Verhältnisse eintraten, wo es ihm leichter gewesen wäre, größern Zuwachs an Land und Leuten zu erwerben, als irgend einem deutschen Fürstenhause. Von dem Churfürstenthume konnte Spittler mit Recht sagen: „nichts ist gewaltthätig einem Nachbar abgedrängt, nichts einem Schwächern halbrechtlich entrissen, nichts durch blindes Heirathsglück gewonnen; es ist lauter gerechtes Gut, altes Stammgut, neugekauftes Land. *) Und gilt von dem seit 1802 Gewonnenen etwas anderes? Dazumal, als fast alle deutschen Höfe mit dem Reichsfeinde zu Paris unterhandelten, um durch seine Gunst auf Kosten ihrer Mitfürsten sich zu vergrößern, und die Loose fielen je nach den Diensten, welche dem Reichsfeinde geleistet waren, oder noch geleistet werden sollten, da unterhandelte Hannover nicht mit dem Reichsfeinde, und als beschlossen worden war, alle deutschen Wahlfür-

*) Geschichte des Fürstenthums Hannover, 2r Theil, S. 378.

sten, bis auf den vom Reichsfeinde besonders geschützten (Fürst Primas), ihrer Rechte zu entsetzen, ehe aber vom Reiche selbst das entscheidende Urtheil ausgesprochen war (8ten September 1802), die Begünstigten zugriffen, da wurde von Hannover nur gefodert, worauf, wenn überhaupt keine Wahlfürsten mehr seyn sollten, kein anderer ältere und nähere Rechte hatte, aber, weil es ungerechte Mittel verschmähte, nur das Osnabrückſche gewonnen, in welchem nach dem westphälischen Frieden je der andere Regent ein Fürst seines Hauses seyn mußte. Nachher, als im Jahre 1806 Krieg ausbrach zwischen Frankreich nnd Preußen, wurde vom erstern dem König von Großbritannien und Churfürsten von Hannover Friede angeboten und Vergrößerung seiner deutschen Lande, er aber wies den Reichsfeind zurück, und blieb im Kriege gegen ihn, obgleich seine Verbündeten, einer nach dem andern, ihn verließen. Was seit 1813 gewonnen ist, hat Hannover nicht durch Gewaltthätigkeiten gegen schwächere oder weniger begünstigte Nachbarn, sondern durch Unterhandlungen und Austausch von einem mächtigern Mitstande des alten deutschen Reichs, dem König von Preußen und Churfürsten von Brandenburg; das Hildesheimische und Stücke des Eichsfeldes, auf welches, wenn es den Wahl- (geistlichen) Fürsten nicht mehr gehören sollte, niemand ältere Ansprüche hatte, als das Haus Hannover; Ostfriesland, welches nach einer alten Erbverbrüderung ihm gehören sollte; endlich Theile des ehemaligen Bisthums Münster und alter Brandenburgischer Erblande im westphälischen Kreise.

An Entschädigung sind an Preußen einige Grenzämter und das Lauenburgische abgetreten worden, für welches letztere es das ihm so überaus wichtige Schwedisch-Pommern hat eintauschen können. Welch anderer unter den mächtigern deutschen Staaten, besonders denen in Süden, kann sich rühmen, auf einem gleich rechtlichen Wege zu seinen jetzigen Besitzungen gelangt zu seyn? Wir wollen gern vergessen, daß sie einen großen Theil ihrer jetzigen Macht den Diensten, welche sie dem Reichsfeinde leisteten, zu verdanken haben, wenn sie, was sie nun einmal jetzt besitzen, fortan nur zu Nutz und Frommen des deutschen Volks und Reichs anwenden. Eben deßhalb aber soll man sich unbegründeter Beschuldigungen derjenigen enthalten, welche niemals gegen des deutschen Volks und Reichs Wohlfahrt gehandelt — solche Beschuldigungen erinnern immer wieder an das Wort des Meisters: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?" — und fallen immer am härtesten und geradesten auf des Anklägers eigenes Haupt zurück.

Ueberrheinische deutsche Länder.

(Fortsetzung des in Nr. 27 abgebrochenen Aufsatzes.)

Siehe da! Der Franzose Guntram schlägt wieder um. Sein Heer trennt er von Siegberts, und schickt es Chilperich zu. Ist die Vertragsbrüchigkeit, der Partheiwechsel unter den Franzosen nicht damals schon so gewesen, wie jetzt? Hat dieses Volk sich seit zweitausend Jah-

ren zum Guten geändert? Und ihr hofft, daß eure guten Worte solche alte Sünder bekehren werden! Ihr nennt noch die Franzosen ein treues, braves, achtungswerthes Volk! und ihr wähnt, daß es diesem Volke ernst sey, was es thut und sagt, und daß es die Versprechen jetzt halten werde! Ihr glaubt, solch ein Volk sey mürbe zu machen! Glaubt mir! Ihr werdet, ehe Ihr es euch versehn, zum hundertsten Male die Schlinge um den Hals haben, und desto früher, je mehr sie jetzt in öffentlichen Reden gleichsam zum voraus darauf pochen, wie sie der Welt ein Muster werden wollen in Haltung der Verträge, die sie jetzt eingegangen. Wer so viel Werth auf Haltung seines Worts legt, muß diese Tugend nicht in sich haben, und nicht glauben, daß sie zum alltäglichen Leben gehört.

Als die Deutschen über den Wasgau- und Ardennen-Wald rückten, flohen die Einwohner, und verwüsteten das Land, gerade so, wie jetzt an der Franzosengrenze. Siegbert machte aber bekannt, daß er mit seinen Deutschen nicht einen Räuberkrieg führe. Es könne jedermann frei zurückkommen. Diese Erklärung eines Fürsten, von dem man wußte, daß er seinem Worte getreu ist, bewirkte, daß wieder alle, die aus Furcht vor den Deutschen entflohen waren, zurückkehrten. Als das Heer an die Seine kam, wollte ihm Guntram den Uebergang wehren. Siegbert sagte ihm aber, wofern er ihn nicht sogleich in seine eigenthümlichen Länder, nämlich Chartres u. s. w. lasse, so sollte ihn das Gewitter treffen, das gegen Chil-

perich anherziehe. Was glaubt ihr, was Guntram gethan? Ist er Chilperich getreu geblieben? Das sollte man denken. Nur das elendeste Volk könnte jetzt seine Bundesgenossen, und wohlgemerkt sein Brudervolk in solcher Gefahr verlassen. Guntram hat es aber gethan, hat den Deutschen eine Brücke eingeräumt, und versprochen, (merkt, was dieses Wort bei den Franzosen sagen will), neutral zu bleiben.

Chilperich behandelte Guntram als einen feigen, niederträchtigen Bundbrüchigen — aber das half nichts. Chilperich mußte capituliren, und seinen Sohn Theodebert aus Siegberts französischen Provinzen zurückrufen.

Kaum hatten die beiden Franzosen die Deutschen aus dem Lande getölpelt, und diese fingen zu Hause an, an die Friedensgeschäfte zu denken, so brachen Chilperich und mit ihm wieder der treue Guntram wie Wüthende in Austrasien ein, und sengten und brennten. Siegbert ließ sogleich wieder seine Allemannen und Baiern und andere Deutsche kommen, und drang bis vor Paris. Der eidtreue Theodebert rückte entgegen. Seine Truppen bestanden aus Pariser Nationalgarden, die nie eine Schlacht gesehen hatten, aus in der Eile zusammengerafften Neustriern, bereit, beim ersten Unfalle davon zu laufen, und aus herumziehendem Gesindel, brauchbarer, die Besiegten auszuziehen, als selbst zu siegen. Mit solchen Soldaten würde jeder vernünftige Heerführer sich auf der Vertheidigung zu halten suchen; allein ein Franzose muß ins Handgemenge kommen. Seine dumme Frech-

heit wurde bestraft. Sein Heer wurde von den Deutschen zersprengt, er selbst nackt unter den Todten gefunden. So ging es dem hin und her Meineidigen. Ob es den neuen treuen Franzosenkindern auch so gehen wird?

Siegbert ging nach Paris zurück, wohin auch seine Brunhild mit den Prinzen kam. Die Abgeordneten der beiden Königreiche, Paris und Soissons, trugen ihm die Kronen an. Während der Belagerung Dorniks empfing er zu Vitriach, zwischen Atrecht (Arras) und Duach (Douay), die Großen und das Heer des Königreichs Soissons, denn Chilperich war allgemein gehaßt und verabscheut — wahrscheinlich weil er jetzt unglücklich war. Sie erklärten Siegbert für ihren König, indem sie ihn, nach der Sitte der Deutschen, auf einem Schilde erhoben. Fredegund war mit in Dornik; sie dingt durch die lüsternsten Versprechungen zwei junge Leute, Siegbert zu ermorden; diese gingen in sein Lager, stellten sich, als wollten sie huldigen, und hätten noch ein Geheimniß mitzutheilen — wobei sie Siegbert allein in seinem Zelte erstachen (575). — Der Nibelungensänger scheint diesen Tod besungen zu haben.

Schrecken war im Lager. Die braven Deutschen strömten herbei, um ihren geliebten König noch zu sehen. Die Mörder wurden in tausend Stücken zerhauen, aber Siegbert war todt — er zählte nur 40 Jahre. Die Franzosen liefen sogleich wieder Chilperich zu, dem sie nun im Grunde ihres Herzens wieder zugethan seyn woll-

ten. Das deutsche Heer ging nach Hause, es ging auch 1814 nach Hause, wird es wohl auch 1815 nach Hause gehen? So fiel nach Chlothar, dem Eroberer von Gallien — der erste große deutsche König durch Meineid, Heuchelei der Franzosen und durch die Ränke eines französischen Weibes! — So fiel auch Deutschland.

Anzeige.

Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale während der Jahre 1813 und 1814. Geschrieben von einem Augenzeugen. Drei Hefte. 1815 und 1816. I. XII. und 212 S. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.) II. 213 — 376 S. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.) III. XII. und 395 S. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Obgleich über die Gegenstände, mit denen diese Briefe sich beschäftigen, schon vor Erscheinung des ersten Hefts manche wichtige und interessante Schrift erschienen war, und nachher noch manche andere, namentlich in der allerletzten Zeit die merkwürdigen Schriften des Herrn von Heß und des Herrn Senat. Bartels hinzugekommen sind, so war doch immer noch eine Lücke in der Literatur dieses Gegenstandes, welche weder vor, noch nach Erscheinung dieser Briefe irgend eine andere Schrift auszufüllen unternommen hat. Erstlich scheinen fast alle jene andern Schriften bloß für diejenigen zu seyn, welche mit dem Oertlichen der Gegenden, welche den Schauplatz des letzten Kriegs an der Unter-Elbe [illegible]eten, und namentlich mit Hamburg und dessen [illegible]ebungen genau bekannt sind; derjenige aber, [illegible] diese Kenntniß mangelt, wird gar manches,

was in jenen Schriften vorkommt, nur sehr unvollkommen verstehen können. Deßhalb werden in dem ersten Hefte gar mannichfaltige Beschreibungen des Oertlichen in der Form einer Reise vorhergeschickt, und der Leser auf dieser Reise mit dem Schauplatze des Kriegs und den Veränderungen in dem Oertlichen, welche er hervorgebracht hat, möglichst bekannt gemacht. Zweitens ist auch in dem Besten, was wir über diese Gegenstände haben, fast immer nur dasjenige beschrieben und erzählt worden, was die Stadt Hamburg und ihre Bewohner ganz unmittelbar betrifft; nur beiläufig wird desjenigen gedacht, was in einiger Entfernung von ihr vorging. Und doch entsteht eine immer nur sehr einseitige und unvollkommene Ansicht selbst alles dessen, was Hamburg am unmittelbarsten betraf, wenn dieß nicht in beständiger Beziehung auf die Ereignisse des ganzen großen Kriegs überhaupt, und besonders des an der Unter-Elbe betrachtet wird. Wie wichtig dieses ist, wird derjenige einsehen, welcher andere Schriften über Hamburgs Schicksale mit Aufmerksamkeit lies't. Selbst den besten und geistreichsten derselben ist es mehr als einmal begegnet, (und der Vf. der Briefe hat es gehörigen Orts nachgewiesen), daß sie sich mit der Erklärung gewisser Begebenheiten vergeblich abmühen, welche sie ohne Schwierigkeit gefunden haben würden, wenn sie ihren Blick nicht bloß auf Hamburg und dessen nächste Umgebungen beschränkt, sondern denselben über das Ganze der gleichzeitigen Ereignisse ausgedehnt hätten. Nur bei einer Darstellung, welche beständig das Ganze vor Augen hat, und eben dadurch jeden einzelnen Theil in den richtigsten Gesichtspunkt stellt, werden solche Mängel vermieden, und der Vf. dieser Briefe ist bemüht gewesen, durch seine Arbeit eine solche umfassendere Ansicht der Begebenheiten in Hamburg und dessen Umgebungen zu liefern. Es wäre deßhalb auch dieses Buch vielleicht paßlicher noch, als mit dem gewählten Titel, mit dem einer „Geschichte des Kriegs an der Unter-Elbe in den Jahren 1813

und 1814" zu bezeichnen, um so mehr, da in demselben ein oft sehr ausführliches Detail von gewissen Begebenheiten dieses Kriegs vorkommt, welches man durchaus in keiner andern Schrift findet. Ueberdieß verfolgt sie beständig die Abwechselungen der öffentlichen Stimmung und die Aeußerungen des Volksgeistes, welche während jenes Kriegs sich offenbarten, Gegenstände, welche in keiner andern ähnlichen Schrift mit gleicher Sorgfalt dargestellt sind, und ohne die eine richtige Ansicht und Beurtheilung seiner Ereignisse ganz und gar unmöglich ist. Dieser erweiterte Blick auf das Ganze hat ohne Zweifel das seinige beigetragen, den Vf. vor der unwürdigen Partheilichkeit zu bewahren, welche in manchen andern Darstellungen dieser Begebenheiten vorherrscht, von einer Partheilichkeit, die, indem sie Gutes und Böses nur immer gewissen Personen und Mächten zuschreibt, eine richtige und wahre Ansicht der Dinge unmöglich macht. Dem letzten Hefte ist ein sehr interessanter Anhang aus den und über die neuesten Schriften des Herrn von Heß und Herrn Senat. Bartels beigefügt. Sie kamen dem Vf. (nach seiner eigenen Angabe) zu spät zu, als daß er sie bei der Bearbeitung der Gegenstände, mit deren Aufklärung sie sich beschäftigen, hätte benutzen können. Aber nichts desto weniger sind sie hier auf eine Art untersucht und benutzt worden, wodurch die großen Aufschlüsse, welche sie über das Innere der Hamburgischen Begebenheiten geben, in ein noch helleres Licht gesetzt werden, als welches beide Vf. selbst, ihren persönlichen und amtlichen Verhältnissen nach, denselben mittheilen konnten.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

3n Bandes 32s Stück.

Ueber die Abtretung des bisher der Krone Schweden zuständig gewesenen Antheils von Pommern an Preußen.

Bekanntlich ist schon durch den Frieden zu Kiel Schwedisch-Pommern von Schweden an Dänemark, späterhin durch die Unterhandlungen zu Wien das Herzogthum Lauenburg von Hannover an Preußen abgetreten worden. Auf den Grund dieser Verhandlungen ist jetzt ein Austausch angeordnet, vermöge dessen Preußen den bisher der Krone Schweden zuständig gewesenen Antheil von Pommern erhält, und dagegen seine Rechte auf das Lauenburgische abtritt. Durch die preußische Besitznahme ist die Vereinigung von Schwedisch-Pommern mit dem preußischen Staate nun schon wirklich vollzogen, während die hannöverische Regierung das Lauenburgische noch immer verwaltet, und mit Dänemark unterhandelt, um für eine Entschädigung an Geld dieses Herzogthum behalten zu dürfen. In der Fluth größerer und einer bedeutenden Menge ähnlicher Ereignisse scheinen diese beiden fast unbemerkt, und ohne einen Eindruck zu machen auf das große deutsche Publikum vorüberzugehen, und doch gehören sie kei-

neswegs zu den unbedeutenderen und folgelosen. Es ist der Zweck dieses Aufsatzes, auf die Wichtigkeit beider aufmerksam zu machen. Wir wollen vorzüglich mit dem erstern, als dem schon beendigten, uns beschäftigen, und über den andern, als den noch unentschiedenen, eine Bemerkung hinzufügen.

Geistlose Alltags-Statistiker, welche die Macht und die Verhältnisse der Staaten nur nach Kopfzahl der Einwohner und Quadratmeilen der Grundfläche abmessen, und höchstens die Beschaffenheiten der Einwohner und die Lage und Güte des Grundbodens mit in Anschlag bringen — diese freilich werden bei jenen Abtretungen und Austauschungen gar wenig zu berechnen und abzuwägen finden. In dieser Hinsicht ist für die vier Staaten, welche hier austauschten und abtraten, Preußen, Schweden, Dänemark und Hannover, weder Schwedisch-Pommern, noch das Lauenburgische ein bedeutendes Object. Jenes mag 60 bis 70 Quadratmeilen mit 90 bis 100,000 Einwohnern, dieses etwa 20 Quadratmeilen mit 40 bis 50,000 Einwohnern enthalten. Die großen Handelsstraßen, welche durch das Lauenburgische gehen, so wie der einträgliche Erbzoll in der Stadt Lauenburg, scheinen der Regierung viel abwerfen zu müssen; dagegen ist auch über Stralsund sehr oft ein bedeutender Handel getrieben, und unter günstigen Umständen würde der Besitzer von Schwedisch-Pommern selbst aus dem Oderhandel mannichfaltige Vortheile ziehen können. Der größere Werth, welchen Schwedisch-Pommern durch Umfang, Einwohnerzahl und Ein-

künfte über Lauenburg erhält, möchte endlich vollkommen ausgeglichen seyn durch die Summe von 2,600,000 Thalern, welche nach dem vollendeten Austausche Preußen an Dänemark zu zahlen versprochen hat; eine Summe, die von der dringenden Nothwendigkeit, das dänische Finanzwesen durch große und schnelle Maßregeln zu verbessern, ohne Zweifel einen sehr erhöhten Werth bekommt. Aber alle diese Verhältnisse, in denen wir Andern Gewinn und Verlust abzuwägen überlassen, sind immer nur Nebensache bei dieser nicht unwichtigen Angelegenheit. Viel wichtiger für Deutschland und einen großen Theil aller europäischen Staaten ist ohne Zweifel folgendes.

Vor dem dreißigjährigen Kriege hatte Schweden keine Besitzungen auf deutschem Boden. Die Verwirrungen jener Zeiten gaben dem großen Gustav Adolph Gelegenheit, sich in die innern Angelegenheiten des deutschen Reichs zu mischen. Gewiß that er dieß aus sehr edlen Beweggründen, und wir wollen das Gute, welches für Deutschland daraus hervorging, durchaus nicht verkennen. Aber wer wollte auch das viele Böse übersehen, zu welchem der Grund gelegt wurde, indem durch den westphälischen Frieden Schweden, eine fremde und undeutsche Macht, großen Länderbesitz in Deutschland gewann. Vortheil hat dieses Deutschland fortan nie wieder geschafft, und konnte es ihm nicht schaffen, denn es wurde nur ein fremdartiges Interesse mehr in die deutschen Angelegenheiten gebracht. Die schwedischen Provinzen in Deutschland mußten an allen den Kriegen Theil nehmen,

welche das Interesse des schwedischen Reichs zu erfodern schien. Sie selbst und ihre deutschen Nachbarländer wurden durch diese mehr als einmal der Schauplatz von Kriegen, welche ohne dieß sie nicht betroffen haben würden. So litten sie oftmals für eine Sache, welche dem Interesse des deutschen Vaterlandes durchaus fremd war, ja ihre Kräfte wurden sogar zum Schaden des deutschen Reichs angestrengt. Dieß war z. B. im Jahre 1675 der Fall. Friedrich Wilhelm, der große Churfürst von Brandenburg, stand mit seiner Kriegsmacht am Rhein, um Deutschland und die vereinigten Niederlande gegen die Eroberungssucht der Franzosen zu vertheidigen. Da fiel ein schwedisches Heer, im Bündnisse mit den Franzosen, in die Brandenburgischen Länder, und der große Churfürst sah sich gezwungen, seinen Erbstaaten zu Hülfe zu eilen, wodurch die Angriffe der Franzosen auf Deutschland nicht wenig begünstigt wurden. Also mußte es immer schon als ein Glück betrachtet werden, daß durch den großen nordischen Krieg die schwedischen Besitzungen in Deutschland auf die Geringfügigkeit herabgebracht wurden, in der wir sie fast ein Jahrhundert lang gesehen haben; es verminderte dieses wenigstens den natürlichsten Einfluß einer fremden Macht auf die deutschen Angelegenheiten. Aber ganz blieben seine übeln Wirkungen nicht aus. Der siebenjährige Krieg würde ein Paar Landschaften weniger verwüstet haben, wäre Schwedisch-Pommern nicht in den Händen einer fremden Macht gewesen. Es ist allein einer glücklichen Verbindung der Umstände zuzuschreiben, daß

fast ein Jahrhundert hindurch kein ernstlicher Krieg zwischen Schweden und Dänemark entstand, wäre dieses geschehen, so würden die deutschen Ostseeländer zwischen Stralsund und Rendsburg eben so gut der Tummelplatz dänischer und schwedischer Kriegsheere geworden seyn, als sie dieses in frühern Zeiten waren. Wir erwarten hier nicht den Einwurf, daß der Besitz einer deutschen Provinz in den neuesten Zeiten Schweden veranlaßt habe, Antheil zu nehmen an dem Kampfe gegen die Franzosen, die feindseligen Unterdrücker Deutschlands. Es ist das allerdings geschehen; erstlich unter dem unglücklichen Gustav Adolph, dann unter dem glücklichen Carl Johann. Beide Kämpfe aber haben die Unzulänglichkeit und Zweideutigkeit der schwedischen Hülfe sattsam bewiesen. Die redlichen Gesinnungen des abgesetzten Königs und die Absichten des jetzigen Kronprinzen auf Norwegen, dann die englischen Subsidien, welche beide erhielten, benebst den Gefahren, welche die schwedische Halbinsel von ferne bedrohten, hatten gewiß größern Antheil an der Erscheinung des schwedischen Heeres auf deutschem Boden, als das Interesse des ganzen Deutschlands, oder auch das mit diesem mannichfaltig verschlungene Interesse der kleinen Provinz Schwedisch-Pommern. Und eben so gut, wie in dieſem Kriege die Schweden Deutschland zu Hülfe kamen, eben so gut hätten sie auch mit den Unterdrückern derselben gemeinschaftliche Sache machen können. Es war dieß der That nach schon in den letztern Jahren des dreißigjährigen Kriegs und bei dem Abschlusse des westphälischen Friedens geschehen,

wo sich Frankreich in Südwesten, Schweden in Nordosten gemeinschaftlich auf Kosten Deutschlands vergrößerten; denn wenn das letztere auch dem Namen nach als Besitzer seiner deutschen Provinzen in den deutschen Reichsverband trat, welches das erstere nicht that, so waren doch die Verhältnisse dieser Verbindung von einer solchen Beschaffenheit, daß sie einem jeden Reichsfürsten, der zu gleicher Zeit auf einem Throne saß, freie Hand ließen, diese Verbindung für oder gegen die Wohlfahrt des deutschen Reichs und Volks nach Gutdünken zu gebrauchen. Wie sie nachher in den Jahren 1674 bis 1679 von Schweden wirklich gegen Deutschlands Wohl gebraucht wurden, ist schon vorhin bemerkt worden. Als die Franzosen unter Napoleon das Spiel Ludwigs XIV. im größern Style wiederholten, wurde es dem unglücklichen Gustav Adolph IV. mehr als einmal nahe genug gelegt, auf Kosten der Nachbarn und Deutschlands mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Nicht die Natur der Verhältnisse eines Königs von Schweden und Herzogs von Pommern bewahrten den schwedischen Monarchen vor der französischen Freundschaft, sondern allein seine so gerechten und redlichen Gesinnungen. Mancher andere in seinen Verhältnissen würde ganz anders gehandelt haben, in ähnlichen hat zu unsern Zeiten mancher andere ganz anders gehandelt. Der Krieg vom Jahre 1813 bis 1814 würde einen eben so guten, vielleicht bessern Gang genommen haben, wenn Schweden ganz außer dem Spiele geblieben wäre, besonders der an der Unter-Elbe. Ohne die

schwedischen Händel würde Dänemark gleich Anfangs der guten Sache beigetreten seyn, und von englischem Gelde unterstützt, ein bedeutendes Heer gegen Frankreich gesandt haben; trat Schweden zu jener Zeit auf Napoleons Seite, so gab es einen Nebenkrieg an der finnländischen und norwegischen Grenze, der leicht hingehalten werden konnte, während die Hauptsache in Deutschland und durch deutsche Kraft entschieden ward. So wie die Sachen sich wirklich gestalteten, erschien ein schwedisches Hülfsheer auf deutschem Boden, aber die Hülfe, welches es bringen konnte, wurde vollkommen aufgehoben durch das Gegengewicht, welche Dänemarks Macht auf Napoleons Seite legte. Schweden hat nichts dabei gewonnen, daß es eine Provinz in Deutschland besaß, — und Deutschland noch weniger dabei, daß der schwedische König ein Mitglied des deutschen Reichsbundes war. Das Erstere wurde dadurch in Verhältnisse verwickelt, die seinem Interesse oft gleichgültig, oft nachtheilig, nie vortheilhaft waren, und welche die Menge aufreizender, gefährlicher und verwundbarer Berührungspunkte mit dem Auslande vermehrten. Das Andere sah dadurch eine fremde Macht mehr in seine innern, häuslichen Angelegenheiten verwickelt — die Herrschaft eines fremden Monarchen weniger, ist immer ein glücklicher Umstand mehr für die Anordnung und Verwaltung der deutschen Angelegenheiten.

Es war also schon immer ein großes Glück für Deutschland, daß Schweden diese Provinz an Dänemark abtrat. Dänemark kommt dadurch

in keine andern Verhältnisse zu Deutschland, als in denen es ohnedieß schon durch den Besitz von Holstein (und der jüdländischen Halbinsel) steht. Ob nämlich Dänemark in Deutschland hunderttausend Menschen mehr oder weniger besitzt, dieses verändert seine Verhältnisse zu diesem Lande und Volke im wesentlichen durchaus nicht.

Noch besser ist freilich, daß Schwedisch-Pommern von Dänemark für eine, seine alten Staaten begrenzende Provinz ausgetauscht, und auf diesem Wege an Preußen gekommen ist.

Die Insel Rügen und die Festung Stralsund sind die bequemsten Punkte, auf denen fremde Truppen, welche über die Ostsee herkommen, landen, und einen Einfall in Deutschland vorbereiten können, gleichviel, ob für die Wohlfahrt des deutschen Volks und Bundes, oder gegen beide zu fechten. So lange diese Punkte in den Händen einer fremden Macht waren, hing es von dieser ab, theils selbst sie zu jenen Zwecken zu benutzen, theils jeder andern Macht sie zur Benutzung einzuräumen. So haben diese Punkte, allein von 1815 an, bald Schweden, bald Russen, bald Engländern zu Landungs- und Stützpunkten gedient. Daß dieses eben während dieser Zeit für die Sache Deutschlands war, trägt nichts aus, es konnte eben so gut gegen dieselbe seyn. Fielen diese Punkte, da Schweden sie abgab, in die Hände eines schwachen Fürsten, bildete wohl gar Schwedisch-Pommern einen besondern Staat, so wurde dieß Verhältniß nicht wesentlich verbessert. Der Fürst desselben konnte durch Bündnisse und Versprechungen der Ausländ-

der gewonnen, oder durch Drohungen, Gewalt und Ueberfall gezwungen werden, die Häfen und Stützpunkte seines Landes fremden Heeren einzuräumen. Auf solche Weise sind in unsern Zeiten die mecklenburgischen Häfen mehr als einmal von ausländischen Mächten benutzt worden. Ging nun Schwedisch-Pommern in Dänemarks Hand über, so fielen schon manche dieser für Deutschland ungünstigen Verhältnisse weg. Als ein mächtiger Staat konnte es den willkürlichen Gebrauch, welchen ausländische Heere von diesen Landungspunkten machen wollten, leichter verhindern; als ein halbdeutscher Staat wird es dazu geneigter seyn, als jeder durchaus fremde, z. B. Schweden.

Dahingegen läßt das gänzliche Verschwinden der Hoffnung, die deutschen Staaten durch eine innige Verbindung zu einem festgeschlossenen Ganzen vereinigt zu sehen, auch für die Zukunft Partheiungen und Bürgerkriege zwischen den deutschen Fürsten befürchten. Es ist möglich, daß Preußen und Dänen über kurz oder lang gegen einander zu Felde ziehen, denn wer kann voraussehen, was die lichtscheuen Händel der Politik über kurz oder lang hervorbringen? — Es würde das um so wahrscheinlicher seyn, wenn Schwedisch-Pommern in Dänemarks Händen geblieben wäre. Ein mächtiger Nachbar bedroht von dieser Provinz aus die preußischen Staaten von einer sehr verwundbaren Seite, und gerade der Wunsch, sie den Dänen zu entreißen, hätte Mitursache und Beförderung eines Kriegs zwischen Preußen und Dänemark werden können. Es ist also gut für ganz Deutschland, daß Schweden

seine bisherigen Besitzungen in Deutschland an Dänemark abtrat, aber noch besser, daß sie von Dänemark auf einem friedlichen Wege, und unter Bedingungen, mit denen beide Mächte zufrieden seyn können, an Preußen übergingen. Die Freundschaft zwischen Preußen und Dänemark wird desto fester seyn, da nichts vorhanden ist, was die eine Macht von der andern wünschen könnte, sie werden sich desto leichter gegen einen auswärtigen Feind, der die Sicherheit ihrer deutschen Besitzungen stören wollte, vereinigen, da beide die Grenzen und Verhältnisse ihrer deutschen Besitzungen auf friedlichem Wege gegen einander ausglichen und festsetzten.

Auch die Bewohner von Schwedisch-Pommern können mit diesen Austauschungen zufrieden seyn, und nach einiger Zeit werden sie es gewiß alle werden. Zu klein, um ein in sich begründetes Staatsganze zu bilden, war ihr Land ein unglückliches Anhängsel der schwedischen Monarchie, dessen Schicksal von den Verhältnissen abhing, in welchen diese gegen die auswärtigen Mächte stand, und bei denen das Wohl von Schwedisch-Pommern wenig berücksichtigt werden konnte, weil es einen für das schwedische Staatsinteresse zu unbedeutenden Gegenstand bildete. Eben so hingen auch seine innern Verhältnisse ganz und gar von der Willkür seines Monarchen ab, wie die gänzliche Aufhebung der frühern Verfassung, und die, für Pommern unnatürliche Einführung schwedischer Reichsordnung und Gesetze durch Gustav Adolph IV. im Jahre 1806 beweisen. Durch die Verbindung mit Preußen wird die deutsche Provinz

Schwedisch-Pommern einem rein deutschen Staate einverleibt, und ein integrirender Theil einer grossen Monarchie, mit dessen Hauptmassen seine Grenze schon lange zusammenstieß. Diesem Staate ist von seiner Regierung schon lange eine repräsentative Verfassung versprochen, und mit Recht hofft man von ihrer Weisheit und Gerechtigkeit, daß sie die Zeichen der Zeit erkennen und die Stimme des Volks hören, und über ihr eigenes Beste sich nicht täuschen, sondern jene Hoffnung bald und vollständig erfüllen werde. Dann erst wird, was die schöne Begeisterung der letztern Jahre im preußischen Staate säete, feste Wurzel schlagen, und seine jetzige Kraft auch der Zukunft erhalten werden — es werden nie wieder Mißtrauen und Zerspaltungen aufkommen, welche der Hauptgrund des Elends von 1806 waren, sondern eine feste Einheit und Einigkeit bestehen, welche allein die größten Dinge möglich macht. Geschieht dieses, so werden die Bewohner von Schwedisch-Pommern den Tag segnen, welcher sie mit dem Kern und dem größten aller deutschen Staaten verband, und die Unzufriedenheit wird nach und nach schwinden, welche sich jetzt noch, wie überall, wenn eine lange bestandene Verbindung zerrissen wird, in Schwedisch-Pommern hin und wieder finden möchte. Geschieht es nicht, so werden die Herzen auch hier nach dem Alten hängen, und immer stärker es zurückwünschen — durch ihre Anordnungen und Einrichtungen muß die neue Regierung jetzt die Gemüther des Volks gewinnen, so wie sie durch Fürstenverträge die Leiber und den Boden gewonnen hat.

Ueber die Verhandlungen, das Lauenburgische betreffend, haben wir nur eine Bemerkung zu machen. Der Vertrag über die Abtretung desselben ist zu einer Zeit abgeschlossen, wo diejenigen, welche an der Spitze der hannöverischen Regierung stehen, solche Abtretungen, die ein deutscher Fürst dem andern macht, in einem viel mildern und schönern Lichte betrachteten, als in welchem sie in frühern Zeiten und jetzt wiederum erscheinen müssen. Es ist weltkundig, daß der hannöverische Minister, welcher dem Wiener Congresse beiwohnte, etwas ganz Anderes und Besseres wollte, als den dürftigen, gehaltlosen Bund zwischen deutschen Fürsten, welcher dort zu Stande gebracht wurde, und daß er, durch die übrigen Mächte überstimmt, der Sache nur deßhalb beitrat, weil es besser ist, wenn man kein Haus haben kann, in eine Hütte sich zu verbergen, als sich dem Ungestüm der Witterung im Freien Preis zu geben. Nach den, dem hannöverischen Minister gegebenen Instructionen und seinen eigenen persönlichen Ansichten sollte, wie aus den offenkundigen Staatsschriften und dem übrigen officiellen Benehmen desselben hervorgeht, eine so innige Verbindung zwischen den einzelnen deutschen Landschaften gegründet werden, wornach sie, nicht wie jetzt als verbündete Staaten, sondern vielmehr als Provinzen Eines großen deutschen Staats betrachtet werden mußten. Alle sollten dieselbe freie, repräsentative Verfassung haben, und nach denselben Grundgesetzen verwaltet werden. Unter diesen Verhältnissen mußten die einzelnen Regierungen als Verwaltungsbehör-

den einzelner Provinzen erscheinen, die Fülle der Souveränetät aber nur in ihrer Vereinigung gefunden werden. So konnte es den Bewohnern einzelner Provinzen gleichgültiger seyn, unter welcher dieser verschiedenen Verwaltungsbehörden sie standen, da sie immer in denselben Hauptverhältnissen zum Ganzen und unter denselben Grundgesetzen blieben, so wie es den Bewohnern einer Stadt und eines Dorfs ziemlich gleichgültig seyn kann, zu welchem Kreise oder welchem Amtsbezirke desselben Reichs sie gehören. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, läßt es sich nicht allein entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, wenn die hannöverische Regierung eine seit hundert Jahren besessene Provinz, die ihr eben so werth und getreu ist, als alle übrigen, das Herzogthum Lauenburg, gegen andere Provinzen abtrat, die mit den alten in Verhältnissen stehen, wodurch die Administration sehr erleichtert zu werden scheint. Sie glaubte nicht, daß die Verhältnisse der Bewohner des Lauenburgischen sich wesentlich verändern würden, wenn sie aus ihrer Administration unter die eines andern Mitgliedes des deutschen Staatsganzen, des Königs von Dänemark, als Herzogs von Holstein, überging. Aber jene Hoffnungen sind, wie alle Welt weiß, nicht durch Schuld der von hannöverischer Seite zu Wien gemachten Vorschläge, vereitelt worden. Die hannöverische Regierung muß also befürchten, daß Lauenburg nicht in die Hände eines deutschen Fürsten übergeht, sondern der Krone Dänemark unterworfen werden wird, in deren gesammtem Gebiete das bekannte dänische Königsgesetz gilt,

d. h. eine ganz unbeschränkte Souveränetät des Königs, welche je nach der Persönlichkeit des jedesmaligen Monarchen eben so gut zum Heile als zum Unheile der Unterthanen verwaltet werden kann, unter dem also durchaus keine Sicherheit zu finden ist, daß z. B. das Gute, welches nach den persönlichen Ansichten des Königs jetzt gerade dort gefunden wird, nach einem oder nach mehrmaligem Regentenwechsel dem Gegentheile Platz machen muß. Unter solchen Umständen muß sie es in der That bedenklich finden, das heilige Band zu zerreißen, welches Unterthanen an ein angeerbtes Regentenhaus bindet — denn jeder Riß dieser Art schwächt allemal die Anhänglichkeit aller Unterthanen, in denen die Furcht entstehen muß, daß durch das, was einem Theile von ihnen begegnet ist, das Schicksal abgebildet sey, welches unter veränderten Umständen auch eben so gut andere treffen könne. Die hannöverische Regierung hat deßhalb bis jetzt über die Erhaltung des Lauenburgischen, welches theils aus den angegebenen, theils aus andern, in den jetzt bestehenden Verhältnissen des deutschen Gemeinwesens liegenden Gründen ihr sehr wichtig seyn muß, mit dem dänischen Hofe unterhandelt. Auf der andern Seite setzt, wie man vernimmt, nicht sowohl der König von Dänemark, als vielmehr ein großer Theil seiner Räthe einen Ehrenpunkt darein, einige Territorial-Vergrößerung zu erhalten, und die Volksstimmung will, daß man lieber des Geldgewinns, der angeboten wird, entbehren, als die einzige Macht seyn solle, die nur vieles abgetreten, und nichts zurückerhalten

hat. Welches der Ausgang dieser Händel seyn werde, ist bis jetzt (Anfang 1816) noch nicht abzusehen — auf jeden Fall wird es interessant seyn — sowohl nach den Grundsätzen, die sich in ihm offenbaren werden, als auch nach den Folgen, die aus ihm entstehen dürften, ihn zu betrachten. Wir werden, sobald die Sache entschieden ist, unsere Ansichten dieser Händel und ihres Ausgangs in diesen Blättern niederlegen.

Dem deutschen Helden, dem Grafen von Gneisenau.

Gesunken war die Glorie der Geschichte,
Die um den Scheitel Deutschlands einst geflammt,
Verworfen schien vor Gottes Angesichte
Das Heldenvolk, dem Herrmanns Kraft entstammt,
Und seiner Völker Ruhm ward zum Gedichte:
Auf ewig schien es zu der Schmach verdammt,
Gekettet an des Galliers Siegeswagen,
Der tiefsten Knechtschaft herbe Schmach zu tragen.

Und, o des Jammers! selbst in seinen Söhnen
Erlöschte das Gefühl gerechter Schaam:
Sie drängten sich, der Räuberhand zu fröhnen,
Die Deutschlands Stirne ihre Kronen nahm;
Und wagten es, verbrechrisch zu verhöhnen
Getreuer Seelen stillverhaltnen Gram;
Die in Verzweiflung, ob der schweren Bande,
Nach Rettung seufzten aus der tiefen Schande.

Und Klugheit hieß es, dem Geschick sich fügen,
Und vor dem fremden Götzen feige knien;
Es traten Heuchler auf, mit eitlen Lügen:
„Ein schön'res Daseyn werde nun erblühn,
„Der Genius des Guten endlich siegen,
„Die Barbarei ins Reich der Hölle fliehen:
„Aus Frankreich komme uns das bess're Leben,
„Und thöricht sey's, dem Zeitgeist widerstreben."

Und die geliebten Heiligthümer sanken
Um unsrer Väter frech entweihten Heerd:

Und jede Quelle, draus sie Labung tranken,
Verschloß des Ueberwinders kühnes Schwerdt;
Wild trotzend überschritt er alle Schranken,
Und keine Sitte ward von ihm geehrt:
Und immer schwärzer ward's und immer trüber,
Der deutschen Brust blieb kaum die Hoffnung über.

Doch, als das Wort des Ewigen erschallte
Und durch die Nacht in lautem Donner schlug;
Da ward es Licht, der Nebelflor verwallte
Und ohne Hülle wies sich der Betrug:
Durch alle Greuel der Verwüstung hallte
Der Ruf der Freiheit, und im Siegesflug
Ermannten sich zum Heldenruhm der Ahnen,
Und gleicher That die Enkel der Germanen.

Im freien Willen war die Kraft gefunden,
Und rasch durchlaufen ward die Erdenbahn;
Dem Deutschen fühlt der Deutsche sich verbunden,
Und die Bethörung und der Zwietrachtswahn,
Sie waren tief in schwarzer Nacht verschwunden,
Vor diesen Wundern, die der Herr gethan.
Nun flammten herrlich lodernde Altäre
Der deutschen Tugend und der deutschen Ehre.

Und deutsche Männer, die in stolzen Schlachten
Gebändiget den wälschen Uebermuth:
Die hoch empor zu hellen Flammen fachten,
In allen Herzen die erstorbne Glut,
Die festen Sinnes den Verrath bewachten,
Der hinterlistig im Verborgnen ruht,
Und still sich rüstet mit gewohnten Tücken,
Die oft gelangen, wieder zu berücken.

Ihr Name wird hinab zur Nachwelt klingen,
Und wird ein Hort der deutschen Freiheit seyn,
Wenn neue Stürme ihre Flügel schwingen
Und uns von Westen mit Verderben dräu'n;
Begeistrung wird der Enkel Brust durchdringen
Entzündet an dem alten Ehrenschein:
Und wenn die blut'gen Würfel zweifelnd fallen,
Soll's: Gneisenau als deutscher Feldruf schallen.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 33s Stück.

Literatur.

Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit. Veranlaßt durch die Schrift des Herrn geheimen Raths Schmalz über politische Vereine. Vom Gouvernements-Rath Koppe in Aachen. Mit dem Motto: Municipale vulgus, pronum ad suspiciones, fraude illata ignis alimenta credidit a quibusdam. Tacit. — Köln am Rhein. 1815.

Erst nachdem Herrn Krugs später ausgegebene Schrift schon angezeigt war, erhielt der Anzeiger die gegenwärtige. Er darf nicht säumen, auch diese zur Kunde unserer Leser zu bringen. Sie ist etwas weitläuftig — 102 S. in gr. 8. engen Drucks — und wird vielleicht um so weniger von vielen gelesen. Durch die zahlreichen, in dieser Sache erschienenen Schriften und Schriftchen fast ermüdet, haben wir die gegenwärtige doch von Berufs wegen, und nicht ohne Theilnahme, recht sorgfältig beachtet, und theilen nun das Wesentlichste aus derselben mit.

Sie erwähnt zuerst der Veranlassung ihres Erscheinens, zeigt die Nichtigkeit des von Herrn Schmalz angegebenen Anlasses zu seinem bekannten Flugschriftchen, die Unnützigkeit der versuchten Rechtfertigung gegen die Bredow-Venturinische Chronik, und daß Herr Schmalz den ersten längern Theil seines so merkwürdig gewordenen Druckbogens nur gebraucht habe, um damit den zweiten, kürzern, aber Hauptheil, etwas scheinbarer einzuführen. Daß Herr Schmalz dabei eine mächtigere Stütze im Hinterhalte gehabt, und als Sprachwerkzeug einer Parthei herausgetreten sey, wird auch hier behauptet. Doch dabei weilen wir nicht.

Herr Koppe versichert, daß er, aus Grundsatz, allezeit jede Verbindung mit Orden und geheimen Gesellschaften vermieden habe. Als er 1808 im August auf kurze Zeit in Königsberg weilte, wo eben der sogenannte Tugendbund sich gebildet hatte, verschaffte ihm sein damaliges Verhältniß „zu einem der ersten Männer des Vaterlandes" einen tiefern Blick in das Wesen dieses Bundes. Er verkannte die große Idee nicht, welche der Sache zum Grunde lag, und höchst begeistert für dieselbe Idee und „innigst überzeugt von der Kraft und Tugend der Männer, welche mehr oder weniger offenbar an der Spitze standen," lehnte er dennoch die Einladung zum Beitritte ab, und begründete seine Weigerung bei mehrern Veranlassungen. Als damals der Bund seine Statuten „einem hohen Staatsbeamten" einreichte, und dieser sie dem Vf. mittheilte, um

sein Urtheil zu erfahren, scheute er sich nicht, in einem schriftlichen Gutachten die „gefährlichen Elemente, aus denen zum Theil die Bundesconstitution bestand," zu zergliedern. — Er machte sich damit Feinde; das kümmerte ihn aber bei dem Bewußtseyn seines kräftigen und reinen Willens nicht. Nachmals ward er auf einer „wichtigen und gefahrvollen" Sendung durch Buonaparte verhaftet. Nach schwerem Drucke befreit stritt er mit in den großen Schlachten, die Deutschland erretteten, Preußen verherrlichten. Daran erinnert er, um seinen Beruf, in der angeregten Sache mitzureden, seine Unbefangenheit und Partheilosigkeit zu erhärten.

Er versichert, mit Herrn Schmalz in der Ansicht von geheimen Gesellschaften (was sich schon aus dem Vorigen ergibt) und in dem, was dieser (S. 7 seines Schriftchens) über die Statuten des Tugendbundes geschrieben, völlig übereinzustimmen. Er lobt, daß Herr Schmalz, (den auch er mit Recht für redlich hält), „da er sich einmal berufen glaubte, gegen liberale Strebungen der Zeit zu Felde zu ziehen;" offen, derb und schonungslos, was er denke und was er fürchte, ausgesprochen hat. Die anonyme Theilnahme an Fehden dieser Art sey durchaus verwerflich. — (Das ist größtentheils wahr; doch muß Recensent, der eigentlich nur Referent ist, die anonyme Theilnahme sich vergönnt halten!) Weniger günstig denkt Herr Koppe von der Parthei, die Herrn Schmalz sich zum Wortführer erkießt hat, und die weniger löblich in der Berliner Spenerschen Zeitung und dem Ham-

burger Correspondenten (wir setzen hinzu und in den Recensiranstalten) sich vernehmen ließ.

Unserer Ansicht entgegen, doch aus guten Gründen, wird Herrn Schmalz Dank und Achtung gezollt für die Oeffentlichkeit, die er der Sache gegeben, und daß er Dinge zur Sprache gebracht, „die zeither nur halbklar und fragmentarisch in Köpfen und Schriften umhergespukt, und welche doch eben zur Klarheit und Einheit zu gestalten, unserer Zeit höchstes Bedürfniß ist." Und dazu will denn auch der Vf. in seiner Schrift mitwirken, nur nebenher gegen Herrn Schmalz etwas polemisiren.

Es scheint Herrn Koppe billig nur aus einem einseitigen und beschränkten Factionstreiben erklärlich, wie man, bei aller Abneigung gegen geheime Gesellschaften, selbst bei Anerkennung gefährlicher Elemente im Tugendbunde, und bei der unbedingtesten Billigung der Aufhebung desselben — doch den Geist verkennen kann, „der in jener Verbindung vieler Edlen und Starken für den edelsten der Zwecke vorgeherrscht und gewirkt hat," — „wie man es leugnen kann, daß dieser Geist wesentlich der preußische Geist von 1813 und 1814 gewesen." — Es wird auch hier gemahnt an Preußens Lage im Jahre 1808 — wie Alles darauf ankam, um das äußerste Verderben abzuwenden, die guten Geister im preußischen Volke zu erwecken, die allein eine Rettung denkbar machten. Für diesen Zweck ward auch der Tugendbund gestiftet; für denselben Zweck arbeiteten viele treffliche Männer, auch ohne dem Tugendbunde anzugehören. Sehr wahr

bemerkt der Vf., daß dieß Streben glorreich vor dem Richterstuhle der Nachwelt und der Geschichte bestehen würde, auch wenn es keine Lorbeern errungen hätte. — Wenn man aber bei einer so kühnen geistigen Bewegung hin und wieder ein Maß oder eine Grenze überschritten, — bei Abwägung des Nothwendigen und Rechten „nicht eben immer publicistisch-diplomatischer Goldwagen sich bedient habe;" — wenn in Discussionen begeisterter Menschen selbst der Gedanke hervorgetreten, die Rettung des Königs und Vaterlandes könne und müsse um jeden Preis, ja selbst im äußersten Falle gegen den Willen der Regierung durchgesetzt, und allenfalls das Joch des Ausländers, wenn kein anderes Mittel vorhanden, selbst durch momentan-anarchischen Gebrauch der Nationalkräfte abgeschüttelt werden: so sey damit einer der Irrthümer genannt, in welchen das hehere Streben begeisterter Menschen fallen kann, während ihn die Mittelmäßigkeit sicher vermeidet, und eins jener gefährlichen Elemente des Tugendbundes, wodurch ehrenwerthe Männer abgehalten werden konnten, sich als unbedingte Werkzeuge in des Bundes Hand zu geben, wie heiß sie auch immer für des Bundes Zweck sich begeistert fühlen mochten.

Kräftig wird den „Engherzigen, den Undankbaren" zu Gemüthe geführt, daß „der Geist, der den Tugendbund gestiftet, der den Schill getrieben und übertrieben, derselbe Geist auch gewaltet habe über den Schlachtfeldern von Lützen und Bautzen, von Katzbach und Leipzig" — daß Preußen seine Existenz allein diesem Geiste verdanke. — Daß durch

den Geist, nicht allein durch den Gehorsam, Preußen gerettet worden sey, — dieß, was nur ein befangenes Factionswesen verkennen kann, wird genügend ausgesprochen, und, wie der König selbst in seinen Auffoderungen an sein Volk und sein Heer, auf einen solchen Geist mit Recht gebaut und gerechnet habe, (wie denn auch solche Auffoderungen einen solchen Erfolg 1806 nicht gehabt haben würden), erinnert.

Was nun die angeblichen neuen geheimen Verbindungen, die, nach Herrn Schmalz's Anklage, aus dem Tugendbunde hervorgegangen, und so gefährlich seyn sollen, anbetrifft, so kann unser Vf., der nicht Mitglied irgend eines solchen Vereins ist, und nie etwas von einem erfuhr, zwar nicht schlechthin das Nichtdaseyn solcher Bünde beweisen, aber auch er bezweifelt, daß die Sage gegründet, und auch er versichert, daß er selbst in vertrauten Verhältnissen mit Männern, welche das Gerücht zu Bundesgliedern, und sogar zu Werbern gemacht hat, nie die entfernteste Kunde davon erhalten hat.

Ihm scheint es aber auch viel wichtiger, zu untersuchen, ob die von Herrn Schmalz den vermeinten Bündnern angesonnenen Kennzeichen denn wirkliche ketzerische Meinungen und Grundsätze sind, und billig glaubt er, daß jeder, ohne in irgend einer Beziehung zu solchen problematischen Bünden zu stehen, das Recht habe, gegen das Verdammungsurtheil der verketzerten Sätze, wenn er etwa in denselben seiner eigenen Ueberzeugung begegnete, zu protestiren. Er findet sich demnach, weil jenes bei ihm, wie — nach sei-

nem Dafürhalten — „bei einer großen und achtungsvollen Mehrzahl des preußischen und des deutschen Volks" der Fall ist, berufen, aus den von Herrn Schmalz geschleuderten Bannflüchen diejenigen drei auszuheben, und einer nähern Beleuchtung zu unterwerfen, welche gegen Prediger der politischen Einheit in Deutschland, gegen Prediger unbedingten Todhasses gegen Frankreich, und gegen Prediger eines unbedingten Bedürfnisses neuer Staatsverfassungen gerichtet sind."

Umständlich und sorgfältig erörtert nun der Vf. jene drei Punkte, und dieß ist der Haupttheil seiner Schrift, und besonders beherzigungswerth. Es liegt aber außer den Grenzen unserer Blätter, auf das Einzelne einzugehen, und wir müssen es bei einigen Andeutungen besonders hervortretender Ideen bewenden lassen.

Mit Recht verdammt Herr Koppe eine solche Einheit Deutschlands, die durch die Alleherrschaft Eines Willens über alle deutsche Stämme erreicht werden sollte, und das eigenthümliche Leben des deutschen Volks völlig aufreiben würde; er läßt aber auch allen den Männern, die Herr Schmalz bei den „Predigern deutscher Einheit" etwa im Sinne gehabt haben mag, die Gerechtigkeit wiederfahren, daß keiner derselben je einen so wahnsinnigen Gedanken gehabt, eine solche Einheit beabsichtigt habe.

Die Einheit aber, die jeder deutsche Mann wünschen, fördern, verfechten müsse, wird von Herrn Koppe auf folgende Hauptpunkte, die wir erwähnen müssen, zurückgeführt:

1) Alles Land urdeutscher Zunge — soll der großen deutschen Völkerfamilie angehören — soll, vorbehaltlich der durch die Individualität und die Zeit bestimmten Veränderungen, nach eigenthümlicher, historisch begründeter Verfassung regiert werden, und sofern seine Verfassung monarchisch ist oder wird, nur einem Fürsten altdeutschen Stammes angehören. — — „Und in diesem so wiederhergestellten Deutschland sollen und können nur Fürsten herrschen, deren ritterliche Ahnenreihe parallel mit der Entwickelung deutschen Volksthums in graue deutsche Vorzeit hineinreicht." — (Wir erlauben uns, die unbedingte Nothwendigkeit dieser letztern Bedingung — so innig wir der Protestation gegen alle fremde Herrschaft beistimmen — zu bezweifeln. Warum fiele denn der Rechtstitel, den die Stammväter unserer Fürstenhäuser zu ihrer, doch einmal neuen, und auf keine Ahnenreihe aus grauer Vorzeit gegründeten Herrschaft hatten, jetzt gänzlich hinweg? — War Gustav Wasa's Thronbesteigung in Schweden weniger gerecht und volksthümlich, weil seine Ansprüche sich nicht auf Geburt und graue Vorzeit gründeten? Ist es undenklich, daß in einem deutschen Lande der alte Herrscherstamm einmal ausgehen oder abtreten möchte, und müßte, auch das Erbrecht in der regierenden Familie vorausgesetzt, wenn kein männlicher, endlich selbst kein weiblicher Erbe aus der Familie vorhanden wäre, etwa das Land unter verschiedene andere Fürsten, die vielleicht Erbansprüche machten, zertheilt, das bis dahin unter Einer Herrschaft verbundene Volk zerrissen, oder nothwendig aus irgend einer

alten Fürstenfamilie ein neuer Herrscher gesucht werden? Es ist tröstlich, wenn wir hoffen dürfen, daß unsere edlen Habsburger, Hohenzollern, Wittelsbacher, Welfen, Zähringer, Askanier, Oldenburger und die Ebenbürtigen nicht sobald aussterben; dann aber würden wir mit Recht, wie unser Vf., „nur gegen einen Eindringling ausländischen Geschlechts," und gegen jeden „Emporkömmling aus verbrecherischer Revolutionszeit" feierlichst protestiren.)

2) Durch solche gänzliche Verwerfung ausländischer Herrschaft in Deutschland findet sich denn eigentlich auch schon die Meinung ausgesprochen, daß es nicht zu dulden ist, wenn ein ausländischer Fürst deutsche Provinzen als Nebenländer seiner auswärtigen Krone besitzt. (Ein sehr beherzigungswerther Grundsatz, den der Vf. — zunächst in Beziehung auf England und Dänemark — mit Einsicht und Mäßigung erörtert. Denselben Grundsatz fanden wir vor einiger Zeit in einem, auch in diesen Blättern angezeigten kleinen Buche *) noch eindringender entwickelt, und wer der Geschichte kundig ist, wird zweifellos beiden Verfassern mit Ueberzeugung beistimmen. Uebrigens denkt Herr Koppe nicht etwa an irgend eine gewaltsame Verdrängung der jetzt auf einem ausländischen Throne herrschenden, aber ursprünglich deutschen Fürstenfamilien von ihrem rechtmäßigen Erbrecht auf deutsche Länder.)

---

*) Das Jahr 1715. Ein Erinnerungs- und Trostbuch für 1815. Leipzig und Altenburg, bei F. A. Brockhaus. 1815.

3) Die solchergestalt geographisch und historisch in ein gemeinsames Deutschland vereinigten Fürsten und Völker sollen einen natürlichen und politischen Bund ausmachen, durch dessen Grundgesetze und ihre Beobachtung die gemeine Sicherheit wider jede Unternehmung des Auslandes und die freieste, fruchtbarste Entwickelung deutscher Volksthümlichkeit, nach ihren verschiedenen, historisch begründeten Schattirungen, so vollkommen verbürgt wird, als die Wandelbarkeit menschlicher Dinge es irgend gestattete — dazu fodert der Vf.:

a) eine nach übereinstimmenden Grundsätzen, dem Zeitgeiste gemäß, durch alle Bundeslande angeordnete Nationalbewaffnung in stehendem Heer, Landwehr und Landsturm. (Die Nothwendigkeit der Einförmigkeit in dieser Einrichtung wird genügend angedeutet.)

b) Hingebung der deutschen National-Kriegsmacht unter den Oberbefehl eines Einzigen zur Kriegszeit. — (Es sey gleichgültig, wer der Einzige sey, wenn er nur der Beste und Kriegserfahrenste sey — König oder Prinz oder Unterthan — aber zum unumschränkten Dictator für die Dauer des Kriegs erhoben.)

c) Historisch begründete Verfassung für jeden einzelnen Bundesstaat. — In den meisten deutschen Staaten die gesetzlich monarchische, und nur in den freien Städten und den deutschen Schweizercantons, wo sie historisch begründet ist, die republikanische. — Die beste

hende Verfassung in den monarchischen Staaten ist mit Zuziehung der Volksvertreter zu prüfen, (mit Ausschließung der — Theoretiker!) und nach den Zeitbedürfnissen zu ordnen. Wo keine Verfassung existirt, ist sie nach deutsch-historischer Eigenthümlichkeit zu begründen. — Der gesammte deutsche Bund leistet Gewähr für die angenommene, und von ihm vorher in gemeinsamer Berathung geprüfte Verfassung.

d) Anordnung eines Bundestags — dessen Geschäfte aber lediglich beschränkt sind auf Erörterung der auswärtigen, den ganzen Bund betreffenden Angelegenheiten, (also auch Bundeskrieg und Frieden); Feststellung und Unterstützung der Dictatur in Kriegszeiten, gütliche oder schiedsrichterliche Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesstaaten und Beschützung der Verfassung im Innern.

e) Feststellung des Grundsatzes, daß kein einzelner Staat berechtigt ist, ohne Zustimmung des ganzen Bundes Krieg anzufangen, der angegriffene einzelne Bundesstaat aber auf Schutz und Vertretung des ganzen Bundes unmittelbar Anspruch hat, und jede Verkürzung eines einzelnen deutschen Landes durch den Ausländer den ganzen Bund thätlich gegen sich hat. — Feste Bestimmung der Verhältnisse Oesterreichs und Preußens zu ihren außerbündischen Besitzungen ist nothwendig.

f) Möglichste Auskehrung alles in Deutschland eingenisteten ausländischen Unraths in Sitte, Sprache und Macht

— weniger doch durch Gesetze als durch kräftiges Beispiel von oben! und durch Vereinigung wackerer Männer für diesen Zweck.

g) Veredlung und Kräftigung der Volks- und Jugendbildung.

h) Allgemeine Preßfreiheit, einzig und allein bedingt durch das Verbot der absoluten Anonymität und durch Handhabung der bürgerlichen Gesetze, welche den Staat und die Einzelnen im Genusse wohlerworbener Rechte schützen.

(Der Beschluß folgt.)

Ankündigung der Zeitgenossen.

Die in London seit einer Reihe von Jahren herausgekommenen Public Characters hatten mich schon vor längerer Zeit auf die Idee geführt, in Deutschland ein gleiches Institut von noch universellerem Charakter — da jenes sich auf England beschränkt — zu gründen, und waren dazu von mir schon vielfache Vorbereitungen und Einleitungen getroffen, als ich endlich das Glück hatte, Herrn Professor Köthe in Jena — nicht ohne Mühe — zu bewegen, sich als Redacteur an die Spitze dieser eben so schwierigen, als — besonders für die Darstellung lebender Charaktere — delicaten Unternehmung zu stellen. Es gelang mir dieß erst dann, als er sich überzeugte, daß von keiner bloßen, auf frivole Neugierde des Publikums berechneten Buchhändler-Speculation die Rede seyn solle, sondern daß es auch in meiner Intension liege, derselben einen großen historischen Charakter zu geben, und alles entfernt werden solle, was auf Leidenschaft berechnet, diesem entgegen sey. Nachdem wir uns nun über die wesentlichen Gesichtspunkte geeinigt,

erließ der genannte Herausgeber einen Prospectus für die einzuladenden Mitarbeiter, aus welchem ich hier zur nähern Charakteristik unsers Unternehmens fürs größere Publikum einiges mittheilen will. — „Herr Brockhaus, heißt es darin, hat den Entschluß gefaßt, unter dem Titel:

„Zeitgenossen"

eine Gallerie merkwürdiger Menschen unserer Zeit in treffenden Charakterbildern und ächt-historischen Biographien herauszugeben, und der Unterzeichnete hat die Herausgabe dieses Werks übernommen.

Das Gelingen des wichtigen Unternehmens hängt aber wesentlich davon ab, daß ein Kreis geistreicher, einsichtsvoller und geschichtskundiger Männer sich vereinige, und durch möglichst vollendete Darstellungen einzelner ausgezeichneter Menschen dieser Zeit den Herausgeber in den Stand setze, etwas vorzügliches zu liefern.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir nicht bloß noch Lebende, sondern auch schon Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahre hervorleuchteten, (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre), dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltene Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgesetzt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise be-

deutend wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weit verbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plane ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft, (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im ächten Geiste der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (so weit der Forscher einzudringen vermag!) mit dem möglichst tiefsten Eingreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen, wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden Umrissen, die den Menschen zeichnen, wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in seiner Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen; das ist es, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der eingverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannichfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten,

als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sicherer Hand, das eigene Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen, den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen seyn.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten der großen Aufgabe, die wir zu lösen wagen; aber wir vertrauen dem Geiste, der Einsicht, der Geschicklichkeit derer, die wir zutrauensvoll einladen, sich mit uns zu diesem würdigen Zwecke zu verbinden.

Wir bitten besonders, überall den ächt-historischen Gesichtspunkt festzuhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen zu bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung als durch Reflexion und Raisonnement die Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Das Werk wird weder eine alphabetische noch chronologische Anordnung erhalten, ohne deßhalb nach Willkür zusammengeworfen zu werden. Der Herausgeber wird die einzelnen Biographien, die für jeden Band bestimmt sind, auswählen, und nach eigenen Ansichten zusammenstellen, manche auch durch historische und philosophische Einleitungen unter einander zu einem größern historischen Ganzen, gleichsam in Gruppen, verbinden, ohne dadurch in den einzelnen Darstellungen etwas zu ändern, oder den fremden Arbeiten im mindesten zu nahe zu treten."

So weit der Herr Herausgeber, der diese im Original-Prospectus noch weiter entwickelte Einladung zur Theilnahme mit großer Sorgsamkeit und reiflicher Erwägung des literarischen und politischen Charakters an eine Anzahl der vorzüglichsten Gelehrten und Geschäftsmänner nicht bloß Deutschlands, sondern auch des Auslandes mit dem Erfolge sandte, daß sich bald „ein bedeutender Kreis geistreicher, einsichtsvoller und geschichtskundiger Männer" mit ihm einigte, und er von ihnen die Zusicherung lebhafter Theilnahme erhielt. Das Un-

ternehmen ist jetzt so weit gediehen, daß der Druck angefangen hat, und ununterbrochen fortgesetzt werden kann. — Um uns öfters mit dem Publikum zu berühren, soll die Herausgabe in Abtheilungen von etwa 12 Bogen Statt finden, deren alle 6 Wochen eine erscheinen wird. Vier derselben, mit durchlaufenden Seitenzahlen, werden einen Band ausmachen, deren folglich jährlich zwei erscheinen werden. Das erste Heft wird in der Mitte März fertig und versandt, und ich darf im Voraus das Publikum auf die interessanteste Zusammensetzung desselben aufmerksam machen. — Jeder Band wird auch ein Titelkupfer enthalten, welches mehrere Portraits zusammen gruppirt vorstellen wird. Man besorge übrigens nicht, daß die im Conversations-Lexicon enthaltenen Darstellungen merkwürdiger Personen unserer Zeit hier bloß neu abgedruckt erscheinen werden. Dieß wird nie der Fall seyn, da die Redaction der „Zeitgenossen" von ganz andern Gesichtspunkten ausgeht, als die jenes encyclopädischen Hand-Wörterbuchs.

Leipzig und Altenburg, im Januar 1816.

F. A. Brockhaus.

Vorläufige Anzeige.

Besondere, in meiner individuellen Lage begründete Rücksichten und andere — meiner Ansicht nach — mehr zeitgemäße Unternehmungen, die meine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nehmen, bestimmen mich, mit diesem dritten Bande der Neuen Folge die deutschen Blätter zu schließen, welches ich hierdurch, um verkehrten Auslegungen zu begegnen, schon jetzt habe anzeigen wollen. Altenburg, den 22sten Februar 1816.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

3n Bandes . 34s Stück.

Napoleon und Kosciuszko.

Abermals ein Beitrag zu Hönns Betrugs-Lexicon, von dem Manne auf St. Helena.

Der Welt Wagen und Pflug
Ist nur Lug und Betrug!

Mit dieser uralten Gnome, die billig des Generals Buonaparte Leichentext seyn sollte, eröffnete vor noch nicht hundert Jahren der Doctor beider Rechte, Georg Paul Hönn, weiland fürstlich Sachsen-Gothaischer Rath und Amtmann zu Coburg, sein weltbekanntes

Betrugs-Lexicon, worin die meisten Betrügereien in allen Ständen, nebst denen darwider der guten Theils dienenden Mitteln entdeckt u. s. w. *)

Eine Musterkarte von Listen und Practiken aller großen und kleinen Pfiff- und Kniff-Genie's, welche der ehrliche Herausgeber schon, als

*) Die zweite, neue und verbesserte Auflage erschien mit königlich polnischem und churfürstlich sächsischem Privilegium, Coburg 1761, nachdem dieses Betrugs-Lexicon, in welchem auch dem Nachdrucker sein Recht widerfährt, nachgedruckt worden war.

er sie im Jahre 1720 entwarf, für unvollständig erklärte! Und doch hat er in seine Gallerie von verkappten „Siebenlists und Lips Tullians, die unter dem Hütlein ihren Hocuspocus spielen," gegen vierthalbhundert ehrbare Stände aufgenommen, von den Abgesandten an bis zu den Zwirnhändlern. Da finden sich unerwartet in einer Gesellschaft beisammen: Beutelschneider und Bibliothekare, Bräute und Bürgermeister, Kammerräthe und Komödianten, Journalisten und Juden, Quacksalber und Quacker, Räthe und Rattenfänger, Zigeuner und Zuckerbäcker. Der ehrliche Hönn hat, wie man sieht, seinen eigenen Stand nicht vergessen; kurz er mustert alle durch, vom Kinde aufwärts bis zum Regenten und Todtengräber, und vom Diebe bis zum Scharfrichter. Nur die Eroberer hat er weggelassen, so wie die Straßenräuber; wahrscheinlich, weil sie weniger geheim, als Andere, in und aus der Tasche spielen; damit jedoch keiner sich ausgeschlossen glaube, hat er unter „Insgemein" ein allgemeines Capitel angelegt, wo er allen Adamskindern folgendes nachsagt: Menschen betrügen, wenn sie „ihre Tücken mit adamitischen Feigenblättern zu bedecken suchen; oder wenn sie etwas versprechen, und es doch nicht zu halten gedenken, folglich bei ihren Worten bleiben, wie der Haase bei der Trommel; oder wenn sie sich als gute Freunde anstellen, in der That aber nur gleich sind denen Katzen, die vornen lecken und hinten kratzen," u. s. w. Hätte der unerschrockene Hönn, welcher seinem — wie er selbst bekennt — „höchst odiösen Werke seinen Namen

beizusetzeu sich nicht gescheut, indem er sich allein auf sein göttliches Protectorium verlasse, und alles Verdachts einer Menschenfurcht entschütte" in unsern Tagen gelebt, er würde in dem Gaukelspiele, das der französische Exkaiser mit den liberalen Ideen: Toleranz, Volksrepräsentation, Ehre, Vaterland, Freiheit, Aufklärung und Kunst getrieben, womit er die halbe Welt geäfft, und aus denen er, wie Adam aus Feigenblättern, sich eine Schürze gemacht, die seine Scham bedecken sollte, eine reiche Nachlese zu seinem Betrugs-Lexicon gefunden haben. Zu Napoleons Kunstgriffen gehörte es ganz vorzüglich, berühmten Männern, welche die Achtung der Völker besaßen, eine studirte Aufmerksamkeit zu zeigen. So täuschte er, auf Augenblicke wenigstens, die kindliche Gutmüthigkeit des genialen Johannes von Müller; darum war er gegen den berühmten Fox, als dieser im Jahre 1802 in Paris sich einige Wochen aufhielt, ganz ungewöhnlich artig. Doch muß man zur Ehre unserer Zeitgenossen hinzufügen, daß kein ausgezeichneter Denker, Geschichtschreiber, Redner und Dichter sich so von ihm täuschen ließ, daß er sein entschiedener Lobredner wurde. Höchstens erklärten sich einige von Napoleon nicht besoldete Schriftsteller für die liberalen Ideen, welche des Kaisers Machtwort in Spanien, Italien und Polen entfesselte, und sahen in ihm ein Werkzeug der Vorsehung, indem sie von ihm hofften, daß er dort das Maulwurfs-, hier das Kantschu-System ausrotten werde. Da dieß geschah, und da die innere Verwaltung mehrerer südlichen Län-

der durch so manches in Thätigkeit gesetzte Talent nothwendig verbessert werden mußte, je mehr Mißbräuche vorher in derselben geherrscht hatten, so übersahen sie die systematische Bedrückung, welche jeden militärischen Despotismus, der folgerecht verfährt, begleiten muß. Eben diese sehr einseitig urtheilenden Männer in Spanien, Italien und Frankreich sind es auch, welche jetzt befürchten, daß jede liberale Idee durch die Siege der Deutschen über Napoleon vernichtet, und daß ein Triumvirat an die Stelle eines Dictators getreten sey. Die Schlacht bei Leipzig und der Sieg bei belle Alliance, glauben sie, habe keine andern Folgen gehabt, als daß mit den Jesuiten die Inquisition, und mit dem religiösen Fanatismus der Obscurantismus und alte Despotismus nach Spanien und in einige italienische Staaten, wo nicht gar in das schöne Frankreich zurückgekehrt sey. Hätten diese Männer Recht, so wäre freilich die neueste Zeit mit allen ihren Erscheinungen ein ungeheurer Selbstbetrug der Völker, die für Wahrheit, Recht und Freiheit gestritten zu haben glauben; und der erfahrene Hönn, welcher, nicht ohne Grund, den Selbstbetrug unter allen Betrügereien die größte nennt, würde die achtzig verschiedenen Punkte desselben, welche er aufzählt, leicht bis auf hundert vermehren können. Allein selbst dann, wenn Deutschland und Polen, die Schweiz und die Niederlande, Norwegen und Schweden, sogar England — was doch, wie jeder Unbefangene sehen muß, fast ans Unmögliche grenzt — in spanisch-jesuitische Finsterniß dadurch, daß die Bourbons

wiederhergestellt worden sind, versinken sollten, selbst dann noch ist Napoleons Thun und Treiben keineswegs entschuldigt, am wenigsten gerechtfertigt. Er hat die Völker betrogen und gemißhandelt, er hat ein schändliches Lügenspiel mit Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit getrieben, er hat selbst viele der Klügern geäfft und bethört.

Folgende Aufklärung eines mit frecher List von ihm und seinen Helfershelfern in die Zeitgeschichte eingeschwärzten Luggewebes, die wir dem edlen Kosciuszko verdanken, einem Manne, der, wie selbst diese Nachricht beweis't, von Napoleon nicht berückt werden konnte, ist ein wichtiger Beitrag zu der Kunst, wie Eroberer und Usurpatoren die Völker betrügen. — Vorher müssen wir jedoch unsere Leser an folgende Begebenheiten erinnern.

Als der Kaiser Napoleon im Jahre 1806 die Polen gegen Preußen und Rußland bewaffnen wollte, kirrte er sie mit dem Versprechen, ihren Staat wiederherzustellen, wenn sie sich würdig zeigten, eine Nation zu seyn. In dieser Hinsicht wurden Dombrowski und Wybicki, zwei Polen, welche die Achtung und Liebe ihrer Landsleute besaßen, beauftragt, aus dem kaiserlichen Hauptquartiere, Berlin den 3ten November 1806, einen Aufruf an die Bewohner Polens vertheilen zu lassen, in welchem sie unter andern sagten: „Napoleon der Große, der Unüberwindliche, rückt an der Spitze von 300,000 Mann in Polen ein. Ohne in die Geheimnisse seiner Absichten dringen zu wollen, sey es unser einziges Bestreben, uns seiner Großmuth werth zu

machen. — „Ich will sehen, so hat er zu uns gesprochen, ob Ihr verdient, eine Nation zu seyn? — Polen, von Euch hängt es ab, ein Vaterland zu erlangen. Euer Rächer ist erschienen. Eilt ihm von allen Seiten entgegen. — Bringt ihm Eure Herzen, Eure Arme. Erhebt Euch insgesammt. — Sammelt Euch unter die Fahnen Eures Vaterlandes. Bald wird, von Napoleon dem Großen gerufen, Kosciuszko zu Euch reden. Unterdessen u. s. w." Auf diesen Aufruf erhoben sich die Polen gegen Preußen. Abgeordnete der Woywodschaft Posen gingen nach Berlin zum Kaiser, der sie sehr gütig aufnahm. Sie baten ihn in dieser Audienz, den 19ten November 1806, dringend, die Unabhängigkeit Polens zu proclamiren; allein Napoleon antwortete: „er könne eine solche Proclamation nicht ergehen lassen, bis nicht die Polen entschlossen seyen, ihre Rechte als Nation mit den Waffen in der Faust und durch Opfer aller Art, selbst ihres Lebens, zu vertheidigen." Der Kaiser foderte nun eine Armee von 30 bis 40,000 Mann, die er mit Waffen versehen wollte. Bald hatte Dombrowski im Posener Departement vier Regimenter organisirt. Als hierauf Napoleon den 27sten November in Posen eintraf, begrüßten ihn 54 polnische Edelleute, den Grafen Raziminski, Woywoden von Gnesen, als Sprecher an ihrer Spitze, im Namen der polnischen Nation, und flehten in lateinischer Sprache, daß er Polen aus seiner Asche zu erwecken geruhen möchte. Der Kaiser antwortete in allgemeinen Ausdrücken, „daß er es dem Interesse Frankreichs und Euro-

pa's zuträglich fände, wenn die polnische Nation in ihrem vorigen Glanze und zu ihrer ehemaligen Macht wieder zurückkehrte." „Doch, um dieß zu bewirken," fuhr er fort, „müssen sich die Magnaten, der Adel und die Städte zu einer allgemeinen Vertheidigung vereinigen. In Warschau werde ich Ihre Unabhängigkeit proclamiren — von da soll sie fest und unerschütterlich seyn. Ich will die politische Existenz Ihrer Nation wiederherstellen. Aber zeigen Sie sich auch meiner Beschlüsse würdig; bewaffnen Sie sich alle." — Nun folgten Proclamationen über Proclamationen, um das Feuer der Begeisterung recht anzufachen, und das Aufgebot in Masse ward vom General Dombrowski mit großer Thätigkeit organisirt. Indeß fehlte noch immer der Mann der Nation, Kosciuszko. Er, dessen ganzes Leben dem Vaterlande geweiht gewesen, der in Paris unter Frankreichs Schutze lebte, sollte allein fehlen, jetzt, wo es die Wiederherstellung seiner Nation galt! Jedermann, besonders die Polen, glaubten nichts Gewisseres, als daß er jeden Augenblick unter ihnen auftreten müßte. Aber der von seinen Landsleuten bewunderte und geliebte Held Kosciuszko kam nicht in Person, sondern statt seiner die von Dombrowski versprochene, mit Kosciuszko's Namen unterzeichnete Proclamation, Paris den 1sten November 1806. Schon damals zweifelten Viele an der Aechtheit dieses Briefs, weil sie es für unmöglich hielten, daß der Sieger von Dubienka und Raclawice nicht persönlich seine Landsleute in den Kampf für das Vaterland führen sollte. Andere erklär-

ten dieß mit Kosciuszko's zerrütteter Gesundheit, und durch sein Wort, das er Paul I. gegeben, nie gegen Rußland die Waffen zu führen. So schlich sich in die Zeitgeschichte die Nachricht ein, daß Kosciuszko einen Aufruf an die Polen erlassen, um sie für ihr Vaterland unter die Waffen Napoleons zu versammeln. (Vrgl. Bredows und Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, 1806, 495 S., Altona 1809). Die Proclamation selbst, welche als ein, auch in anderer Hinsicht äußerst merkwürdiges Actenstück in mehrern Zeitschriften, insbesondere in Bornscheins Geschichte von Polen, Leipzig 1808, 418 S., wo sie mehr als drei Octavseiten einnimmt, abgedruckt ist, stimmt nicht ganz mit dem Tone überein, in welchem das ehemalige Haupt der Krakauer Conföderation zu der polnischen Nation gesprochen hatte. Denn nachdem sie mit den Worten anhebt: „Brave Landsleute! Bei dem Geräusch der Waffen, von welchem Polen noch einmal wiederhallt, begibt sich Kosciuszko unter Euch!" — ergießt sie sich in Lobsprüche auf die französischen Adler, und spricht von Napoleons hoher Bestimmung, welche wolle, daß er die Könige vernichte und schaffe. „Die große Nation," heißt es darin unter andern, „steht vor Euch, Napoleon erwartet, und Kosciuszko ruft Euch. Seht, wie Europa auf den Ruf des Genie's, das neunzehnte Jahrhundert durch eine neue Zeitrechnung von Schöpfung und Ruhm bezeichnet. Seht, wie die Völker sich wieder zu ihrer Würde erheben, und die Nationen sich zu ihrer Unabhängigkeit aufrichten! —

Polen! Wie durch ein Wunder den Ketten Eurer Tyrannen entronnen, nahm ich die letzten Seufzer des sterbenden Vaterlandes mit mir; voll Vertrauen auf einen Helden lasse ich sie unter Euch hören! Ich sehe diese väterliche Erde wieder, die mein Arm vertheidigt hat; diese Gefilde, die ich mit meinem Blute getränkt habe, und ich küsse sie mit Thränen! — Ich verbinde mich mit Euch, um mich nie mehr von Euch zu trennen. — Wir sind unter der Aegide des Monarchen, der die Schwierigkeiten durch Wunder bändigt u. s. w."

Dieser Aufruf ist, was wir unsern Lesern durch Kosciuszko's eigene Erklärung beweisen, gänzlich erlogen; ein Machwerk Fouché's auf Napoleons Geheiß; und wir berichtigen hiermit einen Irrthum, den wir mit vielen getheilt, und der sich in die Nachricht von Kosciuszko's Leben im Conversations-Lexicon, Bd. 5, 2te Auflage, S. 427, eingeschlichen hatte. — Der General Kosciuszko schreibt hierüber aus Solothurn unter dem 21sten Januar 1816 an die Redaction des Conversations-Lexicons folgendes: „In dem vielgelesenen Conversations-Lexicon habe ich, was mich betrifft, eine falsche Behauptung in Ansehung meines angeblichen Aufrufs an die Polen gefunden. Die französischen Journale haben Sie irre geführt. Sie lieben die Wahrheit, hier ist sie. Als Napoleon mit seiner Armee nach Polen zog, wollte er mich durch seinen Minister Fouché bewegen, auch dahin zu gehen. Ich antwortete schriftlich, daß wenn Napoleon uns die alten Grenzen des Königreichs, dessen Unabhän-

gigkeit und eine, der englischen sich annähernde, liberale Constitution zusicherte, so würde ich auf der Stelle nach Polen gehen. Einen Monat nachher, als Napoleon schon in Warschau war, erhielt der Minister Fouché von ihm den Befehl, mich durch jedes beliebige Mittel, welches es auch sey, dahin zu bringen, daß ich nach Polen ginge, sogar, wenn ich mich weigerte, durch Gensdarmen dahin mich führen zu lassen. Ich gab zur Antwort, daß er mit mir machen könne, was er wolle; wenn man mich aber nach Polen schaffte, würde ich mich daselbst ganz leidend verhalten, und in seiner Gegenwart den Polen sagen, daß ich nicht frei wäre. „Wohlan!" sagte Fouché zu mir, „wir werden ohne sie handeln!" Einige Tage darauf erschien eine mit meinem Namen unterzeichnete Proclamation von mir an die Polen. Ich wollte ihr sogleich in allen Journalen widersprechen, allein man erlaubte es mir nicht. Hierauf schrieb ich an den Minister Fouché in folgenden Ausdrücken: „„Ich habe in den öffentlichen Blättern eine Proclamation an die Polen gelesen, die mit meinem Namen unterzeichnet ist, die aber nicht von mir herrührt; ich halte es für meine Pflicht, dieselbe gegen Sie, als französischen Reichsminister, förmlich abzuleugnen."" Zugleich bat ich ihn, dieß an Napoleon selbst zu berichten."

Diese Worte eines von allen Zeitgenossen geachteten Mannes bedürfen keines weitern Zusatzes. Noch äußert sich der in mehr als einem Welttheile geachtete Held über das gerechte Zeugniß, welches in jener Schrift von der allgemei-

nen Verehrung, die ihm zu Theil geworden, abgelegt wird, und sagt mit edler Bescheidenheit, daß dieses Zeugniß zu schmeichelhaft sey, indem er nichts als seine Schuldigkeit habe thun wollen.

Er verzeihe uns, daß wir den Inhalt seines Briefs zur öffentlichen Kenntniß gebracht haben. Wir glaubten es der Geschichte schuldig zu seyn, einen Zug mehr aus dem für viele Befangene noch nicht genug enthüllten Charakter des merkwürdigsten und furchtbarsten Glücksritters der neuern Zeit hier anführen zu müssen, einen Zug, der auch in diesem Corsen das italienische Sprichwort wahr macht:

Con arte e con inganno
Si viva la metà dell' anno:
Con inganno et con arte
Si viva l'altera parte.

Zusatz.

Aus den Bruchstücken, welche das Morgenblatt (15ten December 1815) aus Helena Maria Williams Narrative of the events which have lalety taken place in France etc. London 1815 mittheilt, fügen wir hier folgendes bei: „Kosciuszko hatte sich seit einigen Jahren zurückgezogen; er bebaute ein kleines Landgut, und lehnte alle Anerbietungen ab, welche ihm von Napoleon gemacht wurden. Kosciuszko kannte diesen vollkommen. Ich besuchte ihn eines Tags, um Abschied von ihm zu nehmen, nachdem ich des Morgens im Moniteur von ihm, als ernanntem Commandeur der polnischen

Armee, die Addresse an die Polen über die Wiedererlangung ihrer Freiheit gelesen hatte. Er lächelte über meine Leichtgläubigkeit; als ich ihm aber die Addresse mit seiner Unterschrift zeigte, rief er aus: dieß alles ist absichtliche Erdichtung; Buonaparte kennt mich zu genau, als daß er mich durch irgend ein Anerbieten in Beziehung auf seinen Räuberzug beleidigen sollte; er hat diese Verfahrungsart angenommen, welche er durch die vorgespiegelte Freiheit gefälliger zu machen sucht, worüber ich weder antworten, noch meine Mißbilligung zu erkennen geben darf; seine Ansichten über Polen und die meinigen sind so verschieden, als unsere Gefühle über alle andere Gegenstände."

Jahr aus, Jahr ein
Betrug und List
Mein Sinnen ist;
Jahr aus, Jahr ein
List und Betrug
Mein Egg' ist und Pflug.

Warnende Stimme aus der Schweiz an Deutschland.

Ein Volk ist noch nicht ganz erwacht, das nicht sein Leben in all seinen Gliedern fühlt, oder gar das ihm in Stamm, Sprache und Sitte nah Verwandte verkennt. Freilich machen sich die rührigsten Glieder zuerst fühlbar, und das kann die Schweiz eben nicht von sich rühmen. Aber Deutschland ist eigentlich mit ihr oder ihrem Volke noch gar nicht in Berührung gekom-

men. Das gute warme Herzblut wäre da, wie dort, aber da hat man aller Art Stricke um die Adern gelegt, um den Zu- und Rückfluß zu hemmen, und am Ende den Theil ganz und gar abzubinden.

Dagegen sind die Franzosen, die in Wien mitbinden halfen, und von jeher an den Aristokraten, Oligarchen und andern Gegenfüßlern des Volks ihre treuen Vertreter hatten, nun sehr zur Hand, und helfen, daß recht geschnürt und gedreht werde, und passen, ob nicht das Glied am Ende ab-, und ihnen zufallen werde. So haben sie nun einen Officier de Santé geschickt, der besonders den bereits schon sehr französirten Kern der westlichen Schweiz, das unpopuläre und undeutsche Bern, mit seinen Trabanten leite und bewege, wie es den Bourboniden und andern verkäuflichen Patriciern frommt.

Die alte Buhlschaft mit der bereits umstrickten Tochter wieder anzuheben, ist angelangt der im Hahnensprunge sehr geübte Ambassador, A. T., ehemals Emigrant und Offizier in der Condéschen Truppe, hierauf von Napoleon zum Grafen gestempelt, und seit 1808 sein Gesandter in der Schweiz. Ein eifriger Knecht desselben, trieb er die Spionade und alle Teufelskünste zur vollen Zufriedenheit des Mediators. Bekannt mit den Schwächen der damaligen Schweizer-Matadoren, die leider! größtentheils auch wieder die dermaligen sind, erhielt er die Schweiz in ihren schmählichen Fesseln. Selbst sclavisch seinem Herrn ergeben, zügelte und schreckte er damals die alten

Cantone durch die neuen, da sprach er von altem Sauerteig, von Berns Herrschsucht, von Aristokratenkliken; — nun zügelt und schreckt er die Feiggesinnten durch die Tagsatzung, er spricht von Jacobinismus, von bürgerlicher Canaille und Unsinn der Volksrechte; und er hat die Frechheit, seine doppelte, ganz sich entgegengesetzte Rolle auf demselben Flecke vor denselben Menschen zu spielen. Zwar wird er sehr darin ermuthigt, da er auch in seiner schweizerischen Umgebung ähnliche Wetterfähnlein sieht. Doch ragt er vor. Als die Verbündeten die Schweiz betraten, mußten sie den standhaften Napoleonisten noch auffangen, und über die Grenze führen lassen. Als er aber Paris erobert, und Napoleon nach Elba eingeschifft sah, da bekehrte sich unser August. Er kam nun im Namen der Bourbons, auf dem Hute die weiße Cocarde, im Munde „le roi, mon maître" und im Herzen nun wieder den Condéer. Im Jahre 1809 ließ er die St. Galler Zeitung, einer Ode wegen, in der das Glück des Friedens gepriesen, und den Welteroberern ein wenig lyrisch geflucht wurde, eine Zeit lang unterdrücken, jetzt klagt er die Schweizer-Zeitungen an, die sich unterstehen, zuweilen Auszüge aus deutschen Zeitungen zu machen. Wir werden einmal sein Schreiben an unser hierin unreizbares Vorort Zürich bekannt machen, um zu zeigen, was sich ein windbeutlichter Franzose im freigepriesenen Schweizerlande herausnehmen darf.

Neulich ging er heim, setzte sich, als Pair, über Ney ins Blutgericht, und, nachdem er noch

einen guten Zug in den Becher antiker Thorheiten gethan, kommt er nun in einer andern Blutsangelegenheit zurück. Er ruft nun ohne Umschweif die Cantone zu sich, A. T., Gesandten der Bourbons nach Bern, sprechend: Er wolle 12,000 Schweizer kaufen, zudem 4000 Thürhüter vor die Pforte seiner Herren. Das sey, setzt er hinzu, ein herrliches Brodt für viele Gemeine, und eine Schule der Weisheit für künftige Schweizer-Regenten; und das werden sich die jetzigen aristokratischen Regenten nicht zweimal gesagt seyn lassen. Es ist beiden Theilen geholfen. Aber wie muß Deutschland dieß ansehen? — Unser Volk hat in den meisten Cantonen wenig zu sagen. So hat man uns die Ordnung gemacht, wir müssen zusehen, wie unsere Jugend nach allen Seiten den Wälschen zugeführt wird, und wie sie uns die Schwächen und Laster aus aller Welt heimholen, um der zu künftigen Regenten bestimmten Offiziere willen! Was hätte denn Deutschland, wenn es was Menschliches für uns und was Vernünftiges für sich thun will, Dringenderes, als diesem jämmerlichen Unfuge zu steuern! Wie können deutsche Gesandte den verderblichen Umtrieben solcher Agenten ruhig zusehen! Darauf ist die Antwort nahe liegend. Die deutschen Höfe sehen die Gesandtschaften in der Schweiz als Ruheplätze an, Frankreich als eigentliche Heerde der Intrigue, die sich denn wohl in entscheidenden Zeiten auch über den Rhein und die Alpen erstreckt, nicht bloß uns drückt! Frankreich weiß, warum es zu

uns nicht Greise, nicht zu versorgende Herren schickt, sondern Intendant des théâtres Français, wie unser Agent August war.

Warum, liebe deutsche Brüder! warum vergrößerte man unser Land, und erhob uns unter die Staaten äußerlich, und nahm uns unsere innere Kraft, unsere Freiheit! Warum reißt man uns von Euch los, und gibt uns unsern feilen Aristokraten, und dadurch euern und unsern Feinden Preis? Warum?

Wunderbare Erscheinung.

Ein deutscher Fürst hat in seiner Weisheit und Gerechtigkeit die Censur, als überflüssig und widerrechtlich, aufgehoben; dagegen sind die Censoren an einer Universität, nämlich leibhafte Professoren, eingekommen, und verlangen für die Abnahme dieser geistlosen Arbeit Ersetzung.

Sollte die Sache zur Reife getrieben werden, so wird der gerechte Unwillen jedes Deutschen, der nicht dem kärglichsten Egoismus das heiligste Gut des Menschen, nämlich Denk- und Redfreiheit, hinwirft, es uns Dank wissen, wenn wir ihm die Muster namentlich zur Schau stellen.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 35s Stück.

Die Jahre 1515, 1615 und 1715.

(Beschluß des in Nummer 26 abgebrochenen Aufsatzes.)

Jahr 1715.

Das europäische Staatensystem näherte sich seiner jetzigen Gestalt. Frankreich hatte seit Ludwig XIV. ein großes Uebergewicht bekommen. Diesem arbeitete Großbritannien, jetzt von Königen aus dem hannöverischen Hause beherrscht, an der Seite von Oesterreich und Holland kräftig entgegen. Indessen gab Peter der Große ein merkwürdiges Beispiel des Eifers, seine und seiner Natur vollkommene Ausbildung zu befördern.

Erst kürzlich hatten die europäischen Staaten einen von beiden Kriegen, in welche sie zu gleicher Zeit verwickelt waren, den spanischen Erbfolgekrieg, geendigt. Durch denselben wurde ein Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, Philipp von Anjou, auf dem spanischen Throne befestigt. Die Republik der vereinigten Niederlande, die der Unterstützung der österreichischen Ansprüche auf die spanische Monarchie so große Staatskräfte aufgeopfert hatte, erhielt dafür zu einiger Entschädigung das Recht, die Besetzung der niederländischen Grenzfestungen mit Oesterreich

zu theilen. Dieses Recht erwarb ihr (1715) der sogenannte Barriere-Tractat.

Der Erbstatthalter der vereinigten Niederlande und König von Großbritannien, Wilhelm III., hatte keine Erben hinterlassen, und seinem Vetter, dem Fürsten Johann Wilhelm Friso, war nur die Erbstatthalterwürde von Gröningen zu Theil geworden. Sein Sohn, Wilhelm IV., hatte bei seinem Tode (1711) noch nicht das Licht der Welt erblickt. Indessen leitete der Rathspensionär Heinsius die Staatsverwaltung.

In diesem Jahre beschloß endlich Ludwig XIV. seine 72jährige Regierung; eine Regierung, die nicht nur auf Frankreich, sondern auf den größten Theil von Europa den wirksamsten Einfluß hatte. Während Ludwig mit Oesterreich und dem deutschen Reiche, ingleichen mit Spanien, Großbritannien und den vereinigten Niederlanden eine fast ununterbrochene Reihe von Kriegen führte, ließ er den Kaiser durch die Türken, und den Churfürsten von Brandenburg durch die Schweden in Verlegenheit setzen. Ein so großes, so wohl bewaffnetes und versehenes, so gut geübtes Heer hatte noch kein europäischer Monarch aufgestellt; so viele Festungen waren noch in keinem andern Reiche angelegt worden. Ludwig XIV. aber zog durch den ungeheuern Aufwand, den seine beständigen Kriegsrüstungen erfoderten, der Staatscasse eine große Schuldenlast zu, deren nachtheilige Folgen bis auf unsere Zeiten gewirkt haben. Kaum gaben die Länder, die Ludwig XIV. durch seine Kriege eroberte, als 1) die Grafschaft Roussillon, 2) ein großer Theil

der Niederlande, 3) Elsaß, für den gewaltigen Verlust an Geld und Menschen eine Entschädigung ab.

An diejenigen, welche die Rechte des Hauses Oesterreich gegen Philipp von Anjou vertheidigten, schloß sich auch der König Johann V. von Portugal, der Schwager Kaiser Carls VI., an. Sein Großvater, Johann IV., Herzog von Braganza, hatte (1640), von der Nation kräftig unterstützt, die Selbstständigkeit des Reichs wiederhergestellt. Johann V. erhielt durch den Utrechter Frieden einen Landstrich auf der Ostseite von Südamerika, der sich vom Yapoc bis zum Maranhon ausdehnt. In diesem Jahre überließ ihm Spanien die Colonie San Sangramento.

Kaiser Carl VI., der sich, anstatt die ganze spanische Monarchie zu bekommen, mit einem Theile derselben, und zwar mit dem Herzogthume Mailand, dem Königreiche Neapel, der Insel Sardinien und den spanischen Niederlanden, begnügen mußte, und der zu den italienischen Ländern noch das Gebiet des treulosen Herzogs von Mantua hinzufügte, wurde von Großbritannien gegen Frankreich kräftig unterstützt.

In Großbritannien saß seit dem vorigen Jahre (1714) ein König aus dem deutschen Fürstenhause Hannover auf dem Throne. Er erbte denselben als ein Urenkel Jacobs I., der Schottland mit England vereinigte. Das Regentenhaus Stuart, das mit Jacob begann, hatte nicht das Glück, sich das Vertrauen der Nation zu erwerben. Carl I. starb auf dem Blutgerüste,

und wenn auch sein Sohn, Carl II., nach Cromwels Tode wieder auf den Thron gelangte, so konnten sich die Stuarte doch nicht auf demselben behaupten. Jacob II. überließ ihn seinem Schwiegersohne, dem Erbstatthalter Wilhelm III. Auf diesen folgte seine Schwägerin, die Königin Anna, unter deren Regierung das Thronrecht des Hauses Braunschweig-Lüneburg vom Parlamente bestätigt wurde. Der Churfürst Georg Ludwig hatte, als König Georg I. einen unbedeutenden Kampf mit dem Sohne des in Frankreich gestorbenen Jacobs II., dem sogenannten Prätendenten. Dieser wurde zwar von einem Haufen seiner Anhänger, an deren Spitze der Graf Marl stand, (October 1715) als König ausgerufen; aber schon einen Monat hernach war der ganze Aufstand unterdrückt.

Schon als Churfürst von Hannover war der König Georg I. in den zweiten Krieg, der damals die europäischen Mächte beschäftigte, und der noch einige Jahre länger als der mit ihm zu gleicher Zeit begonnene spanische Erbfolgekrieg dauerte, verwickelt. Diesen Krieg veranlaßte der Plan des Czaars Peter und des Königs August II. von Polen, dem jungen König Carl XII. von Schweden die Länder, die seine Vorfahren von Rußland und Polen abgerissen hatten, wieder wegzunehmen. Der Czaar Peter, der seine Reisen durch das westliche Europa benutzt hatte, sich mit der Verfassung der vornehmsten Staaten bekannt zu machen, um sie, so weit es der Charakter und die Sitte seiner Nation erlaubte, in seinem Reiche nachzubilden; der mit

unermüdlichem Eifer seine Land- und Seemacht vollkommen einrichtete; der seinen Wohnsitz aus der Nähe von Asien nach St. Petersburg an der Ostsee verlegte, der wollte die an derselben liegenden Provinzen Ingermannland und Esthland mit seinem großen Staate vereinigen.

Nach dem Besitze des an dieselben grenzenden Lieflandes strebte der damalige König von Polen, August II., als Churfürst von Sachsen Friedrich August I. Dieser hatte es durch reichliche Freigebigkeit dahin gebracht, sein Haupt mit der polnischen Königskrone geziert zu sehen. Jetzt wollte er sich in dem Vertrauen der Polen, unter deren Großen manche mit seiner Regierung unzufrieden waren, durch Wiedereroberung Liflands befestigen.

Der König Christian IV. von Dänemark trat der Verbindung Peters und Augusts bei, weil Carl XII. ihn hinderte, seine Oberherrschaft über den Herzog von Schleswig-Holstein geltend zu machen.

An Carls XII. Feinde reihete sich endlich auch der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen an. Sein Vater, Friedrich I., der das souveräne Herzogthum Preußen in ein Königreich verwandelte, hatte ihm vor zwei Jahren (1713) den Thron überlassen.

Zuerst traten Peter und August II. gegen Carl XII. auf. Aber der kühne, von leidenschaftlicher Ruhmbegierde hingerissene Monarch, der über die Russen bei Narwa siegte, und den König von Polen zur Niederlegung der Krone zwang, der ging seinem Unglücke auf dem aben-

teuerlichen Zuge in das innere Rußland entgegen, der kehrte gerade um diese Zeit (Dec. 1714) von Bender, wo er sich fünf Jahre aufgehalten hatte, in sein Reich zurück, und der mußte sich kurze Zeit hernach aus Stralsund, welches der Macht der verbündeten Feinde nicht länger widerstehen konnte, entfernen. Von Carl XII. ließ sich der damalige Großsultan, Achmed III., bewegen, den Krieg gegen den Czaar Peter zu erneuern; aber sein Großvezir hatte (1711) Peters Verlegenheit am Pruth zu wenig benutzt.

Das Kriegswesen, das im 17ten Jahrhunderte auf das Schicksal der europäischen Staaten einen so großen Einfluß gehabt hatte, erschien jetzt merklich verändert und verbessert. Schon im dreißigjährigen Kriege hob sich die Kunst, Krieg zu führen, aus dem Zustande des Mittelalters heraus. Seitdem verschwand die Pike bei dem Fußvolke fast ganz; die Reiterei bestand jetzt eben so gut, als die Infanterie, aus geworbener Mannschaft; die Geschützkunst erhielt eine wissenschaftlichere Gestalt, und die Heere wurden größtentheils nicht wieder abgedankt. Gustav Adolph, der Urheber von mancher dieser Veränderungen, unterhielt schon ganze Musketier-Regimenter; seine Musketiere waren schon mit Patrontaschen versehen, und sie standen in weniger Reihen, als ehedem. Bayonette kamen schon im Jahre 1640 bei den Franzosen vor. Die ersten Granatenwerfer (Grenadiere) erschienen (1634) bei den Schweden. Bei den Franzosen waren sie im Jahre des westphälischen Friedens schon ordentlich eingeführt, und zwanzig Jahre hernach

gab es bei denselben schon ganze Compagnien Grenadiere. Das erste Jägercorps stellte (1631) der Landgraf Wilhelm V. von Hessen auf. Gleichförmige Röcke oder Monturen waren schon im dreißigjährigen Kriege bei den Schweden und Baiern ziemlich gewöhnlich; die Preußen erschienen schon damals (1621) alle blau; bei den Franzosen wurden sie im Jahre 1672 allgemein eingeführt.

Im 17ten Jahrhunderte entfernten sich die meisten Europäer immer mehr von der Rohheit des Mittelalters, und verschönerten sich den Lebensgenuß durch manche neue Erfindung. Unter Ludwig XIV. ward die von le Notre geschaffene französische Gartenkunst in einem großen Theile von Europa herrschend; zu Paris wirkte man jetzt herrliche Tapeten; von Paris kamen jetzt große Spiegel. Eine Spiegelfabrik gab es seit dem Jahre 1706 auch zu Nürnberg. Die vortreffliche meißnische Porzellanfabrik, die Böttger anlegte, war die erste in Europa. Die wenigsten Fortschritte hatten indessen die bildenden Künste gemacht. — Unter den damaligen Baumeistern zeichnete sich Wreeu, der Urheber der Londonschen Peterskirche, aus; unter den Malern dieser Zeit stachen Adrian van der Werf, der Deutsche Merian und der Engländer Thornhill besonders hervor. Um diese Zeit lebt der bekannte deutsche Kupferstecher Bernigeroth; um diese Zeit stiftete Christophoris eine musivische Schule, aus welcher Mattioli und viele andere geschickte Künstler hervorgingen. Die Kunst des Stempelschneidens

zeigte sich besonders in Frankreich sehr veredelt; man bewunderte in derselben besonders die Arbeiten eines Warin, eines Cheran, eines du Viviers, eines Dessier, eines Hedlingers.

Die Ton- und Schauspielkunst näherte sich ihrer jetzigen Gestalt. Zwar wurden sowohl in Italien als in Deutschland noch manche Lustspiele extemporisirt; aber das Singspiel, oder die Oper, war jetzt eine der vorzüglichsten Hoflustbarkeiten. Die besten Sänger und Sängerinnen kamen aus Italien. Doch wenn die Italiener ihren Steffani und ihren Corelli priesen, so waren die Deutschen auf ihren Mattheson, ihren Telemann und ihren Händel stolz. Zu den musikalischen Werkzeugen war (1690) die Clarinette, und (1697) das Pantaleon hinzugekommen.

Die schönen Künste, unter andern die Dichtkunst, blieben bei den Italienern, Spaniern und Portugiesen zurück. Desto schöner blüheten sie in Frankreich und England. Dort hob sich das Zeitalter Ludwigs XIV. Jetzt begann schon Voltaire seine poetische Laufbahn, neben ihm zeichneten sich auch Chaulieu, Gresset, Johann Baptist Rousseau und le Sage aus. Unstreitig machten den meisten derselben die englischen Dichter dieser Zeit, ein Pope, ein Gay, ein Thomson, ein Prior, ein Congreve, den Vorzug streitig. Die damaligen deutschen Dichter Wernicke, Günther, von Besser, Liscov, bewiesen in ihren Poesien noch wenig feinen Geschmack.

Als prosaische Schriftsteller behaupteten die Franzosen und Engländer damals unstreitig die

erste Stelle; sie behaupteten sie fast in jeder Art der ungebundenen Rede. Bei den Franzosen stellten die Philosophen Malebranche und Fenelon, der Rechtsgelehrte Pitaval, die Kanzelredner Massillon und Saurin, der Geschichtschreiber Rollin gute Muster der Schreibart auf. Unter den englischen Prosaisten erwarben sich ein Addison, ein Steele, als Herausgeber von eben so lehrreichen, als schön geschriebenen Wochenschriften, erwarben sich die Philosophen Locke, Shaftesbury und Bolingbroke, erwarben sich die Geschichtschreiber Burnet und der Romanenschreiber Fiedling nicht nur den Beifall ihrer, sondern auch der übrigen gebildeten Nationen von Europa. Die Deutschen verstanden damals noch nicht die Kunst, ihre prosaischen Schriften von fremden, besonders französischen Ausdrücken rein zu erhalten, und allen gekünstelten und pomphaften Schmuck von denselben zu entfernen. Mit einem guten Beispiele gingen ihnen indessen ein Leibnitz und ein Thomasius, die beiden größten deutschen Gelehrten dieser Zeit, vor.

Die Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse beförderte jetzt manche Societät oder Akademie der Wissenschaften. Unter diesen zeichnete sich die Akademie zu Paris und die Societät zu London aus. Nach dem Muster jener stiftete Friedrich I. von Preußen (1711) die Akademie zu Berlin, und Philipp V. (1714) die Akademie zu Madrid. Die Zahl der hohen Schulen war durch die zu Halle und andere mehr vergrößert. Den Beförderungsmitteln der Wissenschaften wid-

meten die Monarchen jetzt eine freigebige Sorgfalt. Die großen Bibliotheken zu Paris und Wien, die kostbaren Münzsammlungen in diesen großen Residenzen und zu Gotha, die botanischen Gärten, die anatomischen Theater, gaben vortreffliche Mittel zur Erweiterung des Umfangs der Wissenschaften ab. Frankreich hatte an seinem Journal des savans, und Deutschland an seinen Acta eruditorum, die seit diesem Jahre (1715) deutsch herauskamen, eine gelehrte Zeitung. In allen Fächern der Wissenschaften hoben sich um diese Zeit einige Gelehrte ganz besonders heraus. Mit dem Engländer Newton begann gleichsam ein neuer Zeitraum der mathematischen Wissenschaften. Der Deutsche Thomasius verscheuchte manches Vorurtheil; er führte das Ende der Hexenprocesse herbei. Als Kenner des Alterthums zeichneten sich Lambertus Bos, Johann Heinrich Gronov und Johann Georg Grävе aus. Um die Erklärung der Alten erwarben sich die Engländer Barnes, Hudson, Clarke, Bentley und der Deutsche Johann Friedrich Gronov ein vorzügliches Verdienst. Um diese Zeit hatte die Größenlehre fast ihre höchste Stufe erstiegen; die Physik erfreute sich schon des Gebrauchs ihrer meisten Werkzeuge; die Arzneikunde stützte sich schon auf ihre wichtigsten Erfahrungen. Unter den Aerzten dieser Zeit waren Stahl, Boerhave, Liebers kühn vorzüglich berühmt. Die Erdkunde war durch viele Weltreisen (die letzte von Dampier 1704 bis 1711) und durch Engelbert Kämpfer sehr erweitert worden. Coranelli, de

l'Isle und Hoffmann lieferten gute Landkarten. Ludwigs XIV. Zeitalter, das in der politischen Welt so große Veränderungen hervorbrachte, wirkte besonders auch auf das gesellschaftliche Leben, auf den Umgang der beiden Geschlechter, auf die ganze Lebensweise. Seit Ludwig XIV. herrschte der französische Geschmack in einem großen Theile von Europa; er herrschte in der Kleidung, an der Tafel. Die französischen Moden wurden leidenschaftlich nachgeahmt; die französischen Köche schienen an den Höfen anderer Monarchen unentbehrlich; jeder Fürst, manchmal der kleinste, suchte seinen Hof dem französischen nachzubilden. Die französische Sprache war fast die einzige, die man am Hofe und in der feinen Welt redete. Wer zu den höhern Ständen sich rechnete, mußte Paris gesehen haben. War es nun ein Wunder, wenn der französische Nationalstolz, dem die meisten auswärtigen Nationen schmeichelten, dem die glücklichen Kriegsunternehmungen Ludwigs XIV. so viele Nahrung gewährten, allmählig in einen anstößigen Uebermuth ausartete?

(Aus dem Hamburger Orient.)

Literatur.

Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit u. s. w.

(Beschluß des in Nr. 33 abgebrochenen Aufsatzes.)

4) Hinsichtlich eines Oberhauptes des Bundes — in so fern dieser bei Berathungen und Hand-

lungen eines lebendigen Mittelpunktes bedarf — glaubt der Vf., daß ein Bundesfürst durch freie Wahl der übrigen, auf seine Lebenszeit, mit den nöthigen Vorrechten bestimmt werde — und daß für jetzt der erhabene Herrscher Oesterreichs die Stimmenmehrheit für sich haben werde.

5) Die nöthige Einheit in der Vielheit des deutschen Bundes, die Dauer desselben und das Gegengewicht gegen alle widerstreitenden Richtungen, meint der Verfasser in dem „talismanartigen Worte Verfassung" oder vielmehr Verfassungen verbürgt, in der begründeten Verfassung der einzelnen Bundesstaaten, in der unverbrüchlichen Uebereinstimmung des Willens und der Handlungsweise der Regierungen mit dem Nationalwillen. — (Eine große Foderung, die der Vf. durch die entschiedene, auch historisch nachweisliche Richtung des Nationalwillens, durch eine volksvertretende Verfassung, kraft welcher die möglichen Pläne des Ehrgeizes der Berathung und Bewilligung der Stände anheimfallen, und die Minister für ihr Thun und Lassen verantwortlich werden, erreichbar hält.)

Auf diese Punkte gründete sich denn die Einheit Deutschlands, welche jetzt so nachdrücklich gepredigt und gefodert wird. Manches andere, was man dazu empfohlen hat, scheint ihm mehr in einem Einförmigkeits- als Einheitsplane unumgänglich nothwendig. — Er warnt sehr ernst, Einförmigkeit und Einheit nicht mit einander zu verwechseln.

Bei der zweiten Schmalzischen Anklage oder Bezeichnung der angeblichen Tugendbündner, betreffend das Predigen des Todhasses gegen Frankreich — unterscheidet Herr Koppe drei Fragen: Soll man überhaupt hassen, und zwar unbedingt? Sollen Nationen sich hassen? Soll der Deutsche den Franzosen hassen?

Wir kommen hier in Versuchung, bei des Vfs. Ansichten länger zu verweilen, weil sie allenfalls auch als eine Vertheidigung unserer deutschen Blätter, denen man auch den Todhaß gegen

Frankreich Schuld gegeben hat, gelten könnten; doch dürfen wir dem Vf. nicht in seine einzelnen Erörterungen folgen. — Er vertheidigt „die Tugend des Hasses" mit vieler Vorliebe, und freut sich, daß der Haß sich sein verjährtes Recht, wider die weiche Moral, wieder erstritten habe. — Dieser Haß-Dithyrambus würde wahrscheinlich ein wenig milder seyn, wenn der Vf. das Wort Haß ganz in dem gehässigen Sinne genommen hätte, in welchem der Gebrauch es nimmt.

Hinsichtlich des Nationalhasses wird nicht nur dieser von der National-Apathie, sondern auch er selbst als vorübergehender (transitorischer) und bleibender (permanenter) sinnreich unterschienen und gerechtfertigt, der Grund und die Rechtmäßigkeit des Franzosenhasses aber sorgfältig erwiesen, und erinnert, daß selbst der wohlverdiente Ruhm der französischen Waffen, der die Verachtung gegen die Franzosen mäßigen muß, am wenigsten den Haß hinwegnehmen kann, da eben jener Ruhm zugleich die Erinnerung an die ungeheuern Frevel, die mit ihm verübt wurden, in den Deutschen lebhaft erneuert. „Dem Franzosen, als Krieger, können wir sein verdientes Lob nicht weigern; aber verachten müssen wir ihn als Bürger, und hassen als Volk — den Krieger mit eingeschlossen." — Der Vf. hat mehrere sehr richtige Gesichtspunkte über diesen Haß aufgestellt; es ist auch unleugbar, daß die Revolution selbst den Kern des Volks noch mehr verschlechtert hat; doch glauben wir, daß man zu weit geht, wenn man einen bessern Kern des Volks, einen noch immer achtbaren Mittelstand in Frankreich gänzlich verkennt. — Unser Vf. findet in dem allgemeinen Hasse der Deutschen gegen die Franzosen, und in der deutschen Einheit die einzige Bürgschaft für Deutschlands Sicherheit gegen Frankreichs künftige Unternehmungen. — (Wir glauben allerdings auch, daß wir Deutsche uns nicht allzu gutmüthig einem dummen Vertrauen gegen die Franzosen hingeben dürfen, daß die große Versöh-

nung Frankreichs mit Deutschland, mit allen Nachbarn, mit der Gerechtigkeit und dem Völkerrechte noch keineswegs vollbracht ist; daß wir nicht ablassen dürfen, das Franzosenthum von ganzem Herzen zu verabscheuen, und die Waffen zu schärfen gegen die Schlechtigkeit, die, wie offenbar, noch nicht vernichtet ward; — doch scheint uns der „ewige Haß" als Ausdruck zu stark, als Idee zu unmenschlich, als daß wir darauf unsers Volks Heil gründen möchten. — Der gegenseitige Haß Roms und Carthago's soll der christlichen Welt kein Vorbild seyn; ein christlicher Hasdrubal kann den Sohn nur zur strengsten Wachsamkeit für des Vaterlandes Selbstständigkeit, zum entschlossenen, stets bereiten Kampfe gegen den heimlichen oder offenbaren Feind derselben, zum Abscheu vor aller bösen List und Gewaltthat, und der Schlechtigkeit des Gegners verpflichten.)

Die größere Hälfte der Koppeschen Schrift erörtert eindringend und streng die Frage: „über unbedingtes Bedürfniß neuer Verfassungen in Deutschland." Sie ist besonders in unmittelbarer Beziehung auf Preußen beleuchtet. Der Vf. spricht über jenes Bedürfniß die wackersten und tüchtigsten Ansichten aus, die wir allen, welchen die Angelegenheit des Vaterlandes werth ist, ans Herz legen möchten. Er ist kein Freund des beliebten Verfassungs-Theorienkrams, sondern er spricht für eine Verfassung, die auf historische Wahrheit und solche Grundsätze gebaut ist, welche „in unserer aller Herzen eingeschrieben, jeglicher Anfechtung eines rein theoretischen Muthwillens Trotz bieten." — „Sein König hat sie versprochen; sein Volk will sie — aber es gibt eine Parthei, im Lande wenigstens, wenn auch nicht im Volke, welche sie nicht will, und weder Kunst, noch Bemühen scheut, wenn es ihr auch nicht gelingen sollte, ganz abzuwehren, was ihr ein so großes Uebel dünkt, wenigstens auf eine schlaffe und unersprießliche Halbheit es hinauszuführen." — Die verschiedenartigen

Bestandtheile dieser Parthei, die verschiedenen Ansichten, Befürchtungen, Beweggründe derselben werden verständig entwickelt, und manche Bedenklichkeiten, die man gegen eine neue Constitution erhebt, beseitigt. Gegen den Scheingrund: unter einem guten und weisen Könige bedürfe Preußen keiner eigentlichen Verfassung, wird sehr wahr bemerkt, daß ohne dieselbe zwar das Glück guter Unterthanen, aber nicht die Würde freier Bürger, und, wenn die Regierung allein denkt und handelt, keine vollständige Entwickelung der geistigen Kräfte denkbar sey, und daß die Gegenwart, die eines guten Königs sich freut, keine Bürgschaft habe für die Zukunft, daß nie ein ihm unähnlicher den Thron besteige. — Auch die Behauptung, daß, wie unter einem guten Könige die Verfassung unnöthig, so unter einem schlechten unwirksam und unnütz sey, wird wahr und treffend beseitigt. Eben so wird die noch mehr zu beherzigende Meinung, daß eine Verfassung nicht gezimmert werden, sondern nur allmählig sich bilden kann, ein Product der Zeit und ihrer Veränderungen, mit dem nöthigen Ernste und tiefem Eindringen erörtert, und über den Beruf unserer Zeit, Verfassungen zu bilden, (mit Berücksichtigung der Ansichten eines unserer geistreichsten Schriftsteller, der ihr den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen hat), der wahrste Gesichtspunkt eröffnet, mancher Zweifel bekämpft. Der Beruf Preußens insonderheit, mit einer weise begründeten Verfassung den übrigen Deutschen vorzuleuchten, ist klar und mit edlerem Bewußtseyn des wohlerworbenen Ruhms Preußens, wie es den neuesten Zeiten erschien, dargethan. — Wir müssen unsere Leser, denen die neue Gestaltung und Wiedergeburt unsers Vaterlandes wahrhaft eine theuere und heilige Angelegenheit ist, auf des Vfs. eigene Mittheilungen verweisen.

Die Andeutungen zur künftigen Verfassung Preußens verdienen Berücksichtigung. Uns würde es zu weit führen, wollten wir tiefer darauf einge-

hen, und dem Vf. würde Unrecht geschehen, wenn wir nur einzelne Punkte herausheben wollten, da hier Eins durchs Andere begründet und bedingt wird. Wir haben freilich der Verfassungstheorien schon viele; indeß ist es bei Herrn Koppe nicht auf eine neue Theorie abgesehen, sondern auf einen, auf sein engeres Vaterland berechneten Beitrag zur Entscheidung der wichtigen Angelegenheit, über die nothwendig sich viele Stimmen erheben müssen, damit aus dem Rathe der Besten das Beste endlich erwählt, und als der allgemeinere Wille erkannt werde. Wir halten daher des Vfs. Bemühen, die Grundzüge einer preußischen Verfassung aufzustellen, nicht für undankbar. Vieles wäre darüber und dagegen zu bemerken; wir müssen uns dessen hier enthalten. Wir stimmen dem Vf. insbesondere in Verwerfung einer Sonderung der Reichsstände in zwei oder drei Kammern bei, aber durchaus nicht in der höchst einseitigen und beschränkten Ansicht, der zu Folge der ganze geistliche Stand aller Bekenntnisse aus der Reihe der Nationalvertreter auszuschließen wäre, besonders aus dem kümmerlichen Grunde, weil die Geistlichen auch besoldete Staatsdiener wären; (denn diese letztern schließt der Vf. — und mit gutem Grunde — von der Mitgliedschaft der Volksvertretung aus.) Aber wie dürftig ist die Meinung, die in dem Geistlichen nichts als den besoldeten Staatsdiener sieht! Jede Verfassung, in der die Kirche, und in ihr die höchste Angelegenheit des Volks, des Menschen, keinen Vertreter hat, läßt eine Blöße und Lücke schauen, die an die schlechtere Seite unserer Zeit nur zu sehr erinnert. — Wir lassen übrigens der gehaltreichen Schrift des Herrn Koppe mit Freuden Gerechtigkeit wiederfahren, und erkennen den hohen Ernst und würdigen Eifer für unsers Volkes Heil, die geistreichen Erörterungen mehrerer hochwichtigen Gegenstände, und auch die Unbefangenheit des Urtheils über das Meiste, gern an. Unsere Leser überzeugen sich selbst, daß auch diese Gegenschrift eine Ausbeute gibt, um deretwillen man allenfalls den Zorn über jenen, vom Herrn Schmalz geschleuderten Feuerbrand etwas mäßigen könnte, wenn man diese Ausbeute auf seine Rechnung setzen dürfte.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 36s Stück.

Noch immer Schmalziana.

Das Märchen von den Verschwörungen. Von Friedrich Rühs, Professer der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin 1815.

Man hat gefragt: Was gehen den Historiker die Mährchen an? Was hat unser Rühs, dessen Leben der Geschichte angehört, mit den fabelhaften Verschwörungen zu thun? — Wir fragen nicht so, weil wir uns billig erinnern, daß der ächte Historiker auch das weite Reich der Sagen, auch um der wahrhaften Geschichte willen, nicht unbeachtet lassen kann, und zu Zeiten selbst dem Mährchen und der Fabel ins Auge sehen muß, ob etwa ein fester Grund und Boden, etwas Geschichtliches dahinter liegt. — Nun sieht es fast so aus, als ob das Mährchen von den Verschwörungen selbst die Zeitgeschichte etwas berühren wolle, und der Geschichtsmeister hat den wohlbegründeten Beruf, sich um den Grund der Sage zu bekümmern, und davon sein Zeugniß abzulgen.

Das wollte eben Herr Ruhs, der, zum Uebefluß, gegen Ende seines Schriftchens noch die Gründe angibt, die ihn zum Schreiben über

diesen Gegenstand bestimmten, besonders „weil er selbst die Grundsätze, die man als verderblich verschreit, seit lange bekennt und gelehrt hat, die Grundsätze von der Einheit des deutschen Volks; von der Nothwendigkeit, eine deutsche Gesinnung und Deutschheit zu erwecken und zu befördern; von den Gefahren, denen wir von Frankreich ausgesetzt sind, und der unzulänglichen Art, wie wir uns bis jetzt dagegen gesichert sehen; von der hohen Bedeutung, die den Preußen, als den Vorkämpfern Deutschlands, zukommt; von dem Bedürfnisse einer auf historischen Gründen ruhenden, repräsentativen Verfassung."

Der Titel dieser kleinen Schrift deutet schon klärlich an, wofür der Vf. das ganze, von Herrn Schmalz und Consorten erhobene Klaggeschrei und Bündlergeschwätz ansieht. Er hat es aber weniger mit Herrn Schmalz selbst direct zu thun, (dessen bedurfte es auch nicht weiter), als mit dem berüchtigten Recensenten in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung, der sich mit K. unterzeichnet. Daß die Recension in Jena selbst verfertigt worden, und daß dort jemand, außer dem Herausgeber der Zeitung, noch irgend einen Antheil an dieser Schmachrecension hat, glauben wir, zur Ehre der Jenenser, so wenig, als es irgend ein unbefangener und verständiger Leser wird. Das durchaus elende, eben so geist, als herzlose Geschwätz, das als eine Recension gelten soll, und, nach dem Urtheil aller Bessern, in Schandfleck der gelehrten Zeitung ist, kam gewiß, obwohl im Sturmschritte, von außen her, und sein Ursprung läßt sich so leicht und sicher ver-

muthen, wie der Recensent in der Halleschen Literaturzeitung. Daß aber die Recensiranstalten, nachdem sie schon so viele literarische Sünden auf sich geladen, und in der Wissenschaft so viel Unfug angestiftet, nun auch auf eine so schmähliche Weise in die wichtigsten Angelegenheiten Eingriffe wagen, das verdient eine scharfe Rüge.

Auch dieser Vf. — der Preußen und die Verhältnisse kennt, der mit aufmerksamem, und durch Geschichtsforschung geschärftem Blicke die Zeit und die Menschen beobachtete, und gewiß zu den Kundigen gehört — behauptet nicht nur mit Recht, wie andere ehrenwerthe Zeugen, daß bis diesen Augenblick für das Daseyn der angeblichen geheimen Verbindungen auch nicht ein einziger Beweis beigebracht ist, der nicht völlig kraftlos, läppisch und kindisch erscheint, sondern versichert auch, daß seit dem Jahre 1810, (wo er nach Berlin kam), die ersten Zeiten ausgenommen, wo es noch hin und wieder vom Tugendbunde spukte, ihm nicht das mindeste von andern geheimen Verbindungen zu Ohren gekommen, daß auf seinen Wanderungen durch einen nicht kleinen Theil Deutschlands und Preußens, im Gespräch mit Menschen aus allen Ständen, nie etwas vom Daseyn solcher Verbindungen geäußert worden. „Genau untersucht, beruht das Ganze auf einer bloßen Klätscherei." Wie leicht solche Gerüchte entstehen, und lächerlich wichtig werden können, ist recht anmuthig hier zu lesen, und ein angenehmes Geschichtchen aus dem alten Frankreich, wo ein Aderlaß, den ein Freund dem Andern bei einem frohen Mahle anrieth,

Veranlassung zu einer peinlichen Untersuchung eines, angeblich dahinter verborgenen, furchtbaren Blutbades gab, gleich als Einleitung mitgetheilt. — Recht fein ist der Beweis geführt, daß aus den berüchtigten sechs Bündlerzeichen, wie Herr Schmalz sie eben so logisch als juristisch streng aufgeführt hat, sich mit leichter Mühe auch das Daseyn eines Obscuranten-Bundes deduciren läßt. Die Zeichen passen trefflich!

Der traurige Recensent in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung hatte versichert: die angeblichen Bündler wollten „durch sogenannte Deutschheit und angebliches Volksthum den Pöbel gewinnen, um ächt-patriotische Staatsdiener zu verdrängen." Man sehe nur diese abgeschmackte Behauptung ein wenig genauer an, um die ganze Weisheit dieses faselnden Nachtwandlers zu durchschauen. — Herr Rühs hat ihm treffend genug das Nöthige darüber gesagt.

Der Recensent redet weiter „von unsinnigen Grundsätzen und Aeußerungen, die zugleich widerlich, rauh und absprechend sind." Man darf es bei dem Herrn mit den Worten nicht so genau nehmen, und keinen besondern Sinn darin suchen. Er hätte eben so gut andere Beiworte brauchen können, da es ihm ja nur darauf ankam, sein Müthchen zu kühlen. Auch bei den „unsinnigen Grundsätzen und Aeußerungen" dachte er sich nichts Bestimmtes, sondern im Allgemeinen Alles, auch das Tüchtigste und Beste, was „in einer berüchtigt genug gewordenen sogenannten Zeitung" — so bezeichnet der arme Poltron den rheinischen Merkur — der Mitwelt und

Nachwelt ans Herz gelegt worden ist. — Das Spaßhafteste ist, daß diese Zeitung nur eine so genannte, und dabei berüchtigt genug gewor den seyn soll. — Und Herrn Schmalz lallt der Recensent auch das nach „von der ungezügelten Herabwürdigung kräftiger deutscher Regierungen und edler deutscher Männer." — Mit Recht fragt Herr Rühs: Welche kräftige deutsche Regierung denn, und welche edle deutsche Männer von denen, die Jener meint, so zügellos her abgewürdigt worden sind? — Aber so schwatzt Einer dem Andern nach, oder Einer und der selbe wiederholt sich selbst an verschiedenen Orten in demselben grundlosen Geschwätz, und am Ende soll, was so oft klärlich gepredigt worden, eben darum für erwiesen gelten.

Ein sonderlicher Haß erfüllt den Jenaischen Recensenten und Consorten gegen die Schrift: „die preußische Mark am Rhein," die sie gern als den Inbegriff der revolutionären Grund sätze der angeblichen Bündler anrüchtig machen, und zum Feuer verdammen möchten. Wer diese Schrift nicht selbst gelesen, oder sie nicht durch andere Berichte, als aus den Declamationen des Obscuranten-Bundes kennen gelernt hätte, müßte wirklich glauben, sie sey das gefährlichste Pam phlet, dessen Erscheinen allein schon die gefürch tete Preßfreiheit höchst bedenklich, ja verwerflich machen müßte. Und die Herren verstehen die Kunst, Andeutungen, scheinbar aus dieser Schrift genommen, aufzuführen, auf Stellen sich zu be ziehen, die, was sie anklagen, beweisen sollen, aber leider gar nicht in dem Buche stehen, und

das soll nun als ein ehrlich wohlgemeintes Eifern gegen gefährliche Grundsätze gelten. Herr Rühs spricht ein gutes und zuverlässiges Wort über jene Schrift, deren Werth durch die nichtigen Angriffe der Gegenparthei nur in helleres Licht gestellt wird. Oder sollte es im Ernste ein Anklagepunkt gegen sie seyn, daß auch sie ausspricht, was kein Vernünftiger unter Fürsten und Volk bezweifelt, daß nämlich die Fürsten nur um des Volks willen da sind? — Oder will der Obscurantismus im Ernste den Unsinn geltend machen, die Völker seyen um der Fürsten willen da, alle die zahllosen Regierten nur darum, damit Einige geborne Regenten doch etwas zu regieren haben?

Die Unredlichkeit, die gehässige Verklatschungssucht, die natürliche oder erkünstelte Unfähigkeit, gehörig zu sondern, was nicht zusammen gehört, die große Fertigkeit, zusammenzuwerfen und zu mischen, was kaum die entfernteste Beziehung zu einander hat: — diese löblichen Eigenschaften haben die Ankläger der vorgeblichen geheimen Bünde meisterhaft bewährt, wie auch unser Vf. ihnen bezeugt. Welches Gewicht legen sie auf die im politischen Journal abgedruckten Statuten des sogenannten deutschen Bundes, und wie leichtsinnig und boshaft, ohne allen historischen oder sonst vernünftigen Grund, setzen sie damit ihre Träume von den neuen Bünden in Verbindung! Selbst vom Tugendbunde scheiden sie den deutschen Bund gar nicht, als seyen beide dann Eins und Dasselbe! Aber welchem nur einigermaßen Verständigen und Wohlgesinnten kann es in den Sinn kommen, der

Tugendbund, den wir nun doch, seinem Wesen, seiner Einrichtung und Verfassung nach, genugsam kennen, habe so unsinnige Gesetze und so halb kindische, halb tolle Einrichtungen gehabt, als dem sogenannten deutschen Bunde beigelegt werden. — Herr Rühs hat die Verkehrtheit der angeblichen Bundesstatuten treffend dargethan, aber auch bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit bewiesen, daß dieser sogenannte Bund nur in dem Gehirn und den Windbeuteleien einiger weniger Abenteurer bestanden, nie eine eigentliche Existenz gehabt habe, und daß die im politischen Journal abgedruckten sogenannten Statuten wahrscheinlich aus den Papieren genommen sind, die ein von einem jener Abenteurer beschwatzter Mann im Dänischen verlor. — Hoffentlich werden die Herausgeber des Journals endlich über die Art, wie sie zu den Papieren kamen, sich offen erklären.

Und solche Abenteurer-Windbeuteleien sollen nun, nach des Jenaischen Recensenten Verlangen, der Grund seyn, eine neue Fehm und geheime Polizei herzustellen, und alle Freiheit der Bürger aller Staaten zu kränken, damit jenem Bündlerwesen gesteuert werde. Der Mann hat keine Ruhe, bis alle Staaten die schärfsten Gesetze geben, und sich selbst in große Zuchthäuser verwandeln, damit nur die erschrecklichen geheimen Verbindungen, deren Gespenster dieß Sonntagskind auch gesehen hat, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Wie Cassandra (Herr Rühs hat sinnig dieß Gleichniß gefunden, denn es ist weibisch Wesen in diesem Weissager) verkündigt

er alle Greuel der Revolution, wie sie Frankreich betroffen haben, für unser armes Deutschland voraus, wenn die Fürsten nicht alsbald dazu thun, und mit Feuer und Schwerdt die Bünde bekämpfen, und jeden, auf den ein Schmalzisches Zeichen paßt, der peinlichsten Inquisition unterwerfen.

Nein! — Das ist nicht von Herrn Schmalz ausgegangen; von dieser Recension hat er unmöglich, ehe sie gedruckt ward, Kunde gehabt. Er selbst kann so abgeschmackt nicht faseln und wüthen; und er hätte nimmer Gefallen gehabt an einem solchen Sprecher für seine Sache. — Als der arme Schmalz die Jenaische Literaturzeitung, Nr. 189, erhielt, müssen — sollte man meinen — ihm die Augen aufgegangen seyn, in welche Gesellschaft er unvermerkt hineingerathen ist. — Aber er hätte sich völlig lossagen sollen von dieses Recensenten Lob, statt daß er, nicht ohne heimliche Selbstzufriedenheit, gegen Niebuhr sich auf den Göttinger Recensenten beruft, der doch auch nur leeres Stroh drischt.

Herr Rühs erinnert noch sehr passend an des wackern Arndts kleine Schrift, die unter dem Titel: Entwurf einer deutschen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1814, erschien, und offenkundig die Grundzüge eines deutschen Vereins entwickelt. Was die, welche von den Obscuranten nun als Bündler verfolgt werden, eigentlich wollen, das ist dort klar ausgesprochen, so klar, daß die Ankläger sich auf das treffliche Schriftchen lieber nicht bezogen, weil es da nichts zu verdrehen und zu verdeuteln gab.

Mit schönem und würdigem Ernste, in wenigen einfachen, aber kräftigen Worten, hat Herr Rühs gegen Ende seines Schriftchens die Sündlichkeit jenes Zwietracht, Haß, Verfolgung erregenden Geschreies gegen die Bestrebungen der Zeit, gestraft. — Was weiter der Hamburger Correspondent und die Berliner Zeitungen, die in Herrn Schmalz's Horn stießen, mit hochwichtiger Miene posaunten, verdiente keine weitere Berücksichtigung.

Schlüßlich wollen wir zwei Sätze noch herausheben, als Auffoderung an alle, die das Gegentheil zu beweisen wissen.

1) Es ist durchaus unerwiesen, daß der Tugendbund nach seiner öffentlichen Auflösung noch fortgedauert habe.

2) Aus allen Verdrehungen, Mißverständnissen, Klatschereien, welche die Ankläger zusammenkneten, geht keine Wahrheit hervor; nur so viel, daß es ihrer Behauptung an allem Grunde fehlt, und das Ganze, bis auf weitern Beweis, ein Hirngespinnst ist.

Ueber die vom Vf. erwähnte Schrift: „die neuesten Ereignisse" werden wir künftig sprechen. — Nach unserm Dafürhalten hat Herr Rühs freilich nichts wesentlich Neues mitgetheilt, aber es ziemte sich wohl, auch dem im Finstern schleichenden Recensenten offen zu begegnen, weil diese Leute nur zu leicht glauben, sie haben um so mehr Recht, wenn ihnen niemand widerspricht.

A. J.

Phantasie am Abend des 29sten Januars 1816 bei der Rückkehr der Braunschweigischen Truppen.

Von C. A. G. Geitel.

Am Thor der Vaterstadt
Wölbt sich der Siegesbogen.
Dort sind sie eingezogen,
Die Gott erhalten hat.

Ach! Mancher zog nicht ein,
Um dessen Tod die Seinen
Noch bittrer heute weinen,
Da sich so Viele freu'n!

Wohl ging es fröhlich her
Bei diesem Wiedersehen!
Ich mußt' ins Freie gehen;
Das Herz ward mir so schwer.

Wie trauert die Natur!
Des Waldes Sänger schweigen!
Kein Blättlein an den Zweigen!
In Schnee gehüllt die Flur!

Aus Nebeln steigt die Nacht.
Die weißen Felder gleichen
Dem Grabgewand der Leichen,
Gefallen in der Schlacht.

Wie schaurig weht die Luft!
Horch! Freudenschüsse fallen,
Und Siegstrompeten schallen;
Doch wie aus dumpfer Gruft!

Rasch, wie des Windes Flug.
Sprengt mit verhängtem Zügel
Von jenem weißen Hügel
Ein schwarzer Reiterzug.

Wer führt die schwarzen Reihn?
O! sprengt nicht schweigend weiter!
Sagt an, ihr edlen Reiter!
Wo zieht ihr siegreich ein?

„Dort oben ziehn wir ein!
„Den Sieger zu begleiten
„Siehst du die Todten reiten,
„Der Herzog führt die Reih'n."

„Hinauf! Hinauf! Hinauf!"
Hoch übern Siegesbogen
Sind sie hinweggezogen.
Zum Fluge ward ihr Lauf.

Der Himmel wird so klar,
Die trüben Nebel sinken,
Und holde Sternlein blinken.
Wo blieb die Reiterschaar?

„Wir sind im Himmelreich!
„Sorgt ihr für unsre Lieben,
„Die auf der Erde blieben,
„Und Gott gesegn' es euch!"

Anzeige.

Von dem mit so vielem Verlangen erwarteten 7ten Theile des Conversations-Lexicons *) verläßt eben der

---

*) Der eigentliche Titel ist: Conversations-Lexicon, oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände, in 10 Bänden complet. (Jeder Band enthält 52 — 64 Bogen Petitschrift, 54 Zeilen die Seite.) Der Pränumerations-Preis bleibt bis zur Vollendung des Ganzen, für alle 10 Bände auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Xr. rhein.) und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. (33 Fl. 45 Xr. rhein.) wozu es in allen deutschen Buchhandlungen in und außerhalb Deutschland zu erhalten ist. Sammler, die sich unmittelbar an den unterzeichneten Verleger wenden, erhalten auf 6 das 7te Exemplar frei.

65ste (der letzte) Bogen die Presse, und wird dieser Band nun unverzüglich an alle die Buchhandlungen und Privat-Abonnenten versandt, welche ihre Verbindlichkeiten gegen die Verlagshandlung erfüllt haben.

Derselbe enthält die reichen Buchstaben O, P, Q, und ist fast um das Doppelte so stark, als der Unternehmer ursprünglich zugesagt hatte; das geehrte Publikum wolle darin den Dank desselben für die allerdings in ihrer Art auch einzige Aufnahme *), womit es diese Unternehmung beehrt, erkennen, so wie sein Bestreben, in dieser deutschen Encyclopädie (wie der eigentliche Titel seyn sollte), in jeder Hinsicht (sowohl in Umfang als Gehalt), das bedingt Höchste zu liefern.

Da sich einige Buchhandlungen bei der Verlagshandlung darüber beschwert haben, daß ihre Abnehmer sie erst nach der Vollendung des ganzen Werks bezahlen wollen, so erklärt diese hiedurch ausdrücklich, daß, so wie sie keiner Buchhandlung die erschienenen Bände ohne baare Bezahlung für das Ganze ablässt, die Abnehmer eben so verbunden sind, diese Zahlung zu leisten, und sich ebenfalls die Berechnung des Ganzen gefallen zu lassen. — Wem diese Bedingungen, — unter welchen allein es dem Unternehmer möglich war und möglich bleibt, dem Werke die innere und äußere Vollendung und Wohlfeilheit zu geben, deren es sich erfreut, — nicht anstehen, der lasse diesem und den Zwischen-Buchhandlungen dasselbe lieber, da ja Niemand zur Anschaffung gezwungen ist, als daß er über Bedingungen mäkele, von denen der Verleger nicht abgehen kann und nicht abgehen will. — Das Alphabet jedes ähnlichen Werks mit so compendiösem Druck würde, nach den im deutschen Buchhandel Statt findenden Preisen, das Fünffache von dem ko-

*) Es sind seit Johannis 1812, also seit etwa 3 Jahren, gegen 10,000 Exemplare abgesetzt worden, ein Absatz, von dem im deutschen Buchhandel bei einem Werk von zehn Bänden in einer so kurzen — und dabei welcher Zeit? — so viel uns bekannt, es kein zweites Beispiel gibt.

sten, wofür es bei diesem Werke geliefert wird. Daß aber ein so niedriger Preis nur gegen prompte Bezahlung, bei schnellem Umsatz und gesichertem Debit des Ganzen, bewilligt werden kann, wird und muß jeder Billigdenkende, der ein so großes Unternehmen zu würdigen weiß, einsehen.

Die Buchhandlungen erhalten, um aller Beschwerden hier zu gedenken, nach Gewohnheit einen angemessenen Rabatt, allein dieser Rabatt setzt sie keineswegs in den Stand, den einzelnen Abnehmern ebenfalls Rabatt oder gar auf 6 das 7te Exemplar frei zu geben. Dies letztere geschieht blos dann, wenn sich Sammler unmittelbar an den unterzeichneten Verleger selbst wenden, wogegen sie auch die Fracht und andere Unkosten selbst zu tragen haben. — Bei Handlungen, die von Leipzig bedeutend entfernt sind, wird es selbst billig seyn, diesen für Fracht und Kosten noch einige Extravergütung zuzugestehen.

Abonnenten, welche sich nur auf 8 Bände, als die Anfangs bestimmte Anzahl, abonnirt haben, sind gehalten, beim Empfange des 8ten Bandes noch für die beiden letzten, nämlich den 9ten und 10ten, für Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr. und für Schreibpapier 3 Thlr. 18 Gr. (4 Fl. 30 Xr. und 6 Fl. 45 Xr.) nachzuzahlen, wenn sie diese Fortsetzung verlangen.

Die jetzt noch fehlenden 3 Bände, welche die Buchstaben R — Z enthalten werden, erscheinen bestimmt zu Johannis und im December 1816, und Johannis 1817. Daß eine schnellere Beendigung auch bei der außerordentlichsten Thätigkeit, die in Wahrheit von dem Herausgeber, der Redaction und den sämmtlichen Mitarbeitern angewendet wird, nicht möglich ist, wird jeder Einsichtsvolle, der mit dem Werke bekannt ist, selbst eingestehen.

Da die 3te Auflage des 1ten — 4ten Bandes gegen die 2te Auflage des 1ten — 4ten Bandes viele und wesentliche Vorzüge hat *), so hat der Verleger sich ent-

*) Alle bloße Worterklärungen sind in der 3ten Auflage des 1ten — 4ten Bandes weggelassen, — alle Artikel, die in ihrer Abfassung an den Geistesdruck während der Franzosenherrschaft

schlossen, wie schon beim 5ten Bande angezeigt wurde, Erstere gegen Letztere umzutauschen, wenn für Druckpapier 3 Thlr. und für Schreibpapier 4 Thlr. 12 Gr. Zuschuß gegeben wird, und ihm die zurückgehenden Exemplare franco eingeliefert werden. Geschieht diese Einlieferung und Vertauschung durch Buchhändler, so hat sich der einzelne Abnehmer wegen des Porto's und der Entschädigung mit diesen zu berechnen, da der Verleger sich weder auf das Eine noch auf das Andere einlassen kann. Ob und wie übrigens diese zurückzugebenden Theile gebunden sind, ist ganz gleichgültig, da sie vom Verleger auf keine Weise weiter benutzt werden können. Daß aber dessen ungeachtet die Einlieferung selbst, der Ordnung wegen, nöthig ist, wird jeder selbst einsehen.

Vom 5ten Bande an sind beide Auflagen vollkommen gleich, und findet daher auch für beide nur der Titel 2te Auflage Statt.

Der Verleger gibt endlich den jetzigen und frühern Käufern die feste Zusage, daß in den ersten Jahren durchaus keine neue veränderte und wesentlich verbesserte Auflage erscheinen werde, sondern, wenn eine Auflage einzelner Theile oder des Ganzen nöthig seyn möchte, bloß sogenannte Nachschüsse (unveränderte Abdrücke) vorgenommen werden sollen. Bei einer etwa künftig eintretenden vermehrten und umgearbeiteten Auflage aber wird für die zahlreichen Besitzer durch einen Supplementband oder auf Erfodern durch mehrere gehörig gesorgt werden.

Um hier wenigstens einige der wichtigsten Artikel des eben fertig gewordenen 7ten Bandes anzuführen,

---

in Deutschland erinnerten, sind umgearbeitet, und die Geschichte der Zeit ist um etwa 2 Jahr weiter hinaus geführt; — alle Nachträge und Anhänge sind gehörigen Orts eingeschaltet; — eine Menge wichtiger Artikel sind neu aufgenommen und viele andere, die nur in Worterklärungen bestanden, haben die Gestalt wissenschaftlicher Abhandlungen erhalten: so enthielt z. B. der Artikel Botanik nur wenige Zeilen, und er umfaßt jetzt, von C. Sprengel bearbeitet, 10 Seiten. Dadurch ist auch diese 3te Auflage des 1ten — 4ten Bandes um $\frac{1}{3}$tel stärker geworden, als die 2te Aufl. des 1ten — 4ten Bandes.

nennen wir folgende: Oeser, Oesterreich, Offenbarung, Oper, Ophthalmie, Oppositions-Parthei, Optik, Orchester, Orden (Ritter- und geistliche), Organe, Orient, Orientalische Sprachen, Originalität, Orleans (3), Orthodoxie, Ossian, Otaheiti, Ovid, Papstthum und Päpste, Pädagogik, Palafox, Palais Royal, Palm (der Buchhändler), Pandecten, Panorama, Pantomime, Penn, Perkinismus, Persische Sprache und Literatur, Pestalozzi, Pestalozzische Methode, Petrarca, Phantasie, Phantasmen, Pharmazie, Philanthropie, Philipp II., Philologie, Philosophie, Physiognomik, Picard, Pichegru, Piranesi, Pisa, Pittoresk, Pitt, Pius VI., Pius VII., Platner, Plato, Plinius (2), Plutarch, Poesie, Poetik, Polen, Polnische Sprache und Literatur, Polizei, Pombal, Poniatowski (2), Pope, Popularität, Portugal, Portugiesische Sprache, Literatur und Poesie, Postwesen, Praga, Preßfreiheit, Preußen, Priester, Priesterweihe, Prosodie, Protestanten, Protestantismus, Pozzo di Borgo, Pufendorff, Politik, Prozeß u. s. w.

Jeder dieser Artikel, wie alle andern (im Ganzen befinden sich gegen 900 auf 1000 Seiten) enthält so viel als anzunehmen ist, daß ein gebildeter Geschäftsmann und Militär, gebildete Frauen und Jungfrauen, über den behandelten Gegenstand zu wissen wünschen werden. Uebrigens ist beim Umfang der Artikel auf den Reichthum des Stoffs die verständigste Rücksicht genommen; so enthält z. B. Oesterreich 15, Pitt 26, Paris 10, Palais Royal 4, Plato 20, Preußen 24, Protestantismus 10 Seiten, und dagegen andere Artikel (doch darunter keiner der vorher angeführten) kaum so viel Zeilen.

Der Herausgeber wird sich im Verein mit der Redaction und den erkohrnen Mitarbeitern auch ferner beeifern, diesem Werke sein Ansehn und den Ruhm zu erhalten, daß ihm, wie man gesagt hat und hier, nicht ohne Besorgniß der Ruhmredigkeit beschuldigt werden zu können, wiederholt wird, durch die sorgfältige Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit, durch die Auffassung des jedesmal neuesten Standpunktes des Dargestellten und durch fast immer gediegenen, kritischen und pragmatischen Inhalt, bei der möglichst strengsten Auswahl, an ächt-

tem Interesse für das Leben und die Bildung, wohl in keiner Literatur, trotz des eigentlich in der Idee des Werks liegenden Mangelhaften und Beschränkten, ein Gleiches entgegengestellt werden könne, und es daher in Wahrheit, insbesondere für Geschäftsleute, Militärs, junge Männer von Stande und Erziehung, für gebildete Frauen und Jungfrauen, und Familien auf dem Lande, bei denen die Anschaffung einer ganzen gewählten Bibliothek Schwierigkeiten habe, kein Werk in unserer oder irgend einer Sprache gebe, das bei einem so geringen Preise (in Verhältniß mit dem was geliefert wird) und so gedrängtem Inhalte, es so sehr verdiene, von diesen oder für sie angeschafft zu werden als dieses.

Der unterzeichnete Unternehmer und Verleger bemerkt schließlich noch, daß das sogenannte „kleinere Conversations-Lexicon," welches in einer andern Handlung erschienen ist, mit diesem Werke nicht den geringsten Zusammenhang hat, auch nicht als Auszug aus diesem anzusehen, sondern von einer ganz andern Tendenz ist.

Leipzig und Altenburg, den 15ten Januar 1816.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 378 Stück.

Letzte Schmalziana.

Bemerkungen gegen die Schrift des geheimen Raths Schmalz zu Berlin: über politische Vereine. Von Ludwig Wieland. Erfurt 1815.

Von der Begeisterung des preußischen Volks im Jahr 1813, als Vertheidigung unsers Glaubens. Von Friedrich Förster. Mit dem Motto: „Vor dem Sclaven, wenn er die Kette zerbricht, vor dem freien Manne erzittert nicht!" Berlin 1816.

Wir wollen unsern Lesern die Anzeige auch dieser beiden Flugschriften, die noch zu dem Anti-Schmalzianismus gehören, nicht schuldig bleiben, und können ihnen das Wesentliche daraus kürzlich mittheilen.

Herr Wieland, der die angebliche Rechtfertigung des Herrn Schmalz gegen die Venturinische Chronik so seltsam findet, wie andere sie auch gefunden haben, hält für den Beweggrund, der Herrn Schmalz die Feder in die Hände gab, den Wunsch, „sich von dem Scheine jeden Verdachts zu reinigen, als hege er

allzu freie, vielleicht gar den Rechten des Volks günstige Meinungen." Darum versichere er so ernstlich, „alle seine Schriften bürgten dafür, und bewiesen, mit welchem Eifer er seit dem Beginnen der französischen Revolution dem unseligen Unsinne stets entgegen zuarbeiten gesucht, welcher von Frankreich über Deutschland sich verbreitet habe."

Wir trauen Herrn Schmalz zu, was Herr Wieland ihm nicht zuzutrauen scheint, daß er wohl begreift und erkennt, wie nicht Alles, was aus dieser Revolution sich entwickelt hat, und nicht ihr ganzes Wesen für Unsinn zu halten ist. Man mag die Revolution mit Recht aufs höchste verabscheuen, und die zum Theil scheußlichen und menschenentehrenden Grundsätze, die in derselben hervortraten, verdammen, überhaupt auch jede revolutionäre Richtung der Völker verwünschen; aber das darf nicht verkannt werden, daß auch die erhabensten Ideen — jene, die viele Bessern auch in der französischen Revolution die Morgendämmerung eines neuen schönern Menschenalters zu sehen verleiteten — in den wenigen wahrhaft edlen Helden jener Zeit sich gestalteten, Ideen, die die Menschheit nie aufgeben wird, und deren Erfüllung uns Deutschen auf friedlichem und gesetzlichem Wege naht.

Wir unterschreiben übrigens ganz, was darüber Herr Wieland ausgesprochen hat. Zu des Herrn Schmalz Aeußerungen über den Tugendbund gewendet, spricht Herr Wieland im Wesentlichen dasselbe aus, was in den früher ange-

zeigten Gegenschriften bemerkt ward. Es ist dieß nun ein Beweis, wie in den entferntesten Gegenden alle Bessern in dieselbe Ansicht einstimmen, und zu gleicher Zeit recht einmüthig sie aussprechen. (Herrn Wielands Schrift ist eine der frühesten, die gegen Schmalz erschienen, und hat sogar eine zweite Auflage erlebt). Er versteht es übrigens, seinen Gegner zu fassen und zu halten, und die gute Sache, für die er spricht, ohne sich etwa als „Bündler" zu verrathen, mit guten Worten zu verfechten. — Die wohlbekannten Ketzerzeichen, die Schmalz aufstellte, werden verständig und ruhig geprüft, wobei nur die Voraussetzung obzuwalten scheint, daß Schmalz durchaus dem ganzen Systeme der Volksvertretung entgegen sey. Nein, für so verkehrt können wir ihn nicht halten; unmöglich kann er, wie ein Dabelow, das Volk zum Spielzeug der Fürsten zu machen, und jeden Schimmer von Freiheit, der uns etwa gewährt wird, für einen unverdienten Beweis der fürstlichen Huld und Gnade ausgeben. Darin thut Herr Wieland ihm gewiß Unrecht; er kann nicht anders, er muß das, worauf aller Deutschen Hoffnung ruht, ehren, für etwas Wünschenswerthes, schlechthin Löbliches erkennen, wenn er auch der Begeisterung, gegen die er sich hinlänglich verwahrt hat, nicht fähig ist.

Herr Wieland bekräftigt zum Schluß seine Rede damit, daß er versichert, weder Herrn Schmalz persönlich zu kennen, noch jemals im Tugendbunde gewesen zu seyn. Auch ist er selbst der Ueberzeugung, daß das Rechte und Gute nicht

eben durch geheime Verbindungen und auf verborgenen Wegen, sondern öffentlich und mit freier Stirn gefördert werden soll.

Herr Förster, der, den Wissenschaften lebend, doch zweimal mit ausgezogen, des Vaterlandes Freiheit zu erretten, empfing — wie er sagt — die Schmalzische Schrift bei seinem Aufenthalte in Paris, in den Hallen des Louvre, wo eben mit freudiger Geschäftigkeit die vaterländischen Schätze, den Franzosen glücklich entrissen, die Heimkehr antraten. — Wir begreifen den Unwillen, der ihn beim Anblicke des Unglücksvogels aus der Heimath ergriff.

Er beabsichtigt nicht eine Widerlegung der Schmalzischen Schrift; nur die Begeisterung, die in den großen Tagen der beginnenden Errettung in den Preußen wirkte, will er gegen die Behauptungen des Herrn Schmalz verwahren. „Im Namen derer, die im Jahre 1813 mit Begeisterung in den Kampf gezogen, will ich sprechen, nicht, als sollten meine Worte eine Rechtfertigung gegen den Gegner, oder eine Belehrung derer seyn, die in jenem Jahre nahe Zeugen unsers Auszugs waren; ich will nur die Entfernteren, die, wenn auch nicht unsere Landes-, doch unsere Glaubensgenossen, darüber trösten, wenn sie mit Sorge und Zweifel hören, wie aus der hochgepriesenen Königsstadt ungestraft eine so böse Stimme sich hervorwagte."

Eingewebt ist ein nicht unbedeutender Angriff anderer Art auf Herrn Schmalz. Er habe-

1807 und 1813 wohl für einen Freund des Vaterlandes gegolten, „wußte sich auch diesen Glauben bei seinen Zuhörern durch manche Andeutung und Beziehung auf das öffentliche Wesen, und durch ein geheimnißreiches Wichtigthun zu erhalten. Er ertheilte schon vor dem Aufrufe des Königs manchem in Berlin Studierenden guten Rath, ohne uns damals irgend etwas von seiner neuen Theorie der Feuersbrunst ahnen zu lassen u. s. w." — Damals soll Herr Schmalz dem Tyroler Riedl, einem geheimen Abgeordneten, 250 Thaler ausgezahlt haben. — Wir wollen nicht fragen: Woher? Wozu? Die Geschichte scheint uns nicht geeignet, sie weiter anzuregen. Aber Herr Förster fügt hinzu, und mit Grund: „Um so mehr erstaunen nun die, welche damals ihm vertrauten, und deren Begeisterung für das Vaterland er, ohne irgend eine Beziehung oder Beschränkung, Tugend nannte, denen er sogar oft kräftig zusprach, wenn sie lesen, wie der, mit dem sie einst das Heiligthum ihres Herzens getheilt, sich erdreistet, ihnen das höchste und schönste, ja das einzige Glück zu rauben, was sie aus jener Zeit gerettet haben." — Wir glauben aber auch hier mit Recht voraussetzen zu dürfen, daß Herr Schmalz es damals sehr ernst und wahr gemeint, und vielleicht selbst einen leisen Anflug von der Begeisterung, die damals so mächtig war, gehabt hat, wiewohl wir nicht bergen können, daß er auch nahe an jene zu streifen scheint, die „andere zu Opfern ermahnten, ohne selbst etwas zu thun;" — doch soll, was er vielleicht in der Stille gethan, nicht verklei-

nert, und nicht einmal ihm als Vorwurf angerechnet werden, daß er jene Begeisterung der Andern nun nicht mehr anerkennt. Er hat vielleicht kein treues Gedächtniß, und seine Ruhe ist die erhabene Bewegung anderer auch wohl weniger inne geworden.

Herr Förster führt seinen Lesern das Gedächtniß jener Zeit zurück, der Zeit des Elends und der Schmach, und der ersten Erhebung aus dem schweren Geisterschlafe; er erinnert, welch ein Feind entgegenstand, und zu bekämpfen war, auch auf die sinnvolle und tief eingreifende Schilderung hinweisend, die von diesem Feinde unser früh verstorbener Fichte in seinen vor kurzem erschienenen zwei Vorlesungen „über den Begriff des wahren Kriegs," und besonders in der angehängten Rede verwandten Inhalts, gegeben hat. Gegen solchen Feind erhob sich die Begeisterung des Volks, und der König selbst war von demselben Geiste ergriffen. Da brachten Männer und Frauen ihr Liebstes dar, das Vaterland zu erretten, und Männer und Jünglinge zogen aus, des Feindes Macht zu brechen, die verlorne Freiheit zu erkämpfen. Da ward Mühe und Gefahr nicht in Anschlag gebracht; keine Beschwerde für zu groß gehalten. Auch die, welche wenig geübt waren, das Schwerdt zu führen, die Mühseligkeiten eines Feldzugs zu erdulden, gingen standhaft ihren freudigen Gang zum Ziele, und ihre Begeisterung lieh ihnen Kraft, selbst das zu ertragen, wessen ihr Körper kaum fähig schien. — Wir glauben mit dem Verfasser: Hätte Herr Schmalz unter freiem Himmel, auf thauichtem und kaltem Bo-

den jene Nächte mit durchwacht, als nicht die Ungewohnheit solcher Beschwerden und Entsagungen, nicht die Nähe des Todes, den Muth, den Eifer, die Freudigkeit der Vaterlandsvertheidiger beugte, noch schreckte; — er hätte so nicht geschrieben! — Selbst wenn nachmals Vieles anders geworden wäre, als er wollte, hätte er unangetastet lassen sollen die edle Begeisterung des preußischen Volks. Wir wollen ihm auch dabei das günstige Vorurtheil zu gute kommen lassen, daß er es so schlimm nicht gemeint hat, wie es scheint.

Zum Schluß fodert Herr Förster seinen Gegner auf, „Tag und Stunde zu bestimmen, wo er in seinem Hörsaale, wie es einem freien Professor der hohen Schule zukommt, öffentlich seine Theses vertheidigen mag." — Die Art der Aufforderung wird Manchem sonderbar dünken. Daß sie nicht angenommen ward, begreift sich leicht.

Was hat Oesterreich gethan, was geopfert?

Was das Reich an einem machtlosen Kaiser hatte, und welchen innern Zerrüttungen es sich durch Abweichung von dem gewöhnlichen Kaiserstamme Preis gab, hatte es nun genugsam an Heinrich von Lützelburg erfahren. Nach dessen Tode sehnte man sich daher ernstlich wieder nach der Familie Habsburg, welche Deutschland Achtung verschafft, und ihm den Frieden kräftig gesichert hatte. Die Augen waren auf Friedrich den Schönen von Oesterreich, Kai-

ser Albrechts Sohn, Rudolphs Enkel, gerichtet. Heinrich, der Erzbischof von Köln, und Rudolph, Herzog von Sachsen, gaben ihm ihr Wort zur Wahl, und Heinrich, Markgraf zu Brandenburg, verpflichtete sich ihm durch ein förmliches Bündniß. Ein Gleiches thaten die Herzoge von Nieder- und Ober-Baiern, Rudolph und Ludwig, (der Baier, aus dem Hause Wittelsbach), und zwar übergab dieser seinem Bruder die Stimme für Friedrich. Es waren nämlich die Baiern und die Oesterreicher die nächsten Vettern, Geschwisterkinder. Mechtilde, der Baiern Mutter, war Albrechts Schwester, Kaiser Rudolphs Tochter. Als der Baier Rudolph seinem unmündigen Bruder Ludwig das Land nahm, und Kaiser Adolph der Nassauer ihn darin unterstützte, floh Mechtilde mit ihrem kleinen Ludwig nach Oesterreich zu Albrecht, der Ludwigen, welcher während dieser Flucht mehrere Jahre mit Friedrich dem Schönen erzogen worden war, wieder in seine Rechte gegen seinen Bruder einsetzte. Wie er es dem Oesterreicher, seinem Vetter und Jugendgespielen, gelohnt, hören wir.

Dieser Ludwig der Baier sprach so zu Friedrich dem Schönen: „Ich wünsche dir Glück zur Kaiserwürde, und verspreche dir meine Mitwirkung. Ich habe es noch nicht vergessen, daß Rudolph von Habsburg dein und mein Großvater ist, (und dein Vater Albrecht mir mein Ober-Baiern mit München gerettet hat). Auch erkläre ich feierlich, daß ich das Reich nicht annähme, wenn es mir auch angeboten würde."

So hatte also Friedrich fünf Stimmen, und wenn niemand wortbrüchig wird, so ist ihm die Kaiserwürde, und Deutschland der Frieden gewiß.

Die Familie des verstorbenen Lützelburgers, Kaiser Heinrichs VII., war aber natürlich dem Oesterreicher abgeneigt. Feindschaft im Reiche wird festgesetzt durch die Wahl der Kaiser aus verschiedenen Familien, die Interessen des Landes theilen sich, die eins sind, wenn die regierende Familie dieselbe bleibt. Erblichkeit der Thronen bei Fähigkeit des Stammes ist der mächtigste Schutzgeist eines Volks.

Baldwin, Erzbischof von Trier, Heinrichs Bruder, gewann den Erzbischof von Mainz, Peter, sich der Wahl Friedrichs zu widersetzen. Lange wußten sie nicht, wen sie zum Kaiser vorschlagen sollten; auch scheute sich jeder, es mit dem Oesterreicher aufzunehmen, und Deutschland, entweder aus Schwäche seines Hauses, den Fremden, oder durch ungebührliche Ansprüche den innern Partheien zu überliefern.

Heinrichs Sohne, Johann, den sein Vater, als Kaiser, zum König von Böhmen, nicht wider gegründete Ansprüche der Oesterreicher, gemacht hatte, trauten sie nicht Macht und Talent genug zu, Deutschland zu regieren. Sie verfielen daher auf Ludwig von Baiern, der zwar auch wenig Macht, aber hinlänglich Talent hatte. Solcher Antrag war ihm so unerwartet, daß er ihn sogleich unbedingt abwies, „indem er Ver-

bindlichkeiten in Hinsicht der Wahl eingegangen, die er nicht mehr aufheben könne. Man solle ihm nicht zumuthen, sein gegebenes Wort zurückzunehmen. Auch sey die Macht seines Hauses zu klein, als daß es mit Oesterreich wetteifern könnte." — Beim zweiten Antrage aber konnte er die Verbindlichkeiten aufheben, das Wort zurücknehmen, und mit Oesterreich wetteifern. So wurde er das Werkzeug des Hasses gegen Oesterreich.

Als am 19ten October 1314 zur Wahl geschritten werden sollte, besetzte die Parthei Ludwigs Frankfurt mit einem Heere, so daß die Churfürsten, welche Friedrichen wollten, in Sachsenhausen bleiben mußten. Die Waffen wählten also Ludwigen. Mit ihm waren Johann, König von Böhmen, Johann, Herzog von Sachsen, Waldemar, Churfürst von Brandenburg, die Erzbischöfe von Trier und Mainz, also 5 Stimmen. Mit Friedrich waren Rudolph von Baiern, Ludwigs Bruder, der über dessen Wortbrüchigkeit und lächerliche Anmaßung so entrüstet war, daß er sich an die Spitze der Churfürsten für Friedrich stellte. Diese waren Rudolph, Herzog von Sachsen, Heinrich, Herzog von Kärnthen, Heinrich, Erzbischof Köln. Mithin standen jetzt auf Friedrichs Seite nur 4, denn auch Heinrich, Marggraf von Brandenburg, fiel ab, ungeachtet des förmlichen Bündnisses. Er stand aber auf keiner Parthei; denn er wollte selbst Ansprüche machen, aber es stand auch keiner auf seiner Parthei.

Ludwig schien also die Mehrheit der Stimmen für sich zu haben, allein es waren zwei bei ihm, deren Stimmrecht bestritten wurde. — — Sachsen hatte nur eine Stimme. Rudolph, Herzog von Sachsen-Wittenberg, behauptete, sie gehöre ihm, nicht Johann, dem Lauenburger. Eben so sprach der Kärnthner das Recht auf die böhmische Chur an, weil Johann widerrechtlich und mit Gewalt durch seinen Vater eingesetzt worden. So hätte mithin Ludwig nur 3 Stimmen, Friedrich 4.

Da war keiner, der Erbarmen mit Deutschland gehabt, und den Wählenden ans Herz gelegt hätte, in welche Zerrüttung sie ihr Vaterland zu stürzen im Begriffe ständen. Jeder fröhnte seiner Leidenschaft; die für Ludwig stimmten, verkauften ihm aber ihre Stimmen theuer. An Mainz, an Trier, an Böhmen mußte er Reichsgüter, Reichslehen, Rheinzölle in Menge abtreten, und so das Reich im eigentlichsten Sinne des Worts an seine Churfürsten verkaufen. Das war der erste Herzstoß, den das deutsche Reich empfing — und er kam von einem Baier.

An Mainz mußte er den Zoll zu Ehrenfels, die Stadt Weinheim, die Lehen in Hessen und Thüringen abtraten, und ihm obendrein 10,000 Mark Silber Krönungskosten bezahlen; an Trier mußte er die Erlaubniß geben, so viel Reichsgüter kaufen zu können, als der Erzbischof wollte, ja dem Johann von Böhmen versprach er sogar Lotharingen, Brabant und Limburg, und die Urkunden, Böhmen be-

treffend, nicht minder für Krönungskosten die Stadt Eger und zwei andere. Erst nachdem Ludwig dieses alles unterschrieben hatte, gaben sie ihm ihre Stimmen.

Welche Elendigkeit! So wurde die Kaiserwürde ein Gegenstand der niedrigsten Habsucht, so wurde der Kaiserthron heruntergezogen, damit ihn ein Baier erklimmen konnte.

Am 19ten October, als dem bestimmten Wahltage, wurde Friedrich gewählt, am 20sten Ludwig, also einen Tag später. Da dieser mit einem Heere in Frankfurt war, so ließ er jenen nicht herein, um in der Kirche auf dem Altare dem Volke gezeigt zu werden. Mit demselben Heere zog er nach Aachen, um sich krönen zu lassen, Friedrich mußte dieses zu Bonn thun.

Jeder behauptete nun Kaiser zu seyn, und jeder suchte sich einen Anhang. Ganz Deutschland zerfiel in zwei Hälften, die sich erbittert verheerten, was um so schrecklicher war, weil die Partheien nicht etwa durch Süd und Nord, oder Ost und West geschieden waren, sondern durch und unter einander lagen. Nachbarliche Städte, nachbarliche Fürsten gehörten zu verschiedenen Partheien, jeder suchte des andern Land zu erobern, hoffend, es behalten zu dürfen, wenn sein Principal Kaiser bleibt. Nur der Brandenburger nahm keine Parthei, aus Aerger, daß ihn niemand wählen wollte.

In diesem Getümmel geschah es auch, daß die Schweiz durch die Aufhetzung des Baiers

von Deutschland abfiel; da sie größtentheils unter dem Hause Habsburg stand, so bemühte sich Ludwig, diese reichen Güter seinem Feinde zu entziehen. Er wiegelte daher diese Leute durch Versprechung von Freiheiten auf, und unterstützte sie in der Rebellion gegen Oesterreich. Man muß sich wundern, daß es noch Geschichtschreiber gibt, die das uralte, aufgewärmte Mährchen von Wilhelm Tell nachbeten. Bekanntlich hat nie ein Wilhelm Tell existirt, als in der Poesie des Mittelalters, und ist so viel älter, als die baierische Schweizer-Revolution. Man hat aber gern einen neuen Tell und Geßler erfunden, um Aufruhr zu entschuldigen, und der Ehre eines Hauses, die man mit Neid befestigt sieht, einen Schandflecken anzuhängen.

Der Krieg zwischen beiden Kaisern war nun natürlich und nothwendig. Um ihn führen zu können, verschafften sich beide Anhang, der arme Ludwig, durch Verschleuderung der kaiserlichen Rechte, der reiche Friedrich durch Gold. Leopold von Oesterreich, damals Herzog von Schwaben (und der Schweiz), unterstützte kräftig seinen Bruder Friedrich, Schlachten wurden beiderseits gewonnen und verloren, kleine Scharmützel, Plündern, Brennen, Stürmen und Niederreißen von Städten und Burgen, waren das tägliche Geschäft fast aller Einwohner Deutschlands, das beide Kaiser abwechselnd mit ihren Heeren durchzogen, vorzüglich von Osten nach Westen, und umgekehrt. So wüthete das Ungeheuer, das von der Entzweiung der deutschen Fürsten geboren war, acht volle Jahre, bis zur Schlacht von

Ampfing in Baiern (1322), wo Friedrich gefangen wurde.

Dieser wurde auf die Burg Trausnitz im Nordgau gesperrt, und saß daselbst an drei Jahre, bis sein Bruder Leopold 1325 Ludwigen bei Burgau schlug, und diesen nöthigte, Friedrichen frei zu lassen. Dafür mußte er aber auf alle Ansprüche an das Reich Verzicht leisten, oder sich wieder im Gefängnisse stellen. Er kam nach Wien zurück, fing an, sein Wort zu erfüllen; allein Leopold und der Papst fanden solche Entsagung für entehrend, setzten den Krieg gegen den im Banne lebenden Ludwig fort — und Friedrich, da er sah, daß er sein Wort nicht halten konnte, Friedrich der Schöne begab sich wieder freiwillig in des Baiers, seines Todfeindes, Gefangenschaft.

Solch eine That beurkundet den, der der Kaiserkrone würdig ist.

Auch wirkte diese Größe auf Ludwig. Um sich des Kriegs mit Leopold und dem Papste, dem er zu unterliegen anfing, zu entledigen, und nicht auch in die Gefahr zu rennen, in die Friedrich gefallen, söhnte er sich mit ihm aus, und beide schlossen den merkwürdigen, unerhörten Vertrag, daß sie gemeinschaftlich Kaiser seyn wollten, daß Beider Namen in Beider Siegeln stehen, daß sie abwechselnd ihre Namen den Urkunden vorsetzten, die Lehen gemeinschaftlich ertheilten u. s. w., kurz, daß das Reich so verwaltet werde, als wären beide nur eine Person. Leopold war auch damit zufrieden, und
rb überdieß 1326 bei Straßburg. Die

Sonne des Friedens schien nun über Deutschland aufgehen zu wollen, zwischen seinen Häuptern war ächte, redliche Eintracht. Sogar schliefen beide Kaiser in Einem Bette.

Aber der Teufel der Zwietracht scheint nicht aus Deutschland fahren zu können. Wer hätte denken sollen, daß ein Mensch in Deutschland gewesen, der solch schönen Bund nicht gesegnet, und ihn als ein Geschenk des Himmels in Demuth und Freude empfangen hätte? Nein! Sieh da! die Churfürsten erklärten, der Bund wäre ohne ihre Einwilligung geschlossen worden, und habe mithin keine Gültigkeit, der Papst sagte, er könne Ludwigen, der im Banne sey, nicht anerkennen. — So wurde das unglückliche Deutschland um seinen Frieden betrogen! So frevelhaft und gewissenlos wurde die Wuth des innern Kriegs unterhalten.

Um sich ein Uebergewicht über Oesterreich zu verschaffen, that der Baier vieles, und fuhr fort, es zu thun, was nicht vor dem Richterstuhle der Ehre bestehen kann. So gefährlich ist Halbmacht oder Dünkel des Schwachen, der Erste seyn zu wollen. Sonst reine Verhältnisse werden dadurch so verkehrt, daß auch vortreffliche Männer, wenn sie einmal ihr Werkzeug geworden, Ehre, Sitte und Freundschaft in Wind zu schlagen genöthigt werden. So übergab Ludwig die Mark Brandenburg seinem Sohne, ungeachtet noch nahe Verwandte des alten Hauses lebten. Die Wittelsbacher saßen auch kaum 50 Jahre in Berlin. Dem Herzog von Kärnthen bewilligte Ludwig die Erbfolge auch

für die weibliche Linie, da sie sonst in das Haus Habsburg, nach den alten Rechten, hätte übergehen müssen. Dieses that er, nachdem Friedrich mit ihm schon gemeinschaftlich regierte. Wie konnte dieser also an fortdauernde Redlichkeit seines Mitkaisers glauben? So brach der Baier das kaum gegebene Kaiserwort! Die Pfalz raubte Ludwig seinem Bruder Rudolph, und zwang ihn, nach England zu flüchten. 1328 zog er nach Rom, ließ sich daselbst, in Abwesenheit des Papstes, der ihn in den Bann gethan hatte, von einigen Bürgern krönen, und beging die Unbesonnenheit, den Papst nicht bloß abzusetzen, sondern ihn zum Tode zu verdammen, weil er ein Ketzer sey. Er machte darauf einen andern Papst, krönte ihn selbst, und ließ sich für diesen Dienst von ihm noch einmal krönen. Wie er das Reich zertheilt hatte, so brachte er nun auch das Schisma in die Kirche. Eine unbesonnene That ist fruchtbare Mutter roher Kinder, jene zu vertheidigen.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

3n Bandes 38s Stück.

Letzte Schmalziana.

(Schluß.)

Letztes Wort über politische Vereine. Vom geheimen Rath Schmalz. Berlin 1816. 16 Seiten.

Wir haben vom Anfange an den Schmalzischen Streit unsern Lesern mitgetheilt, seine und seiner Gegner Erklärungen gewürdigt. Nun redet er das letzte Wort über die von ihm angeklagten Vereine. Wir geben hier auch unser letztes Wort, und würden uns freuen, endlich ans Ende zu kommen, wenn nur das Ende erfreulicher wäre! Doch ist's ein Ende. — Wir wissen nicht, wie viele Gegner schon aufgetreten, wie viele Streitschriften Herrn Schmalz schon bekannt geworden waren, als er dieß sein letztes Wort niederschrieb. Die Leser aber werden erwarten, er sey doch etwas eingegangen auf so manche wohlbegründete Ansichten, die man ihm entgegengestellt hatte. Doch liebt er es bekanntlich, nur anzudeuten, oder in seiner Sprache klärlich zu predigen, und damit ist es denn auch hier abgethan. Etwa auf Herrn Koppe's Schrift nimmt er einige Rücksicht, aber auch nur leicht und obenhin. Vornehm sieht er auf Alles

herab, was nicht Er selbst und seine Meinung ist. Widerlegung selbst der stärksten Gründe gegen ihn hält er kaum der Mühe werth.

Und der Mann beginnt sein letztes Wort also: „In meinem vieljährigen Richteramte habe ich immer erfahren, daß der Advocat, welcher die schlechte Sache vertheidigt, in seinen Satzschriften auf die Hauptfrage sich gar nicht einläßt, sondern seinen Gegner über einzelne Ausdrücke in bloßen Nebensachen chicanirt. So jetzt meine Gegner." — Welche alle Selbsterkenntniß vernichtende Verblendung und Verstockung gehört dazu, so etwas den Gegnern aufzubürden, und so gar nicht zu fühlen, daß der Pfeil auf den, der ihn abschießt, zurückprallt, ihn trifft und ihn verwundet. Wer ist es, der mehr vermeidet, auf die Hauptfrage sich einzulassen, als derselbe Herr Schmalz, der das Wort spricht?

Wir erfahren nun, daß Herr Schmalz großmüthig Alles, was vor der Leipziger Schlacht geschehen, ungerügt lassen will. „Ich rüge nur, was nach der Leipziger Schlacht im Finstern getrieben wird, oder vielmehr jetzt nicht mehr im Finstern." Und höchst gerecht und treffend weiß er „in der unerhörten Wuth, mit welcher man gegen ihn spricht und schreibt und handelt," den klarsten und einleuchtendsten Beweis aufzustellen, „daß die gerügten Verbindungen wirklich da sind, gleichviel, ob Bund, ob handelnde Parthei." (Jetzt also läßt er doch die Unterscheidung von Bund und Parthei, die er bei Herrn Niebuhr so nichtig fand, zu, aber freilich jetzt baut sie ihm eine Brücke, die

er zu brauchen weiß!) — Wir haben wohl so ziemlich alle Streitschriften gelesen, die gegen Herrn Schmalz erschienen sind, aber von der „unerhörten Wuth," mit der gegen ihn geschrieben seyn soll, ist uns eben nichts vorgekommen. Doch gerechten Unwillen haben wir überall erfunden, und ihn getheilt, nicht weil angebliche Bünde durch die Schmalzischen Anklagen gefährdet wären, sondern weil viel Edleres und Hochwichtiges dadurch, mehr, als er wissen und begreifen will, angegriffen und gefährdet ward.

Und nun wirft er sich auf das Constitutionenmachen mancher politischer Schriftsteller, und, als ein guter Advocat, weiß er damit seine schlimme Sache zu beschönigen, daß er hier einen nicht ungerechten Eifer über das Constitutionsunwesen auslassen, und einiges Wahre sagen kann. Und da greift dann recht schön die neue Anklage ein: „Aber wenn sie das Volk für ihre Possen aufwiegeln wollen u. s. w." — Wer thut das? — Die Constitutionsmacher? — Wie mancher ehrliche und wackere Mann hat recht wohlmeinend auch ein Wort gesprochen über die neue Gestaltung der Dinge, wie man sie etwa wünschen möchte; — und die sollen nun alle in die Kategorie der Volksaufwiegler gehören? Und der geheimen Bündler dazu? — So soll durch eine neue leichtsinnige Anklage die alte gestützt werden, und so wirft bunt und unbesonnen der Mann, der sich auf sein vieljähriges Richteramt beruft, Alles durch einander.

Wie schlecht muß es um die Sache stehen, die so vertheidigt wird! Und gar fein wird es

nes wieder mit den geheimen Bünden in Verbindung gesetzt, denn nun geht es gleich zu den Planen über, welche momentan anarchischen Gebrauch von Volkskräften hätten machen wollen, wie Herr Koppe das Wort hatte fallen lassen, was Schmalz wieder wohl zu brauchen weiß.

Aber er nimmt auch die Meinung an, als wolle er wirklich auf die Angriffe seiner Gegner sich einlassen, und sie sammt und sonders, leichten Spiels, wie ihm denn Alles das etwas übers aus Leichtes ist, gehörig ablehnen. Wirklich werden einige Sätze ordentlich beziffert, nachdem vorher noch den Gegnern wiederholt Schuld gegeben worden: „Doch von der Hauptsache reden die Herren nur im Vorbeigehen." — Es ist ein erbärmliches Wesen um diese Selbstvertheidigung, die mit unbegreiflicher Dreistigkeit Wahres und Falsches durch einandermischt. Unsere Leser — wenn sie auch nicht Eine der Gegenschriften gelesen hätten — erinnern sich aus dem, was wir daraus mitgetheilt, ob die Gegner von der Hauptsache nur im Vorbeigehen redeten. Haben Niebuhr, Schleiermacher, Koppe — haben sie nicht die Hauptsache recht fest gehalten, recht vielseitig erörtert, ja mehr, als Herrn Schmalz lieb seyn mochte, und als er, da er seine Blätter hinwarf, ahnden mochte? — Oder ist etwas anderes die Hauptsache, als die vermeinte oder wirkliche Existenz geheimer politischer Vereine? Davon haben jene geredet; Herr Schmalz aber schwatzt dieses und jenes durch einander, und am meisten von seiner werthen Persönlichkeit. Denn was hat er nun auch in diesem seinen letz-

ten Worte von geheimen Verbindungen überzeugend erörtert, bewiesen, aufgehellt? — Auch nicht Ein vernünftiges, zur Aufhellung der Sache geeignetes Wort haben wir gefunden.

Man hatte billig gerügt, daß er von keiner Begeisterung im preußischen Volke etwas wissen wollte, und so recht scharf das ruhige Pflichtgefühl ihr entgegenstellte. Nun beweis't er, er kenne allerdings recht gut diese Begeisterung, und rühmt sie auch. Nur jene Begeisterung habe er verneint, die durch die „Schriften jener Herren" geweckt worden sey. — Zu dieser Deutung, die in seiner Art erklärlich ist, gesellt er neue unwürdige Schmähungen, redet von Privatschreibern — rüstigen Burschen, welche weder selbst zu den Waffen griffen, noch für die Waffen etwas thaten, als schreiben u. s. w. — Und der treffliche Mann weiß nichts davon, daß vor dem 4ten März 1813, also ehe die Franzosen fortgingen, etwas zur Erweckung des Volks geschrieben worden! — Wir müssen ihm denn freilich glauben, daß er nichts von Allem gesehen, noch gehört hat, was durch wackere Männer schon vor dem 4ten März laut ausgesprochen und gedruckt ward. — So gewiß übrigens nicht Schriften nur das Volk zur That geweckt haben, wie wir gern anerkennen, so ist doch offenbar, daß manche zeitgemäße Blätter und Flugschriften manches Gute gewirkt haben. Die wenigen Blätter über den Landsturm, wie viele haben sie verständigt! Den neuen Geist des Volks erzeugt haben sie nicht, aber ihm eine wohlthätige Richtung gegeben. Dazu ist hoffentlich keinem der von Herrn

Schmalz angeschuldigten Schriftsteller eingefallen, zu meinen, sie hätten die Begeisterung gemacht. — Auch hier kämpft der Herr nur mit Windmühlen, und das Klappern soll statt der abgehenden Gründe gelten.

Hinsichtlich des Ketzerzeichens, „Declamationen gegen Frankreich," verantwortet er sich, wenn auch nicht befriedigend, doch verständiger.

Einen Hauptanklagepunkt hat er selbst so gefaßt: „3) Soll ich den Despotismus begünstigen, als Feind liberaler Constitutionen und der Volksrepräsentationen, und aufgereizt durch eine despotische Parthei, welche hier seyn soll, geschrieben haben." — Aber eine Parthei, oder auch nur einzelne Männer, denen er sich durch despotische Grundsätze gefällig machen könne, kennt er nicht. Auch vom Despotismus und der Volksrepräsentation weiß er mancherlei zu sagen. Seine Schriften sollen bezeugen, daß er den Despotismus nicht begünstige, und daß er, selbst als er seine wenigen Blätter gegen die politischen Vereine an drei regierende, auswärtige Fürsten sandte, nichts für sich beabsichtigt habe, sondern nur gegen die Constitutionsmacher, über die er sich hier abermals gewaltig ereifert. Dabei wird seine Ueberzeugung, daß die kraftvolle Erbmonarchie die beste aller möglichen Verfassungen sey, weil in ihr die Freiheit am sichersten, fast allein sicher ist, ausgesprochen! — Wie fein! — Wer hat denn die Erbmonarchie angegriffen, ihre Güte bezweifelt? — Aber freilich würden wir nicht unbedingt und schlechthin jede „kraftvolle Erbmonarchie" für die beste Verfassung erklären,

wenigstens das „kraftvolle" noch durch ein anderes Beiwort erläutern. Es könnte ja wohl eine sehr kraftvolle Erbmonarchie eine sehr schlechte Verfassung seyn, oder überhaupt auch gar keine wahrhafte Verfassung! Die Erbmonarchie selbst ist nicht die Verfassung, sondern nur ein Theil derselben, und unsers Erachtens ein sehr nöthiger und empfehlungswerther, wenn nur die Verfassung selbst gut ist. Aber zur Verfassung gehört noch eine andere, als bloß in der Erbmonarchie gegründete Bürgschaft, daß ein freies, menschenwürdiges Leben durch sie bestehen kann. Erbmonarchie von der einen, Volksvertretung von der andern Seite, und beide vereint durch die Heiligkeit unverletzlicher Gesetze, die nicht bloß Machtsprüche sind, und durch gegenseitiges Vertrauen und aufrichtige Anhänglichkeit, das, meinen wir, gibt eine gute Verfassung, Herr Schmalz meint es anders; „ein Erbmonarch hat für sich und sein Haus keinerlei Interesse, als das allgemeine Beste des Volks allein." — Solche Sentenzen, die ihrer Vortrefflichkeit wegen sich ein Paar Mal wiederholen, sollen uns Gewährschaft leisten, daß wir nichts weiter bedürfen, als Erbmonarchen.

Vorher (S. 4) hatte unser Staatsweiser versichert, es komme Alles allein darauf an, „daß es im Staate wohl stehe 1) um Justiz, 2) um Polizei, 3) um Finanzen, 4) um Landesvertheidigung. Herr Schmalz wäre gewiß überzeugt, es stehe um die Polizei recht gut, wenn sie z. B. unter seiner, des erfahrnen Mannes Leitung stände. Wie nun, wenn er von geheimen Verbindungen

auch als Polizeiminister träumte, wie schlimm würde es da vielen ergehen! Und so könnte es im Staate recht gut stehen, nach seiner Ansicht, um Justiz, Polizei, Finanzen und Landesvertheidigung, und mancher wackere Staatsbürger würde doch über die Verfassung dieses Staates zu jammern haben. — Wirklich dürfte der Herr geheime Rath sich überzeugen, zu einem guten Staate gehöre auch, daß es um die Freiheit Aller gut stehe.

Plötzlich fällt er mitten in seinen Declamationen über die Volksrepräsentation wieder auf etwas anderes, und ereifert sich, daß die politischen Schriftsteller bei Mittheilung ihrer Ideen „frech die Sprache der Religion entweihen!" Wir wollen nicht fragen, woher das hier? — Das ist nun eben so seine Art, und in dem krausen Durcheinander triumphirt seine Sache am meisten! Die „momentan anarchischen Maßregeln" müssen denn auch hier abermals herhalten, und Thomas Münzer, Johann Bockholt und Cromwell auch dazwischen agiren. — Man soll sich wohl hüten, empfiehlt er dringend, „die Macht der Regierung auch nur in so scheinbar enge Grenzen zu bringen, wie die Engländer!" Und wie so nichts seyen die Stände, beweis't er trefflich an dem Beispiele Frankreichs und Westphalens.

Was wollen wir mehr? — Ist das nicht fast so herrlich, wie Dabelows Weisheit, über deren Verkennung sich dieser Ehrenmann in öffentlichen Blättern so laut beschwert hat? — Also hinweg denn das thörichte Bemühen, eine Ver-

fassung zu gewinnen, in der Aller Rechte hinlänglich vertreten und verbürgt, und Alle durch das Gefühl erhaben werden, daß sie als freie Bürger nicht nur des Staates Lasten tragen, sondern auch eine Stimme haben in der Entscheidung über das allgemeine Wohl oder Wehe.

Uebrigens verwirft Herr Schmalz nicht alle Volksrepräsentation; die nicht, die — wie er sagt — zu gemeinschaftlicher Berathung in gegenseitigem Zutrauen und Liebe, wohl aber die zu einer Opposition bestimmt ist. Denn ganz will er es doch mit den Freunden der Volksvertretung nicht verderben.

Das ist es denn, was Herr Schmalz in dem letzten Worte über „politische Vereine" gesagt hat. Die Leser werden Allerlei auf den 16 Seiten finden; aber kaum ein Wort über politische Vereine, noch weniger etwas zur Begründung und Bestätigung der frühern Anklagen. Man sieht, daß wir bei diesem Schriftsteller eine neue Sprache lernen müssen. Wenn er ein Wort über politische Vereine schreibt, hat man zu merken, daß von solchen Vereinen darin nicht die Rede ist. Man hofft und hofft, es werde endlich noch etwas, wenigstens ein Wörtlein darüber kommen; aber es kommt nicht. Dafür wirft er sich zum Schlusse noch einmal auf das Constitutionsmachen, und räth, doch ja keine auf dem Zimmer zu machen. Die Einzelnheiten der deutschen Verfassung soll man doch lieber den Berathungen der Bundesversammlung überlassen. Daß dort doch auch nicht höhere Wesen, sondern nur Menschen zu Rathe sitzen, die auch wohl guten

Rath brauchen können; daß erleuchtete Männer, ohne zur Bundesversammlung berufen zu seyn, doch wohl auch das, was unsers Volks Freiheit, Frieden und Glück begründen soll, in Erwägung ziehen, und ein freies, wohlbegründetes Wort darüber sprechen sollen, davon will dieser treue Diener der Macht nichts wissen.

Genug davon! Was wäre weiter gegen Herrn Schmalz zu sagen? Er hat das letzte Wort gesprochen; wir lassen ihm sein letztes Wort.

Du aber, o mein Vaterland! sey gesegnet mit Fürsten, die das allgemeine Verlangen nach einer vernünftmäßigen, menschenwürdigen Verfassung, die Treue ihrer Völker und die eigene heilige Pflicht, die Stimme der Vernunft, die Stimme der Zeit nicht verkennen, durch kein Geschwätz der Finsterlinge sich kränken lassen den redlichen Willen, ein neues festes Band zu knüpfen zwischen den Herrschern und den Beherrschten.

A. J.

Was hat Oesterreich gethan, was geopfert?

(Beschluß.)

Nun geriethen die Päpste (Johann XXII. und Nicolaus V.) an einander, und anathematisirten sich zum Aerger der Welt. Robert, König von Neapel, war auf Seiten des alten Papstes, er zog gegen Rom, schnitt die Lebensmittel ab, die Römer empörten sich, und der Kaiser, der sich vorher mit so großem und eitlen Pomp zweimal hat krönen lassen, mußte mit dem Gegenpapste die Flucht ergreifen. Die Römer

spotteten nun ihres Kaisers, und wurden seine erbitterten Feinde. Also wieder ein Beispiel, wie Nichthabsburger im Kaisermantel sich ungeschickt benehmen, und die Heiligkeit der Kaiserwürde gemeinem Pöbel anvertrauen. Das römische Volk schrie bei der Krönung aus vollem Halse: „es lebe der römische König," als Ludwig floh, warf es Steine und Koth ihm nach. Das konnte ein baierischer Kaiser nicht rächen! Endlich um das Maß der Würdelosigkeit voll zu machen, schloß Kaiser Ludwig der Baier einen Bund mit den Seeräubern von Algier, Tunis und Tripolis, denen damals alle Häfen der christlichen Welt verschlossen waren. Das hat Oesterreich — nicht gethan!

Friedrich hatte in des Baiers Gefängniß seine Gesundheit verloren. Er kränkelte unaufhörlich, und konnte sich daher wenig der Regierung annehmen. So große Mißhandlungen tödteten ihn Anfangs 1330. — Diese Zeit hat Anmaßung und Haß gegen Oesterreich in das Herz der Baiern gesäet; beide sind fortgewurzelt bis auf den heutigen Tag, der die Frucht dem Bersten nahe gereift hat.

Ganz verlassen nach Hause gekommen (1330), machte Ludwig den König zum Reichsverweser in Italien, damit dieser für ihn hinzöge, um das verlorne Land wieder dem Reiche zu unterwerfen. Kaum war er aber glücklich in Eroberung Italiens, so mißtraute ihm Ludwig, und theilte dieses Mißtrauen den Reichständen mit. Dadurch zwang er den Hans von Böhmen abzufallen, und sich mit dem Papste zu vereinigen.

Nun hetzte Ludwig wieder gegen Johann den Marggraf von Meißen, den König von Polen, den von Ungarn, und Otto, Herzog von Oesterreich, auf, dem er wieder Kärnthen versprach, das sonst durch die Erbin an Böhmen gekommen wäre. Johann kam zurück, schlug den Meißner aus dem Felde, und Otto von Oesterreich mußte sich nach Wien zurückziehen, weil die Polen und Ungarn nach Hause gelaufen waren. Die Italiener verzifteten vom Gefolge Carls des böhmischen Königs Sohn, dennoch wurden sie besiegt und siegten wieder. Auch zwischen Brabant und Flandern brach Krieg aus, zwischen Städten im Elsaß, in Preußen führten die Deutschritter Krieg, 1335 schlug sich der König von Böhmen wieder mit dem baierischen Kaiser; kurz unter Ludwig ging alles durch einander. Er hatte keine Würde, kein Ansehen, keine Kraft. Niemand fand Schutz unter solchem Kaiser.

Endlich der ewigen innern Kriege, der Partheien, der Verbannungen, der völligen Auflösung des geselligen Zustandes, der Unsicherheit des Eigenthums und des Lebens in Deutschland müde, setzten die Churfürsten ihren mit bestrittenem Rechte erwählten Kaiser 1346 zu Rense ab, und wählten Carl (IV.), Sohn Johanns, des Königs von Böhmen, der aber sich vor Ludwig nicht im Reiche durfte sehen lassen. Um sich Hülfe zu verschaffen, trat er an den Papst die Rechte auf Sicilien, Corsica und Sardinien ab, und willigte in die schmählichsten Foderungen des Papstes. Verkehrte Kaiserwahl

hat den Päpsten unmäßige Rechte eingeräumt, nicht die Päpste haben sie an sich gerissen. Wir selbst haben uns den Fremden mehr hingeworfen, als sie uns gesucht. Sie müßten Narren gewesen seyn, wenn sie unsere Unterwürfigkeit, unser Geld und Blut nicht angenommen hätten, um das man sie bat, damit ein unrechter Kaiser recht würde.

Ludwig kümmerte sich wenig um Carl, obgleich dieser einige Male in Baiern einfiel. Durch die lange Regierung war Ludwigs Thron fest, die Interessen so vieler seiner Partheigänger, und nach Friedrichs Tode der meisten Fürsten, waren so mit seiner Existenz verwachsen, und man sehnte sich so sehr nach Ruhe, daß Carl geringen Anhang erhielt.

Ludwig stürzte 1347 auf einer Bärenjagd vom Pferde, und war todt.

Er gehört zu den tüchtigen Kaisern; dennoch hat durch ihn und unter ihm das deutsche Reich den ersten Schritt zu seinem jetzigen Untergange gethan.

Durch ihn wurden die politischen Ideen verkehrt, die Religion in ihren Dienern heruntergesetzt, die Felonie für einen gelungenen Streich erklärt, die Heiligkeit der kaiserlichen Würde profanirt, die Kaiserwahl ein Gegenstand der Geldspeculation, kurz die Fugen Deutschlands traten aus einander.

Gewisse Zweige der Wissenschaften hatte er beschützt. — Er bedurfte Menschen, die für ihn schrieben.

Bekanntlich hat die Akademie zu München ei-

nen Preis auf das beste Eloge Ludwigs des Baiers gesetzt. Da wir ihn gelobt haben, wo er zu loben ist, hoffen wir, daß uns der Preis unfehlbar werde zuerkannt werden.

Ueber die Wegführung und die Zurückkunft der Braunschweigischen Kunst- und Bücherschätze.

Herr Hofrath und Professor Emperius hat über die Wegführung und Zurückkunft der Braunschweigischen Kunst- und Bücherschätze in dem Branschweigischen Magazin, 18 bis 48 Stück von diesem Jahre ausführliche, sehr interessante Nachrichten mitgetheilt; aus denen wir, da dieses Magazin einem großen Theile des vaterländischen Publikums nicht bekannt seyn dürfte, für dieses hier das Wesentlichste ausheben.

Nach den unglücklichen Ereignissen des Jahres 1806 wurden zwar mehrere Seltenheiten und Kunstschätze aus dem Braunschweigischen Museum gerettet, unter andern das berühmte Mantuanische Gefäß; doch mußten, wegen Mangels an Zeit und Gespann, viele Kostbarkeiten zurückbleiben.

Acht Tage nach der französischen Besitznahme erschien Martial Daru als französischer Intendant des Braunschweigischen Landes, und auf Befehl seines Bruders, des General-Intendanten der eroberten preußischen Provinzen, sollte er alle artistische Schätze aus Braunschweig nach Paris bringen lassen. Diesen Befehl übte er um desto strenger aus, da er selbst keinen Begriff

von Kunstschätzen hatte, um sich nicht den Vorwurf einer Nachsicht auszusetzen.

In der letzten Woche des Decembers 1806 kam Denon *) mit dem Auftrage Buonaparte's nach Braunschweig, eine Auswahl der dortigen besten Kunstsachen nach Paris zu schicken. Herr Emperius gibt ihm das Zeugniß, daß er seinen gehässigen Auftrag mit großer Höflichkeit, und wie er sich selbst ausgedrückt, in den mildesten Formen ausgerichtet habe; indeß wurde doch aus dem Museum in Braunschweig, der Salzthalenschen Bildergallerie und der Wolfenbüttelschen Bibliothek alles von Werth an Kunstschätzen, Gemälden, seltenen Handschriften fortgebracht, und was man nicht für werth hielt, nach Paris zu wandern, eignete sich der Exkönig von Westphalen zu, und es wurde, mit wenigen Ausnahmen, nach Cassel geschafft.

Der Friede von 1814 brachte, bei der von den Franzosen nichts weniger als dankbar anerkannten Großmuth der hohen Verbündeten, nur wenige geraubte Kunstschätze aus Paris nach Braunschweig zurück. Sie bestanden in achtzig, meistens kleinen Gemälden, unter denen sich jedoch einige schätzbare, größtentheils niederländische und deutsche Bilder befanden. Das vorzüglichste war das schöne Cabinetsstück von van der

*) Dieser, durch seine gefahrvollen Reisen in Aegypten, durch die Herausgabe der Voyage en Egypte, und durch die dort so mühsam gesammelten Natur- und Kunstproducte in der gelehrten Welt bekannte Mann gehörte zu der Commission, welche im Jahre 1796 die schon damals beabsichtigte Wegführung der Kunstschätze aus Rom nach Paris dem Directorium Frankreichs widerrieth.

Werfft, Adam und Eva im Paradiese. Ferner die beiden Sammlungen der italienischen Majolika, der französischen Emaillen, so wie die meisten Kunstarbeiten in Elfenbein und Holz.

Es mußte der nach Elba verbannte Buonaparte noch einmal den französischen Boden betreten, um durch einen neuen Krieg die Veranlassung zu geben, daß die geraubten Kunstschätze aller Länder ihren rechtmäßigen Besitzern zurückgeben würden.

Herr Hofrath Emperius reis'te mit dem Inspector der ehemaligen Salzthalenschen Bildergallerie, Weitsch, nach Paris, und da der General-Intendant der preußischen Armee, Staatsrath Ribbentrop, die Zurückgabe des Braunschweigischen Eigenthums in Ansehung der Braunschweigischen Kunstschätze eingeleitet hatte, so wurde der Zweck dieser Sendung um so vollständiger erreicht, als nach des Herrn Emperius Versicherung, derselbe keine Ursache hatte, sich über Herrn Denon zu beklagen; da er seinen Reclamationen keine andere Schwierigkeiten in den Weg legte, als die in den Umständen und in der Natur der Sache lagen. Er versichert von ihm: Er habe sich bei dem ihn so hart treffenden Glückswechsel weder kleinmüthig, noch leidenschaftlich benommen. Auch habe er auf die in Paris aufgestellten Bilder viele Sorgfalt verwandt, und alle Bilder seyen in einem gewiß nicht schlechtern Zustande, und manche in einem weit bessern, als ihrem ehemaligen, ins Land zurückgekommen. Fast alle weggeführten Kunstschätze sind wieder zurückgekommen, und von den wenigen fehlenden Bildern, die in den Departements zerstreut sind, ist die Auslieferung durch eine, vom französischen Ministerium den Alliirten gegebene Zusage gesichert worden. — Es wäre wünschenswerth, daß das Publikum auch in Hinsicht der aus Hessen-Cassel und Mecklenburg weggeführten, und durch Preußens Vermittelung wieder zurückgegebenen Kunstschätze unterrichtet würde. S.

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 398 Stück.

Schluß dieser und Ankündigung der Encyclopädischen Blätter.

An unsere Leser.

Mit diesen letzten Blättern endet unsere Zeitschrift in der Gestalt, in der sie zeither sich des Beifalls und der Theilnahme wieder zu erfreuen hatte. Wir dürfen voraussetzen, daß mehrere Leser dies ungernerfahren, wie auch viele von denen, die bis jetzt auf diesem Wege ihre Ansichten und Gesinnungen ausgesprochen haben, von diesem Unternehmen, das sie mit einem weiten Kreise von Vaterlandsgenossen in freundlicher geistiger Berührung erhielt, nicht ohne Bedauern scheiden können.

Es liegt zum Theil in der Natur solcher Unternehmungen, mehr aber noch in einer herrschenden Stimmung einer Mehrzahl der Leser, daß, hinsichtlich der Dauer, ihnen kein zu fernes Ziel gesetzt werden kann, wenn nicht die unangenehme Erfahrung gemacht werden soll, daß die Theilnahme sich mindert und erkaltet. In vieler Hinsicht ist es gut, Zeitschriften, zu-

mal solche, die ihrer ganzen Anlage nach wesentlich auf den eigenthümlichen Geist eines besondern Zeitabschnittes berechnet sind, nicht zu sehr über diesen hinausaltern zu lassen, weniger weil zu fürchten seyn möchte, daß sie einige Altersschwäche nicht verbergen könnten, als weil die Werke, wie die Menschen, sorgfältig verhüten müssen, daß man ihres zu oft und lang wiederholten einförmigen Erscheinens nicht überdrüssig werde. Selbst dem Guten kann dies begegnen, und es ist das um so bedenklicher, als dadurch der günstige, früher bewirkte Eindruck leicht verlöscht werden kann. Wer zur rechten Zeit abtrat, hinterläßt sichrer ein wohlwollendes und ehrendes Andenken, und es ist besser, den Wunsch eines längern Bleibens, als die Freude über das endliche Abtreten zu bewirken.

Eine Zeitschrift aber, die sich lang in Beifall erhielt, muß, wenn sie ein längeres und ehrenvolles Dasein sich fristen will, wenigstens öfter in erneuter Gestalt erscheinen, und durch den Reichthum einer mannichfachen Entwicklung und vielseitiger Mittheilung, immer von neuem anziehen. Der anfänglich, vielleicht weislich beschränkte Zweck muß sich erweitern, den verschiedenartigsten Lesern mannichfachere Nahrung bieten, und so erneute Theilnahme erwecken. Die bloß politische Unterhaltung zumal, welche allgemeine Theilnahme sie auch errege, wird in der Länge doch lästig, wenn sie nicht durch reichhaltige Ansichten, Beobachtungen und Bemerkungen anderer Art gewürzt ist, und die Zeiten, da die Politik Aller Herzen und Gedanken beschäf-

tigte, sind vorübergehend, wie alles Uebrige, obwohl sie nicht ohne Frucht bleiben. Zwar sind unsere theuersten Vaterlandsangelegenheiten grossentheils noch unentschieden, und viele hochwichtige Gegenstände der Staatsweisheit, bedürfen noch einer sorgfältigen Erörterung. Doch meint die Mehrheit, es sey genug davon geredet, zumal das Reden und Schreiben noch immer nicht genug ins Leben eingegriffen und zum Handeln geführt habe, weshalb man denn nach weitern Mittheilungen über das, was uns Noth ist, und über die Grundsätze, die uns dabei leiten sollen, wenig Verlangen bezeugt. Wer denn bei Gelegenheit ein gutes Wort davon spricht, wird wohl noch gehört, wer aber immer nur davon redet, wird am Ende nur den kleinen Kreis der gründlichern Forscher anziehen, die Mehrheit der Leser aber kaum festzuhalten vermögen.

Solche Betrachtungen, zu denen sich noch manche andere, durch die Verhältnisse sehr nahe gelegte, gesellten, haben den Unternehmer bestimmt, diese Blätter, die noch immer vieler Freunde sich freuen, jetzt schon in ihrer bisherigen Form zu schließen, und sie nach einem umfassendern Plan sich verjüngen zu lassen. Vermindert war die Theilnahme ohnehin schon, und obwohl noch immer, bis auf den letzten Augenblick, eine Auflage, zu der wenige ähnliche Unternehmungen in ihrer günstigsten Zeit sich erheben mögen, für den Aufwand entschädigte, so schien es doch rathsamer, die Zeit nicht abzuwarten, wo über größere Vernachläßigung geklagt werden dürfte. Die Deutschen Blät-

ter besonders, die nach dem Beifall, den sie fanden, wahrhaft glänzend begonnen, und in vielen tausend Abdrücken durch ganz Deutschland verbreitet wurden, sollen nicht dann erst enden, wenn sie sich selbst überlebt haben, und in einen zu kleinen Kreis der Theilnehmenden gebannt sind.

Sie begannen in der Zeit, die zu den herrlichsten, hoffnungsvollsten und erfolgreichsten gehört, welche das Vaterland je erlebte; unter Verhältnissen und Begünstigungen, wie sie selten einem schriftstellerischen Unternehmen zu Theil werden. Die köstliche Zeit der errettenden Völkerschlacht, die Zeit der wiedererrungenen, hochbeglückenden Freiheit, war die Zeit ihrer Geburt, sie brachten die erste umständliche Kunde von dem Seegen, den der Höchste auf die gerechten Waffen der Verbündeten gelegt, verbreiteten zuerst, von einem Ende des Vaterlandes zum andern, die sichre und begeisternde Botschaft von Deutschland, Sieg und Wiedergeburt, von der Niederlage der Unterdrücker, von der Vernichtung der Despotie. Drum wurde ihre Stimme so gern gehört, zumal sie kräftig war, und würdig, und ein Geist, der vieler Herzen erhob, in ihr wehte. Vom Vaterland und für das Vaterland sprachen sie, und des Vaterlandes Söhne und Töchter nahmen sie freudig auf. Sie hatten überdieß die Empfehlung für sich, daß der geehrte Feldherr, der an der Spitze der siegreichen verbündeten Heere stand, selbst sie veranlaßt, ihr Erscheinen selbst befördert, und

so gleichsam eine höhere Bürgschaft ihnen gegeben hatte.

Von Leipzigs Siegsfeldern begleiteten sie den Triumpzug über den alten Rhein, bis in das stolze Babel, dem Mittelpunkt der Unterdrückungspläne des zu Schanden gewordenen Uebermuths, der zerstörten Tyrannei. Mit mäßigem Jubel ließen sie die Kunde des geschlossenen bedenklichen Friedens erschallen, und scheidend von den glorreichen Schlachtgefilden, wendeten sie sich zu den unblutigen, aber nicht minder gefährlichen Kämpfen in den Steppen des Wiener Congresses, den Irrgängen der Unterhandlungen. Sie nahmen Parthei, aber nur für die Sache des Vaterlandes, der Gerechtigkeit und der Freiheit, und sprachen manch starkes Wort, wo es frommen konnte. Aber sie mochten sich nicht, wie der Vater Rhein, nach kräftigem Ernst, im Sande verlieren, oder den gewaltigen Strom verlassend, in kümmerlichen Bächen verrinnen. Sie erhoben sich in neuer Kraft, als die Botschaft kam, von der Rückkehr des Furchtbaren aus seinem Felseneiland, von des Vaterlandes Gefahr.

Die neue Folge der Deutschen Blätter begann, um zu erwecken zum neuen Kampf aufzurufen zu den schützenden Waffen, hinzuweisen auf das, was abermal dringend Noth war, was geschehen mußte, und regten von neuem in der allgemeinen Bewegung sich selber lebendiger, stürzten sich wieder in das Schlachtgewühl. Des Feindes Trug und Arglist, seine Macht und seine Kampffertigkeit, all die losen Künste, mit

denen er zu lang uns berückt und geschwächt hatte, stellten sie den deutschen Lesern klar vor Augen, und ermahnten, das alte Joch, das viele noch zu willig trugen, völlig zu zerbrechen, die allzuverderbliche Abhängigkeit von fremder Sitte, mannichfachem fremden Einfluß, endlich zu verbannen. Sie frohlockten über den neuen, herrlichen Sieg, den Gott verliehen, über Babels zweiten Fall, über die Heimkehr des theuren Eigenthums, das, als schnöder Raub und frevle Siegstrophäe zu lange trauernd, an feindlicher Stätte gefesselt gelegen; sie mühten sich, das Kleinod der Hoffnung zu erhalten, als in langen geheimnißvollen Unterhandlungen Sorge und Ungeduld allenthalben Raum gewannen und sich mehrten, weil manch theurer Wunsch nicht in Erfüllung gehen wollte, ja immer mehr gefährdet ward. Sie suchten zugleich das Gedächtniß der frühern Zeit des Vaterlandes, seiner alten Schicksale zu erneuen, um durch die Bilder der Vergangenheit nicht nur zu trösten, sondern auch zu erwecken. Dann, als die neue Friedensbotschaft so unbefriedigend erschien, ergriff sie die Ahnung, daß ihr Ende gekommen sey, daß, wie nun alles zur Ruhe sich lege, auch ihr Wächterruf immer mehr verhallen möge. Auch ließen sie nicht ab, ihrer Bestimmung treu, die wichtigsten Angelegenheiten zur Sprache zu bringen, und manch ernstes Wort zu reden von dem, was zu Deutschlands Heil geschehen muß. Aber: „Vestigia me terrent!„ zu deutsch: „laß dir rathen, eh guter Rath dir noch theuer zu stehen kommt, — dachten sie bei sich selbst. Wir wollen die

Welt meiden, Einsiedler werden, und uns selbst begraben, eh man uns begräbt. Aus dem selbst gewählten Grabe kehren wir dann verjüngt und lebendiger, auch wohl vollkommener wieder.„ — Dachtens und brachen, als Freunde des Tages, wie sie von je gewesen, noch eine Lanze mit den Rittern der Nacht, die ihren Herold vorangesendet hatten, und bringen nun ihren Freunden den Abschiedsgruß.

Sechsmal erneuten sie sich seit ihrem ersten Erscheinen; dreimal in der neuen Folge. In neun Bänden schließen sie gut, den Neun ist eine gute und vollkommene Zahl. Nachdem sie erst einen Tag von sechs Stunden gehabt, dann einen von drei Stunden, kommen sie dem kürzesten Tage dadurch zuvor, daß sie ein ganz neues Leben beginnen, das wegen seiner größern Mannichfaltigkeit und vielseitigern Beziehung zu den allgemeinern Bedürfnissen, Wünschen und den höhern Angelegenheiten der Menschheit, auf längere Dauer Anspruch hat. Der umständliche Plan, nach dem sie von nun an, in neuer Gestalt, erscheinen sollen, wird zum Schluß mitgetheilt, damit die günstigen Leser sich im Voraus überzeugen, daß sie von nun an eine noch mannichfachere, reichere und für Alle anziehendere Unterhaltung, ja, mehr noch als Unterhaltung finden werden. Sie werden auch künftig die Geschichte des Tages und die Angelegenheiten der Staaten berücksichtigen, und frei und bescheiden, wie sie immer gethan, davon handeln. Doch wird dies von nun an nur einen Theil ihres Inhalts ausmachen, und auch andre wissenswürdige Ge

genstände einer allgemeinern Bildung, die für Alle wichtigen und faßlichen Zweige menschlicher Erkenntniß, sollen ebenfalls erörtert werden.

Da sonach Form und Inhalt dieser Blätter nun ein anderer wird, so bitten wir zuletzt um ein freundliches Andenken an ihr zeitheriges Wirken. Sie haben eine gute Zeit durchlebt, obwohl die schönste, in der sie gebohren wurden, schnell vorüberging. Doch klingen noch in tiefster Seele nach, die Lob- und Danklieder aus der Zeit der Vaterlandserhebung und Errettung, und der Blick nach oben feiert noch immer, und soll endlos feiern, was der Herr aufs Neue Großes und Herrliches an dem deutschen Volke und an der Menschheit in dieser Zeit gethan hat. Und das bleibt des höchsten Dankes werth! —

Sie bringen auch ihren erneuten Dank den tapfern Streitern dar, deren Heldenthaten auch ihnen das Daseyn gaben. Unsterblich, wie der Thaten Geist, und lichthell, wie der Thaten Frucht, deren Herrlichkeit ungekränkt bleibt, ob auch manches nicht zur vollen Reife gedieh, lebt der Helden Gedächtniß und Ruhm, und der Dank des befreiten Vaterlandes, fort. Ihr Verdienst war es auch, wenn hier manch freies und erweckendes Wort geredet werden durfte, das in früherer, trüber Zeit nicht hervorzutreten wagen konnte, und wenn dadurch, wie wir glauben dürfen, manches Gute befördert worden ist. Die Stimme der Wahrheit hat eine so siegreiche Kraft, daß keine Gewalt ihr widerstehen kann auf die Dauer, und je gesegneter ihre Wirk-

samkeit ist, desto höherer Dank gebührt denen, die ihr die Bahn wieder geebnet, die Luft gereinigt haben von den giftigen Dünsten, welche sie gänzlich zu ersticken drohten.

Aus allen Theilen Deutschlands sind sie durch zweckmäßige Beiträge bereichert worden. Denen, die auf diese Weise ihr Leben erhöhten und stärkten, gebührt vorzüglicher Dank. In ihnen haben sich, meist einander unbekannt, doch im wesentlichen in gleichem Geist und gleicher Gesinnung, vorzüglich gleicher Liebe des Vaterlandes und verwandter Ansicht von dem, was zu dessen Heil geschehen muß, viele deutsche Männer begegnet, und durch ihre Uebereinstimmung das, was sie aussprachen, noch mehr empfohlen. Die bewährte Gesinnung hat sich durch den gemäßigten und bescheidenen, zwar wie's Noth war und löblich, starken, aber selten allzuscharfen Ton, der fast alle Beiträge auszeichnete, viele Freunde erworben, und fast nie ist ein Anlaß zu gerechten Klagen und Beschwerden gegeben worden. So freimüthig als besonnen, überall aber mit strenger Wahrheitsliebe, ward das, was Bedürfniß der Zeit und des Vaterlandes war, hier ausgesprochen, keiner grundlosen Partheilichkeit für irgend einen Zweig des deutschen Volkes Raum gegeben, kein unziemlicher und verderblicher Zwiespalt genährt, sondern überall das Gute, wo es sich auch fand, anerkannt, und vor allem auf jene Eintracht und Geisteseinigkeit, in der Deutschland allein stark, frei und sicher bestehen kann, hingearbeitet.

Diesen Ruhm wird man den Deutschen Blättern ungekränkt lassen.

Dank sey endlich auch den günstigen und treuen Lesern dargebracht für ihre ausdauernde, ermunternde Theilnahme. Viele hätten dieselbe gewiß auch bei längerer Fortdauer in der alten Gestalt ihnen nicht entzogen und werden sie übertragen auf die reichhaltige und ergiebige Fortsetzung. Die deutsche Lesewelt befreundet sich leicht mit einer, im guten Geist abgefaßten Zeitschrift, und erhält ihr, wenn nur dieser nicht weicht, ihre treue Neigung, wenn auch manche abfallen. Um so billiger ist es, nicht allzulange die Ausdauer in Anspruch zu nehmen, und wenn dazu Grund vorhanden ist, nicht die Form nur, sondern auch den Inhalt, in reicher Mannichfaltigkeit, abwechseln zu lassen. Deutscher Art entspricht gar nicht das bunte Vielerlei, und das oberflächliche Allerlei, das, fremder Sitte und undeutscher Verwöhnung huldigend, manche unsrer Zeitschriften zur Schau stellen, aber ein ermüdendes Einerlei, und die sich immer wiederholende Unterhaltung ist uns eben so wenig willkommen. Wenn diese Blätter zeither, obwohl auf einen Hauptweck gerichtet, doch möglichst vielseitig ihren engern Kreis behandelten, meist streng, aber ohne pedantische Gründlichkeit, die Gegenstände erörterten, so bemühten sie sich eben dadurch der Neigung deutscher Leser zu entsprechen und werden auch in ihrer neuen Form dieser zu genügen bedacht seyn.

Jetzt, da diese neue Folge sich schließt, ist ihr letzter Wunsch: Segen und Heil

dem theuren Vaterlande! Ihm haben sie gelebt, und ihm gedient, ihm werden sie immer aufs innigste ergeben bleiben, und wenn längst ihre Stimme verhallt ist, wird der fernste Nachklang noch von Liebe und Treue für den heimathlichen Boden, für das deutsche Volk ertönen. Es ist die Liebe, die auf gerechte Anerkennung und innige Würdigung des deutschen Geistes und Lebens sich gründet, und wie die Treue, ein edles Erbtheil von den Vätern, das gekränkt, beschränkt, verdunkelt und zurückgedrängt, nie ausgetilgt werden konnte. Es ist die Liebe, die neuentflammt ward, und sich verherrlicht hat, im edelkühnen Kampf für Deutschlands Freiheit, und im gesegneten Gewinn derselben. Unter der Freiheit Schirm hat sie eine Kraft gewonnen, die in dem Unterjochten sich fast selbst verzehrte, in dem, der das Joch zerbricht, und sich ermannt, das unveräußerliche Kleinod zu retten, ungehemmt wieder hervorbricht und in einer neuen Jugend das frischeste Leben entfaltet. Drum erscheint uns auch die neue Welt die unsern Blicken sich aufschließt, deren Morgenröthe wir wenigdens gesehen haben, in dem heitern Licht, das durch viele unerfreuliche Erfahrungen der letzten Zeit nicht völlig getrübt werden kann. Die Zukunft spiegelt sich uns nicht in dem kalten unbefriedigenden Verlauf der Gegenwart, sondern in dem hellen Glanz der nahen Vergangenheit, da die Begeisterung wehte dnrch alle deutschen Lande, und die Liebe mit der Kraft sich erhob, das Edelste zu erkämpfen. Und die ächte Liebe des Vaterlandes, in der selbst auch des Vater-

landes Geist waltet und herrscht, erhebt uns zu dem freudigen Glauben und Gottvertrauen, die nie zu Schanden werden lassen, und in sich die Bürgschaft tragen, das Fortwirken werde der Seegen, mit dem der Herr den großherzigen Kampf gekrönt hat. Auf deinen Gott, der dir im Ungewitter und Sturm, im Sonnenschein und milderquickenden Thauregen aufs neu erschienen ist, auf Ihn hoffe, o Vaterland, und erhebe dich wieder, wie in der Väter Zeit, glaubend zu ihm; dann wirst du geseegnet seyn, und dein kräftiges Leben immer freyer entwickeln!

Seit jener Zeit, da in den germanischen Landen Christi Kirche gegründet ward, hat unser Volk seine Treue auch in seinem Glauben bewährt, und selbst in den letzten trübsten Zeiten, als mit fremder Sitte auch fremder Wahn und Frevel, fremder Uebermuth und Unglaube zu uns herüberströmten, und viele abfielen von dem, was das Heil der Väter war, hat die Masse des Volkes, haben die Besten, treu der Wahrheit, dem ewigen Evangelium gehuldigt. — So sey es, und so bleibe es, o mein Vaterland! Die Wahrheit, die vom Himmel stammt, das heilbringende Evangelium, in seinem lautern unentstellten Geist, bleibe dein unverletzliches Eigenthum! In ihm wirst du endlich zu einer Einheit und Eintracht gelangen, die durch alle menschliche Veranstaltungen in solcher Vollkommenheit nie bewirkt werden kann, und, wie auch fortwährend die kirchlichen Partheien äußerlich sich scheiden, doch, im höchsten Ton, alle einstimmen läßt in den deutschen Gesang: Wir glauben

all an Einen Gott, und Einen Heiland, und Einen Geist. Ein Glaube, der die Vernunft demüthigt, aber nicht erniedrigt, der ihr heiliges Recht ehret und versichert, der der Unvernunft und dem eitlen Götzendienst widerstrebt, und über den Schein zur Wahrheit erhebt; ein Glaube, dessen Leben Klarheit und Innigkeit ist, der darum eben so sehr dem trübsinnigen Empfindeln, als der kalten Vernünftelei widerstrebt; ein Glaube, der sich durch Liebe bethätigt, ohne die er nichts ist, und darum der Sektirerei, der Verdammungs- und Verfolgungslust und aller lieblosen Selbstsucht feind sein muß, — solch ein Glaube verherrliche dich, du frommes, treues deutsches Volk! — Es gehn durch deine Heimath um gespenstisch theils und lichtscheu, theils in ein falsches, erlogenes Lichtgewand gekleidet, nichtig in sich, und doch verführerisch unholde Geister, die dir dein Heiligstes gefährden, hier unächte Erleuchtung, dort neue, nur kümmerlich verstellte Verfinsterung dir aufreden wollen. Denen widerstrebe stark und fromm, treu wie die Väter waren, und nur dem ächten Himmelslicht, das unverhüllt noch leuchtet, mit ganzer Seele zugewendet! Trau ihnen nicht, die die Religion und die Kirche im Munde führen, ohne ihren Lebensgeist an sich zu bewähren, die viel Worte machen von dem Heiligen, ohne durch ein heiliges Leben sie zu bekräftigen. Nur die Wahrheit suche, und die Wahrheit wird dich frei machen!

Die äußere Freiheit, welche die selbstständige Entwickelung der ächten Volkskraft und der

Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens, die unbeschränkte Erhebung zu dem Höchsten und Würdigsten, das in der Naturanlage unsers Volkes wohl begründet ist, sichert und fördert, sie ist wiedererrungen. Aber, nachdem die Bande, die von außen uns drückten, zerbrochen, die Abhängigkeit von fremder Gewalt vernichtet worden, ist noch im Innern vieles zu überwinden, und vieles zu gestalten, um die allgemeine Freiheit zu verbürgen, und ihr die höchste und folgenreichste Wirksamkeit zu gewinnen. Selbst nach Außen bedarf es steter Wachsamkeit, um die errungene Freiheit gegen drohende Gefahr zu schützen, im Innern ist sie noch nicht einmal vollständig errungen. Die gerechten Ansprüche, die gemäßigten Forderungen unsers Volkes, in allen deutschen Staaten eine Verfassung begründet zu sehen, die der Willkühr und Gewaltthat, der Unterdrückung und jeder Tyrannei, nicht ungestraft zu verletzende Grenzen setzt, und eine vernunftmäßige, gesetzliche Freiheit allen Bürgern des Staats versichert, finden von vielen Seiten her noch Widerstand, und haben noch einen schweren Kampf zu bestehen. Nicht überall kommt die unerzwungene Geneigtheit der Regierungen dem billigen Wunsch der Regierten entgegen, und noch immer wird manch heiliges Menschenrecht als ein Monopol einiger Wenigen hier und da behandelt. Den Beherrschten Gesetze zu geben und doch selbst über alles Gesetz zu seyn, dünkt Manchem so bequem, daß die Unterordnung unter ein bindendes Gesetz als ein unerträglicher Zwang erscheint. Die eigne Lust

und Neigung aber wird genährt durch böse Rathgeber, Knechte der Gewohnheit und der Regentenlaune, und mißverstehend oder mißdeutend den Geist einer tiefbewegten, aber wesentlich auf ein erreichbares, wünschenswerthes und löbliches Ziel gerichteten Zeit, leiten sie die Schwachen irre, die in ihnen die Stimme der Mehrheit besserer Bürger zu vernehmen glauben. Auf der andern Seite wird der Wahn von sogenannten republikanischen und revolutionairen Grundsätzen, die man nun bei allen denen wittert, welche eine neue, bessere Ordnung der Dinge, eine mehr in der Vernunft gegründete Verfassung zu fördern bemüht sind, durch ein Heer von Schreiern bestärkt, welche, in den engen Kreis weniger Ideen des ages gebannt, diese mit Ungestüm, ohne Mäßigung, ohne Vernunft verfechten, und da sie die Herrschaft des Rechts und des Gesetzes vertheidigen wollen, Recht und Gesetz selbst verhöhnen. — So sind wir nun fast dahin gekommen, daß die so durch Einen Geist der Liebe, des gegenseitigen Vertrauens und des gemeinsamen Wirkens für inen menschenwürdigen Zweck, zur möglichsten und freiesten Einheit verbunden seyn sollten, einander fürchten, nur ihre besondern Rechte gegen einander zu verwahren suchen, und in entgegengesetzten Richtungen sich so von einander scheiden daß es scheint, als wolle man von der einen Seite alle Bande zerbrechen, von der andern die alten noch enger und drückender zusammenziehen und neue hinzugesellen. Zum Glück ist dies weder Geist des Volkes, noch der Zeit. Jenes ist

vertrauend, treu und dem Recht gern unterthan, diese arbeitet nur auf die freieste Herrschaft des Rechts und des Gesetzes und einer wohlbegründeten Ordnung hin. Hier und da, wo man unbefangen und gerecht die Hoffnungen des Volkes und seine bewährte Gesinnung, den Geist der Zeit, und seine unausweichliche Gewalt anerkennt, bereitet sich denn auch in der Stille auf dem natürlichsten, gesetzlichsten und folgereichsten Wege, die vollkommnere Gestalt, in der die deutsche Länderverfassung hervortreten soll, und wie es der deutschgesinnten und wohlwollenden Fürsten unter uns noch mehrere giebt, so ist doch Hoffnung vorhanden, daß das Beispiel derer, die das Werk schon begonnen haben, auch andre erwecken, die Vernunft und Gerechtigkeit allmählig über die Unvernunft und Unrechtigkeit den Sieg davon tragen, und der einmüthige Wille der Fürsten und des Volkes den Widerstand vernichten wird, durch den Einzelne, bemüht nur das Eigne, auch auf Unkosten des Allgemeinen zu sichern und zu erweitern, mit Wort und That das schöne Werk einer neuen innigen Vereinigung der Herrscher und der Beherrschten, einer möglichst vollkommenen, den Bedürfnissen Aller entsprechenden Verfassung, hemmen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Blätter.

Neue Folge.

1816.

Zu Bandes 40s Stück.

Schluß dieser und Ankündigung der Encyclopädischen Blätter.

An unsere Leser.

(Schluß.)

Ueberall hat sich eine heimliche Furcht vor möglichen Revolutionen, die unser aller Frieden und Glück aufs furchtbarste gefährden würden, vieler Gemüther bemächtigt, und wahre und falsche Gerüchte sind davon verbreitet. Man hat sonst unser Volk, gewiß nicht zu seiner Schande, eines revolutionairen Wahnsinns nicht fähig geachtet; woher die Stimmung, die jetzt denselben so möglich achtet? — Doch wohl, weil die öffentliche Stimme eine bessere Ordnung der Dinge so dringend fordert, und weil man bei denen, welche dieselbe fordern und gewähren sollen, wenig Geneigtheit dazu voraussetzt. Den meisten unsrer Fürsten thut man bei dieser Voraussetzung gewiß Unrecht, und die Liebe des Volks zu ihnen hat sich auch in den neuesten Zeiten so herrlich bewährt, daß man diesem Unrecht thut, wenn man ihm einen widerspenstigen, der alten

deutschen Treue völlig fremden Geist beimißt. Selbst wenn zur bösen Stunde wirklich erfolgte, was man argwöhnte, wird es sich zunächst und unmittelbar nicht gegen die geliebten Fürsten wenden; dies verbürgt die Gesinnung unsers Volkes, und wer diese recht erkannt hat, vertraut ihr. Mag übrigens jene Furcht und jenes dunkle Gerücht einigen Grund haben; wir sind der Ueberzeugung, unser Volk wird der Versuchung treu und standhaft widerstehen, wird sein Glück und seine Freiheit nicht dem rasenden Sturm allgemeiner Verwirrung und Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit anvertrauen, sondern dasselbe nur auf gesetzlichem und ordnungsmäßigem Wege suchen. Wie aber das, was man fürchtet, selbst durch die Wahl unzweckmäßiger Mittel, die man zur Abwendung der vermeinten Gefahr ergreift, nur zu leicht herbeigeführt wird, so ist es heilige Pflicht Aller, jene Furcht zu vernichten und das reine vertrauensvolle Verhältniß zwischen Vätern und Kindern ungekränkt wieder herzustellen. Der ist kein Freund des Vaterlandes, der liebt nicht sein Volk, das Recht und die wahre Freiheit, der, sey es auch in einer vermeintlich guten Absicht, irgen etwas thut, jene Furcht, dadurch ein gegenseitiges Mißtrauen, eine verderbliche Spannung zu nähren. Es soll das Gute nur auf rechtmäßigem Wege, nicht durch das abscheulichste aller Mittel befördert werden. Und Alle müssen es wissen und alle es anerkennen, daß kein abscheulicheres, kein zweckwidrigeres, kein verderblicheres Mittel, gerechte oder ungerechte Ansprüche geltend zu machen, gefunden werden kann, als der

Umsturz aller Ordnung, aller alten Verfassung, aller Gesetze. Denn das ist ein losgelassenes Ungeheuer, das, wenn es einmal ausbrach in seiner Wuth selten eher, als bis es in allgemeiner Verwüstung sich gesättigt hat, in seine Schranken zurückgeführt werden kann, und keine Menschenmacht vermag es zu zügeln, ehe das Verderben schon herbeigeführt ward. Darum hütet jeder Wohlgesinnte sich, den Geist des Abgrunds zu wecken, und er widerstrebet mit Ernst und Kraft denen, die auf irgend eine Weise ihn herbeirufen.

Drum bleibe von dir, geliebtes Vaterland, dieses Verderben fern! Es ist das Grab der wahren Freiheit, die allein du begehren kannst; es ist der Untergang des edlen alten Deutschen Geistes, der nie von uns weichen soll, vielmehr sich immer höher vollenden. In steter Gesetzmäßigkeit begründe sich deine Freiheit, in großherzigem Sinne für das Vaterland, für die Landesgenossen, in unverletzlicher Treue gegen Gott, gegen die rechtmäßige Obrigkeit und die Fürsten, reife dein dauerhaftes Glück! Standhaft hoffend, wacker fortstrebend, bescheiden fordernd, kräftig und weise die Rechte des Volkes entwickelnd und vertheidigend, mache dich selbst einer vernunftmäßigen, deiner würdigen Verfassung theilhaft!

Noch sind tiefe Wunden, welche die vergangene Zeit, die fremde Tyrannei und eigne Schuld geschlagen, zu heilen, noch viele Leiden zu überwinden, noch viele Uebel zu bekämpfen. Aber die Wunden werden heil, die Nachwehen und Leiden überwunden, die Uebel bekämpft werden,

wenn du dir selber treu bleibst, wenn Fürsten und Volk engvereint das Rechte wollen, und mit Liebe es fördern. Aus der tiefsten und schmählichsten Unterjochung, aus den drückendsten Verhältnissen hast du mit Gott dich gerettet, rette nun auch denen innern Frieden, deine Gesetze, deinen alten Ruhm!

Laßt uns nicht irre werden durch so viele trübe, unerfreuliche Erfahrungen der neuesten Zeit. Ueberall, wo etwas Gutes zu gedeihen beginnt, treibt auch Böses hervor, daß das Gute sich durchkämpfe und im Kampf sich befestige und bewähre. Böses wuchert wie Unkraut schnell auf; Gutes wird nur allmählig, aber wenn es recht gewollt wurde, um so sichrer und dauerhafter. Es muß ja Widerspruch kommen, auch gegen das Gute, damit es um so tiefer sich gründe, um so allseitiger sich entwickle, und so gewißer sich absondre von allem Bösen. Denn es soll das Gute nicht halb, sondern ganz seyn, keine Gemeinschaft haben mit dem Bösen. Es ist die Zeit der Läuterung, in der wir leben: das Feuer der strengen Prüfung muß Alles bestehen, und vieler Gedanken und Gesinnung müssen offenbar werden. Der Sieg des Guten ist unter uns nicht zweifelhaft, aber den Kampf dürfen wir nicht scheuen, nur sey er edel, unverwandt ein würdiges Ziel verfolgend, kühn ohne keck und frech, standhaft ohne eigensinnig, ausdauernd ohne übertreibend zu seyn. Die Söldner der Unvernunft, der Tyrannei und des Herkommens kämpfen mit mancherlei Waffen gegen den Geist der Zeit, wir, die wir ihm nicht sclavisch dienen, aber ihn ehren mit Wort und That,

können nur würdige, deutsche Waffen gebrauchen. Aber denen vertrauen wir, auf die Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit unserer Absicht, und auf die Gewißheit eines höhern Beistandes uns stützend, und Deutschland wird frei und herrlich stehen in der Reihe der europäischen Völker!

Aus aller Munde erschallen jetzt, wie mit geheimnißvollem Zauber, die Worte: Verfassung und Volksvertretung. Wohl mag es vielen unklar seyn, was sie damit meinen, was sie wünschen und fordern; aber daß der allgemeine Ruf darnach mehr ist, als ein vorübergehender Wunsch, mehr als eine leicht zu lenkende Richtung, mehr als ein bedeutungsloses Geschrei, das ist denen, die ihre Zeit verstehen, nicht verborgen. Die Mißdeutung oder Ueberhörung der allgemeinen Stimme würde von gefährlichen, nicht zu berechnenden Folgen seyn. Und so selten auch der Umfang von Kenntnissen, Einsichten und Erfahrungen, die zur Herstellung des großen Werks erfordert werden, überall sein mag, so wenig die Menge in alle einzelnen Zweige ihr eignes Begehren verfolgen, und alle dabei eintretende Verhältnisse überschauen und würdigen mag; doch ist das Verlangen und der Wille eben so gewiß bestimmt und entschieden, als auf ein wünschenswerthes und würdiges Ziel gerichtet. Die feindseeligen, befangenen Gegner desselben sprechen wohl in ihrer Selbstgefälligkeit und unziemlichen Herabwürdigung des ihnen fremden Strebens: das Volk weiß nicht was es will, und begreift nicht was es fordert; nur wenige sind in die Tiefen der Staatsweisheit so eingeweiht, daß sie

ein Urtheil hätten über die Ausführbarkeit und Zulässigkeit der gemachten Anträge, über den Werth und Vorzug der alten Verhältnisse, und der beabsichtigten neuen. — Wir aber versichern: das Volk weiß gar wohl was es will, und versteht gar wohl, was es fordert, obgleich die Ausführung, wie natürlich, nicht der Menge, sondern den dazu Geeigneten, die die klarste Ansicht der Dinge und das reinste Wohlwollen für alles Aechtmenschliche haben, anheim fällt. Das deutsche Volk will nämlich auch jetzt, was die frühesten Altvordern gewollt, zum Theil auch besessen haben, einen solchen Zustand des geselligen Vereins, der die Willkühr verbannt und die unumschränkteste Herrschaft dem Gesetz gewährt, dem jeder um so williger unterthan ist, als er selbst es als nothwendig anerkennen muß. Es will, daß die Gesetze, die über das Glück und die Freiheit so vieler freigebohrner Menschen entscheiden, nicht als Aeußerungen der Laune und des Zufalls, der Willkühr und Eigenmacht hervortreten, sondern durch die freie Berathung der Besten, die selbst nur als Vertreter des allgemeinen Willens handeln, begründet und zur Gültigkeit erhoben werden. Es heißt das nicht, das Volk will sich nach eigner Laune Gesetze geben und aufheben, um desto ungebundener zu seyn; es will nur die Gesetzgebung so geordnet wissen, daß es um so vertrauender und treuer sich selbst an das Gesetz binden kann, als jedes nur die Frucht der weisesten, besonnensten und geprüftesten Erörterung ist. Ohne eine so geordnete Gesetzgebung, die dieselbe von der Macht einzelner entbindet

und sie der sorgfältigsten Prüfung vieler, alle vaterländischen Verhältnisse und alle Bedürfnisse und Kräfte aller Staatsbürger einsichtsvoll würdigender, durch das allgemeine Vertrauen geehrter Männer anheim giebt, die letzte Bestätigung und Bekräftigung aber der obersten Staatsgewalt ertheilt, ist keine wahre Freiheit denkbar, weil diese nur in dem Gesetz eine Bürgschaft und Schutzwehr gegen die Willkühr hat. Unser Volk vertrauet, obwohl es eine so bedeutende Mitwirkung seiner Vertreter bei der Gesetzgebung anspricht, doch noch immer, wie vordem, seiner rechtmäßigen Obrigkeit; es will nur, daß diese selbst nach den Gesetzen walte, die jedem Wohlgesinnten eben so theuer seyn müssen, als habe er sich selbst sie vorgeschrieben. Es fordert darum auch die Verantwortlichkeit der höchsten wie der niedrigsten Staatsbeamten, weil das allgemeine Vertrauen und der allgemeine Gehorsam um so fester begründet sind, wenn jeder nach dem Gesetz gerichtet werden kann, und die Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten nicht außerhalb aller abzulegenden Rechenschaft zu liegen scheint.

So ist des Volkes Sinn, der nicht nach dem neuesten Urtheil vieler politischer Zeitschriftsteller, die für oder gegen die allgemeine Meinung sich erklären, gewürdigt werden soll. Treu will unser Volk seyn, aber nicht halb, noch blind, sondern von ganzem Herzen, und mit voller Ueberzeugung. Damit es das seyn könne, will es eine wahrhaft menschliche Verfassung, in der jedes, auch das kleinste Glied, doch als Mensch gilt, die Obrigkeit als von Gott verordnet, von allen anerkannt,

aber auch über jede Mißdeutung erhaben, der Fürst zugleich der erste Diener und oberste Wächter des Gesetzes, von dessen Verwaltung er nur Gott Rechenschaft abzulegen hat, der höchste sichtbare Bürge für die Verfassung, für die Herrschaft der Gerechtigkeit und Ordnung ist, darum auch nicht durch die Gunst der Menschen erwählt, sondern von Gott selbst berufen wird, welche Berufung in der gesetzlichen Erbfolge sich ausdrückt, so lange diese nach den Gesetzen der Natur und Vernunft fortdauern kann.

Solche Grundsätze und Gesinnungen werden auch ferner in der Fortsetzung dieser Blätter sich aussprechen, die in diesen letzten Mittheilungen noch einmal die höchsten Angelegenheiten unsers Volks den Lesern ans Herz legen wollten.

Noch manches andre wäre zu sagen; doch legt die Nothwendigkeit, hier zu enden, uns Schweigen auf. Drum bringen wir den Lesern diesen letzten Gruß und bitten sie, auch für die Folge die neuen deutschen Blätter sich empfohlen seyn zu lassen. Mögen sie mit Vertrauen ihnen entgegen kommen, und dasselbe immer in dem, was geleistet wird, gerechtfertigt finden!

Ihr aber, treue Landesgenossen, bewahret in Eurem Herzen die hohen, durch die Geschichte aller Zeiten bewährten Worte des unvergeßlichen Johannes Müller:

„Nicht auf dem Land oder auf der Macht,
„nicht auf dem Glück beruht eines Volkes
„Fortdauer und Name, sondern auf der Un-
„tilgbarkeit seines Nationalcharakters.“ —

„Rechtschaffenes, für dein Va-

„terlad rüstiges Volk! laß dir von „keinem Klügler widerlegen, was deine helden„müthigen Altvordern über die Furcht vor über„legener Macht und über die Schrecken des To„des erhob: Gott bewahret unsern „Bund!"

Se.

Ankündigung
der
Encyclopädischen Blätter.

Bekanntlich ist viele Worte zu machen, nicht unsere Sache. Es wäre auch unnöthig, der Gemeinde von weitem her beweisen zu wollen, daß sie kein solches Blatt habe, daß ein solches unumgänglich nöthig sey, und wie vortrefflich das unsre diese Lücke ausfüllen werde. Dergleichen ist schon oft und von jeder Schrift bewiesen worden, und würde wohl auch uns möglich seyn.

Wir aber wollen geben was wir haben, und thun was wir können. Die Gemeinde wird annehmen was ihr behagt, dulden was ihr gleichgültig ist, tadeln was ihr mißfällt, alles nach Belieben. Gleichgültig soll ihr wenig seyn. Das Leben wollen wir aufregen, ein Treiben und Laufen, ein Arbeiten und Schauen, ein Reden und Hören, ein Weinen und Aergern soll werden, wie es noch nie gewesen — wenn wir können was wir wollen, wenn die That wird was der Entwurf gezeichnet. Das steht in Gottes Hand,

der Leib und Geist einrichtet, daß sie zusammen passen — wenn es sich trifft.

Also nichts von Empfehlung unsrer Blätter. Nur von dem, was und wie in ihnen verkehrt werden soll.

Als encyclopädische Bl. sollen sie das gesammte Leben, Thun und Wissen der Natur und der Menschen umfassen. Allein da ein solches Versprechen an sich abenthenerlich ist, und ins Unbestimmte verfließt; so ist eine gewisse Umgränzung und innerhalb dieser ein Netz oder Fachwerk nöthig, nach denen sich die Gegenstände sowohl ihrer Zahl als Anordnung nach übersehen lassen.

Zuerst nehmen die encyclopädischen Bl. nur gründliche, bleibende Gegenstände auf, und von diesen vorzüglich diejenigen, welche der allgemeinen Bildung, nicht einzelnen Ständen angehören. Alle sogenannten eleganten Dinge, Romanzen, Erzählungen, Wortspiele, Theaternachrichten, Feuerbrände, Hals- und Beinbrüche und was dieses Gelichters wäre, bleiben draußen.

Dagegen nehmen einen vorzüglichen Raum ein, die Naturwissenschaften aller Art, und unter diesen die eigentliche Naturgeschichte und Physiologie. An in sich verschlossene Facultätswissenschaften, wie Jurisprudenz und Theologie wagen wir uns nicht.

Es schließen sich an: die technologischen und ökonomischen Wissenschaften und Entdekkungen in allen ihren Zweigen.

Geschichte in jeder Hinsicht. Alterthumskunde.

Sprachkunde, besonders der Deutschen.

Kunst, Bau- Bild- Malerkunst. Dicht- und Redkunst sparsam. Ferner alles, was im Leben und fürs Leben wichtiges vorgeht unter Menschen, Thieren, Pflanzen, Steinen und Elementen.

In diesen genannten und in nicht genannten Fächern werden alle neuen Entdeckungen und Ansichten geliefert. Zu diesem Behuf sind fast alle englischen, französischen und italiänischen Zeitschriften angeschafft. Von ihrem Inhalt werden Uebersichten gegeben.

Veränderungen, welche mit wichtigen Einrichtungen, mit Universitäten, mit Gelehrten, Geschäftsmännern vorgehen, werden angezeigt. Doch befürchte man nicht, daß das Papier mit Gymnasiumsprogrammen und dgl. angefüllt werde.

Endlich wird mit diesen Bl. eine Recensieranstalt verbunden, aber nach einem ganz neuen Plan, den wir in dem ersten Blatt ausführlich angeben werden. Um alle Partheilichkeit zu entfernen, wird die größte Partheilichkeit eingeführt. Es soll nehmlich Recensionen einschicken können, wer nur immer will, Freund und Feind, Gleichgültiger oder der Verfasser selbst. Es werden von jedem Buch 2 — 4 abgedruckt. Es versteht sich hiebei von selbst, daß es dem Herausgeber überlassen bleiben muß, zu langes abzukürzen.

Da eine solche freie Einrichtuug nur bestehen kann, wenn sie durch keine Einreden gestört wird, so verlangen wir, daß Niemand über Beleidigung klage, auch erklären wir zum Voraus für unwahr und ungültig, was irgend jemand

beleidigen könnte, und machen uns hiemit anheischig, jedem öffentlich Abbitte zu thun, der es nur immer verlangt.

Da diese Einrichtung und die der ganzen Blätter zum Vortheil eines jeden ist, auch sie spottwohlfeil gegeben werden; so wird für Nichts eine Verehrung gegeben. Dagegen nehmen wir jede Antikritik auf (versteht sich in gehörigem Maaß); jeder, der etwas entdeckt, kann es durch uns unentgeltlich bekannt machen, Vorlesekataloge werden abgedruckt, Anfragen, Auskünften über wissenschaftliche Gegenstände, Ehrenbezeigungen, Todesfälle u. s. w. finden eine geneigte Aufnahme.

Es soll hier ein Arbeits- und Tummelplatz (altdeutsch, nicht das barbarische Turnplatz) geebnet werden, auf dem sich die ersten Männer Deutschlands üben und zeigen, und sich Kronen erwerben sollen. — Daß es kein gemeiner Tummelplatz werde, worauf Krämer, Hexen und Landstreicher ihre Buden aufschlagen, dafür laßt uns sorgen.

Oken.

* * *

Da die encyclopädischen Blätter gewissermaßen das Kind der in Altenburg erschienenen deutschen Blätter sind, und die Mutter darin, wenn gleich nur in einem kleinen Kämmerlein fortleben soll; so verspricht unterzeichnete Behörde, welche die Pflege dieser ehrwürdigen, noch immer jungen Gebärerin übernommen, sie so

eifrig und gewissenhaft zu unterhalten, daß sie von Zeit zu Zeit Lust bekommen soll, aus ihrer Kammer hervor unter die Linden oder auf die Laube zu treten, und der Gemeinde das wichtigste aus der politischen Welt zu erzählen, sie auf gewisse Erscheinungen aufmerksam zu machen, oder solche Dinge, die nicht erscheinen wollen, in Anregung zu bringen. Es soll daher hier vorzüglich das mitgetheilt werden, was in andern Blättern nicht Neuigkeit werden darf, was heimlich die Würde der Fürsten, die Freiheit der Menschen, die gesetzliche Verfassung, den einzigen Quell des geistigen und leiblichen, des sichern, vertrauensvollen, kurz bürgerlichen Lebens fördert und stützt, oder zurückhält und untergräbt. Vertraute Mittheilungen verlangt daher unterzeichnete Behörde, und verspricht strengste Bewahrung des Vertrauens. Kein Name wird genannt, außer im Falle eines rechtlich geführten und durch förmliches Urthel verlornen Prozesses. Eine englische Parlementsstube soll hier gebaut werden, in der jeder, ohne Ausnahme, das Recht zu reden hat, was er will, wer zu reden versteht. Alles mag er sagen; nur vor dem Prozesse mag er sich hüten. — Dieses Blatt ist das einzige in Deutschland, welches solche Freiheit versprechen kann.

Das würdigt, das benutzt! hiemit ist euch genug gesagt. —

Die encyclopädischen Blätter werden nach Jahrgängen eingerichtet, aber monatlich, und wers

verlangt, wöchentlich ausgegeben. Der Jahrgang wird vier Alphabete in Quart enthalten, und nicht mehr als 6 Rtlr. sächs. kosten. So ziemlich jeden Monat wird ein Kupferblatt beigelegt, welches entweder naturhistorische, oder technologische, oder archäologische, oder Kunstgegenstände enthalten wird.

Man bestellt bei jedem Postamt, oder bei Buchhandlungen. Diese wenden sich entweder an das Postamt zu Jena, oder Leipzig, oder Altenburg im Wege des Buchhandels an unten genannte Expedition, deren Commissionär in Leipzig Herr W. Engelmann ist.

Wer etwas einzusenden hat, Briefe oder Bücher, der schicke es an die Herausgeber in Jena, oder an die unterzeichnete Expedition nach Jena, entweder durch die Post, oder durch Buchhandlungen, oder durch Gelegenheit, je nach Umständen.

Jena im Juny 1816.

Die Expedition der encyclopädischen Blätter.

Ankündigung einer Zeitschrift unter dem Titel: Kriegsgeschichtliche Monographien, aus der neueren Zeit seit dem Jahre 1801 oder neueste Beiträge zur Geschichte der Kriegskunst.

Die Kriegskunst hat einen so wesentlichen Antheil an der gegenwärtigen Entwickelung des Staatenschicksals von Europa gehabt, daß es für den Geschichtsfreund überhaupt, wie für den Kriegskundigen insbesondere, ein wissenschaftliches Bedürfniß geworden ist, einzelne, für größere Werke oft gar nicht geeignete, und dennoch für die Theorie sowohl als für die Praxis, oder für die allgemeine Geschichte wichtige Beobachtungen und Erfahrungen, überhaupt alles, was die Geschichte der Kriegskunst in dem 19ten Jahrhunderte betrifft und neu ist, von Augenzeugen zu sammeln, und die Ansichten sachkundiger Männer von den denkwürdigen Kriegsereignissen in einem, diesem Zwecke ausschließend gewidmeten Archive zu vereinigen.

Die schätzbarsten Beiträge zu von Bülow's, von Scharnhorst's u. A. Schriften, liegen in den Tagebüchern verdienter Offiziere verborgen, welche in einer Zeitschrift, wie von Rouvroy's militärische Miverva, oder von Rühl's Pallas, oder die österreichische Zeitschrift und ähnliche Archive der Kriegsgeschichte waren, einen Ehrenplatz einnehmen würden. Sollen diese handschriftlichen Bemerkungen und Nachrichten für die Wissenschaft verloren gehen und vergessen werden; oder soll man warten, bis sie spät, nach dem Tode der Augenzeugen, in zerstreuten Denkwürdigkeiten erscheinen, wo sie der öffentlichen Prüfung und Vergleichung mit andern Thatsachen weniger unterliegen?

Jetzt, da die Waffen ruhn und die mit Lorbeern umwundenen Feldtagebücher geordnet werden, jetzt ist die Erinnerung an alles was geschehen, eben so lebendig und frisch, als das Bedürfniß des Forschens und Wissens lebhaft. Sollten daher unsere tapfern Zeitgenossen nicht unter sich austauschen und gegenseitig kriegskundig prüfen wollen, was sie beobachtet, gethan und erfahren, was sie Schätzbares für Kunst und Wissenschaft selbst eingesammelt haben? Die Kriege des 19ten Jahrhunderts bieten für die Geschichte der Kriegskunst, welche der verdienstvolle von Hoyer in seinem geschätzten Werke

bis an das Ende des 18ten fortgeführt hat, so reiche Ausbeute dar, daß es einer

kriegsgeschichtlichen Zeitschrift

in einer zwanglosen Folge von Bändchen, wie die unsrige seyn soll, nicht an neuem Stoffe von wissenschaftlichem Werthe fehlen wird, wenn die einsichtsvollen Kriegsmänner aus allen Heeren, welche seit 1801 in den meisten Ländern Europa's fast nach denselben Grundsätzen kriegskünstlerischer Bildung gefochten haben, sich für unsern Zweck mit uns vereinigen wollen.

Wir laden sie, als die vollgültigsten Zeugen der ewig denkwürdigen Geschichte unsrer Zeit, hierzu mit dem Vertrauen ein, das unsere Ueberzeugung von dem geistigen Zusammenhange und dem Gemeingeiste, der jetzt alle Gebildete zu wissenschaftlicher Thätigkeit hinführt, nicht ohne Ursache einflößt. Denn schon erfreuen wir uns der Zusage mehrerer würdiger Männer, und wir können dem Publikum versprechen, daß es in unsern

kriegsgeschichtlichen Monographieen

nur Erzählungen und Charakteristiken von bedeutenden oder minder bekannten, denkwürdigen Kriegsbegebenheiten, vorzüglich aus der neuesten Zeit, von Augenzeugen und Theilnehmern kriegskundig abgefaßt, oder aus weniger zugänglichen Quellen mit Kritik ausgewählt, und durch Karten und Plane, wo es die Wissenschaft erfordert, erläutert, ohne Beimischung von Politik, noch fremdartigen Dingen,

finden wird. Jedes Bändchen von etwa 24—30 Bogen soll sechs und mehrere Erzählungen oder Darstellungen dieser Art enthalten. Das erste wird zur Michaelismesse d. J. erscheinen; und die Fortsetzung unsers Unternehmens kann, wie wir nach den getroffenen Maßregeln hoffen dürfen, nur an Neuheit und Interesse gewinnen.

Alle Beiträge, zu denen dringend eingeladen wird und die auf Verlangen angemessen honorirt werden, sind an unterzeichneten Verleger zu senden. Der Herausgeber selbst wird sich künftig nennen.

Leipzig und Altenburg, im April 1816.

F. A Brockhaus.